

Ernst Frank:

Sudetenland - Deutsches Land

Ol
Ernst Frank

Sudetenland - - Deutsches Land

Erzählte Geschichte
des sudetendeutschen Freiheitskampfes

Jungland-Verlag Görlitz

Możesz pożyczyć się do domu



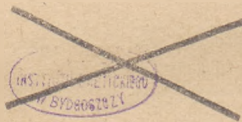
Biblioteka
Uniwersytetu Gdańskiego



1100881127



// 413438



Alle Rechte, auch das der Uebersetzung und Verfilmung, vorbehalten.

Copyright by Jungland-Verlag Görlitz

4. stark erweiterte Auflage 1942 (19.—29.000)

Druck : Karl Tischer, Buchdruckerei und Verlag, Ronneburg/Thür.

D 424/2/09

181

Inhaltsangabe

1. Abschnitt: Kurze Besiedlungsgeschichte der Sudetenländer
Aus Bojerheim / Vom Reich der Markomannen / Die
Landschaft spricht / Die Slawen kommen / Das deutsche
Siedlungswerk / Brücke zur Gegenwart Seite 9—33
2. Abschnitt: Was Großväter und Väter erlebten
(1848—1918) Seite 37—57
3. Abschnitt: Lied der Landschaft
(Wie sudetendeutsche Dichter ihre Heimat sehen)
Seite 61—71
4. Abschnitt: Erinnerungen aus der Zeit einer Unterjochung
Vom 4. März 1919 bis zur Auflösung der DNSAP. / Die
politische Bedeutung des Turnverbandes / Der Weg ins
Reich (Geschichte der SdP.) Seite 75—208
5. Abschnitt: Freiheit heißt Verpflichtung Seite 211—214
- Verzeichnis des benützten Schrifttums Seite 215—216

Verzeichnis der Bilder

Schloß Elbogen / Duppauer Landl; / Bauernhof im Egerland / Landkarte
des Sudetenlandes / Konrad Henlein / Der Führer, Konrad Henlein und
K. H. Frank in Breslau.

1. Abschnitt

**Kurze Besiedlungsgeschichte
der Sudetenländer**

Aus Bojerheim

Vor unserer Zeitrechnung saßen die Germanen an der Elbe, Oder und Weichsel, bis zum Bug, während in Frankreich, den Alpen, in den Sudetenländern und bis nach Ungarn hinein Kelten wohnten. Das römische Reich war über die heute französischen Landschaften hinaus an den Rhein und über ihn hinüber, durch die Alpen bis an die Donau vorgestoßen und hatte hier seinen Grenzwall gegen die von Volkskraft überquellenden Landschaften Germaniens gestemmt. Aus den volkreichen Weiten Asiens rollten aber immer wieder Volkswellen gegen Westen, und diese Unruhe im Osten ließ den germanischen Stämmen dazwischen die römischen Provinzen einladender werden. Dies umso mehr, je schwächer Roms Macht und je dünner die romanische Besiedlung erschien.

Sie gelangten über den Rhein bis zur Mosel und Maas, im Süden überschritten sie den Wall der Alpen und ergossen sich bis nach Italien.

Seit der älteren Steinzeit hatten Stämme der großen Kulturen in Europa die waldfreien Täler der Eger, Elbe, Moldau, March und Waag besiedelt, hatten in den Beckenlandschaften in Nordwest-, West- und Mittelböhmen größere Siedlungen angelegt, waren von den großen Wanderungen anderer Kulturen überdeckt oder verdrängt worden. Große Durchzugswege von Nord nach Süd führten hindurch. In der jüngeren Eisenzeit, in den letzten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung besetzten die Bojer, ein Keltenstamm, dessen Name in den Werken der gleichzeitigen griechischen Geschichtsschreiber festgehalten erscheint, unsere Landschaften. Sie verdrängten eine ältere angesessene Kultur, deren Träger der illyrischen Völkergruppe zugezählt werden

kann und die sicher starke Teile der älteren bronzezeitlichen Bevölkerung aufgesaugt hatte.

Von den Bojern leitet sich nun der Name des Landes seitdem her. Böhmen hieß im Mund der Römer Boihmum, im Althochdeutschen Beheim und bedeutete nichts anderes als Heim der Bojer. Auch keltische Orts- und Flußnamen haben sich bis auf unsere Tage erhalten. Eger und Iser sind keltischen Ursprungs, und der Name der Eger gibt uns sogar ein Beweismittel in die Hand, daß an ihren Ufern seit der ersten germanischen Einwanderung ständig Deutsche gewohnt haben müssen.

Wie hätten sich sonst auch altdeutsche Namen wie Elbe, March, Waag und andere bis heute erhalten können?

Unser geschichtliches Wissen über die Bojer ist nicht groß. Sie dürften bis um die Hälfte des letzten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung in Böhmen gewohnt haben. Um 120 wehrten sie mit Erfolg die andrängenden Kimbern und Teutonen von ihren Nordgrenzen ab. Doch scheint schon damals neben ihnen ein germanischer Stamm, und zwar der der Hermunduren oder Marsigner in Nordböhmen und östlich der Elbe gewohnt zu haben. Bodenfunde lassen diese Annahme zu.

Wir dürfen uns die Zahl der Stammesangehörigen nicht zu groß vorstellen. Der größte Teil des Landes war von unbewohnbaren Wäldern bedeckt, in denen nur kleine Flächen für Wohn- und Bebauungszwecke gegen den wuchernden Urwald gehalten werden konnten. In vereinzelt und weit voneinander entfernt liegenden größeren Gehöften spielte sich das Leben der Bojer ab. Und sehen wir sie um 120 noch stark genug, der Wanderrichtung der Kimbern und Teutonen eine Aenderung aufzuzwingen, ein halbes Jahrhundert später, um 60 vor unserer Zeitrechnung etwa, sind sie schon nicht mehr imstande, ihr Land vor dem Andrängen der Markomannen zu beschützen. Ob in diesem halben Jahrhundert schon durchwegs Abwanderungen aus dem Stamm der Bojer stattgefunden haben, so daß sie rein zahlenmäßig nicht

mehr Schutzwall ihren Grenzen sein konnten, ob sie der größeren und härteren Kriegskunst der Neuankommenden weichen mußten, das ist schwer zu sagen. Mit einiger Sicherheit kann nur mitgeteilt werden, daß sie ihr Land, nach Südwesten auswandernd, verließen.

Vom Reich der Markomannen

Die Markomannen stellten einen Teil des germanischen Stammes der Sweben dar, waren also ein schwäbischer Volkstamm. Ihr Name bedeutete nichts anderes als Mark- oder Grenzmänner. Sie saßen, ehe sie ihre Wanderungen nach Böhmen antraten, in den Mainniederungen, wo sie während der Römerherrschaft von Drusus so stark bedrängt wurden, daß sie es vorzogen, ihre alte Heimat mit den böhmischen Wäldern zu vertauschen. An den fruchtbarsten Teilen der Elbeufer und an deren Nebenflüssen gründeten sie ihre Hauptsiedlungen. Zu gleicher Zeit, oder bald nach ihnen, besetzten die Quaden, ebenfalls ein schwäbischer Stamm, das Land Mähren.

Die Markomannen wählten Marbod, einen hervorragenden Edeling, aus ihren Reihen zu ihrem Führer und König. Marbod hatte als Jüngling in Rom gedient und dort mit eigenen Augen die Anwendung der fremden Kriegs- und Staatskunst kennengelernt. Nach Hause gekommen und zum Führer erkoren, schuf er in Böhmen ein großes germanisches Reich, dessen Einfluß bald weit über seine Grenzen hinaus wirkte. Die Quaden in Mähren, die Wandalen in Schlesien, Hermunduren, Semnonen und Langobarden schlossen sich ihm an oder mußten sich ihm unterordnen, so daß sich sein Reich von den Marchniederungen und dem Böhmerwald bis zum heutigen Mecklenburg ausdehnte. Mit so großer Geschicklichkeit wußte Marbod seinen Staat aufzubauen, daß er, über eine Gefolgschaft von 70 000 Kriegern zu Fuß und 4000 Reitern verfügend, den weiter nördlich lebenden Germanen scheue Achtung, den Römern aber bald Angst und Unbehagen vor dem mächtigen Nachbar einzuflößen vermochte. Im

Jahre 6 unserer Zeitrechnung beschloß daher Augustus, der Kaiser in Rom, die Macht Marbods zu brechen. Doch das Geschick wollte es anders. In Pannonien, einer von Rom unterworfenen Landschaft zwischen Sau und Donau, brach ein Aufstand der hier lebenden Illyrer und Kelten los, der niedergeworfen werden mußte. Die Niederwerfung dieses Aufstandes machte den Markomannenzug unmöglich.

Marbod aber suchte nicht nordwärts im gemeinsamen Abwehrkampf die Bundesgenossen, sondern kam Rom entgegen und bot einen Vertrag als Bindung an.

Inzwischen hatten sich die nordgermanischen Stämme unter Hermann, dem Cherusker, geeinigt. Ihre Vereinigung war größtenteils den Uebergriffen der römischen Willkürherrschaft zu danken. Sie beschlossen, das römische Joch abzuschütteln. Nach der siegreichen Schlacht im Teutoburger Walde im Jahre 9 nach Christi sandte Hermann das Haupt des gefällten Römerfeldherrn Varus an Marbod und bot ihm neuerlich an, dem Bund dieser germanischen Stämme beizutreten; doch Marbod hielt an dem Vertrag mit den Römern fest und zerschlug damit eine erste große Vereinigung aller bedeutenden deutschen Stämme. Die sich entwickelnden Verhältnisse trieben zu weiterer Entzweiung; es kam zu einer großen Schlacht zwischen Marbod und Hermann am Nordfuße des Erzgebirges und schließlich endeten beide germanischen Fürsten kläglich. Hermann fiel durch die Mörderhand germanischer Häuptlinge, sein Sturz könnte das Urbild für die Siegfriedsage geworden sein. Marbod aber mußte bald darauf aus seinem Reich fliehen und fand Zuflucht in Ravenna, wo er in knechtischer Halfreiheit starb.

Doch war mit Marbods Flucht die Bedeutung des markomanischen Reiches durchaus nicht gebrochen. Jahrzehntelang wirkt die Schöpfung des großen Staatsführers weiter, und in den Jahren 166 bis 180 unserer Zeitrechnung sind die sudetenbewohnenden Schwabenstämme abermals der Mittelpunkt römi-

scher Sorgen. Gewaltige Kriegszüge werden notwendig, um den König der Quaden, Ariogaisos, niederzuringen, und wenn uns ein Denkmal sudetendeutscher Geschichte in Rom, die Markussäule, die der römische Senat seinem siegreichen Kaiser Mark Aurel errichten ließ, auch nur von Siegen der Römer zu berichten weiß, so verraten uns doch Haltung, Kampfweise und Kleidung der darauf abgebildeten Schwaben, daß es die Römer mit einem Stamm zu tun hatten, der ihnen durch Tapferkeit, Mut und inneren Adel nichts ersparte.

Noch einmal in der römischen Geschichte taucht, zum Ende des vierten Jahrhunderts, der Name einer Markomannenfürstin auf. Fritigil, eine fromme Königin, bittet einen Mailänder Bischof um Belehrung im Glauben an Christus. Damals schon neigte sich germanischer Glaube der christlichen Kirche zu.

Mit dem Jahre 400 versiegen die Nachrichten über die sudetenbewohnenden Stämme der Schwaben. Ein Teil der Markomannen und der mährischen Quaden schloß sich am Anfang des fünften Jahrhunderts den nach Spanien ziehenden Wandalen an. Ein Stamm dieser, die Silingen, hat ihrem Heimatlande den Namen auf immer gegeben: Silesia, Schlesien.

Für die herrschende Schicht der Markomannen führte das Jahrhundert die Verbindung und schließlich Verschmelzung mit den Thüringern und verschiedenen kleinen Stammesplittern jenseits des Böhmerwaldes herbei. Im weiteren Verlauf dieser Entwicklung verschoben sich die Wohnsitze und das Schwergewicht des Volkes in das Gebiet der Naab und des Regen, und schließlich erhalten sie unter den Ostgotenkaisern Rhäthien eingeräumt, das heutige Altbayern. In den Jahren um 535, in denen dieser neue Stammesverband der „aus Böhmen Stammenden“, der Baivarii, die Donau überschreitet, ergreifen die Langobarden unter König Wacho Besitz von den Landschaften Böhmens und Mährens. Aber um die Mitte des Jahrhunderts verläßt auch dieses germanische Volk unsere Länder wieder und zieht über

Ungarn nach Oberitalien, wo in der Lombardei ein starkes Reich erbaut wird. 562 rollt aber nun schon von Osten die Awarenflut heran.

Wie stark die Dorfschaften der Markomannen, Quaden oder Langobarden gewesen sind, die in den Ländern zurückgeblieben sind, können wir nicht abschätzen. Am Georgsberg (Reif-Rip), an der Eger, Elbe, Moldau, March, Schwarzach, Igel, Waag saßen aber sicher noch Jahrhunderte hindurch einzelne Germanensippen in ihren Gehöften, die durchziehenden fränkischen Heeren ebenso wie den slawischen Nachbarn so manchen Fluß- und Bergnamen überlieferten, den der Sprachforscher heute aus fremdgewordenem Gewande herauschält.

Mut im Leben und Geist im Schaffen besaßen die schwäbischen Markomannen und Quaden. Das beweist uns am besten ein Blick in ihr Sitten- und Bildungsleben in den ersten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, das sich auf Grund geschichtlicher Erwähnungen und der gemachten Bodenfunde wieder aufbauen läßt.

Im ungeheuren Waldland, das die Markomannen nach den Bojern zu ihrem Heimatlande erwählt hatten, rodeten sie schon so manche Flur. Bär, Luchs und Hirsch, die gerne Gejagten, mußten sich tiefer in die Wälder, höher hinauf in die Berge, zurückziehen. Ihre Gehöfte trugen die Grenzmänner, Markmänner an der Grenze germanischen Siedelbereiches, in die kleineren Flußtäler, immer weiter quellenwärts vor. Aus dem Blockhaus, das erst Mensch und Tier barg, wurden getrennte Wohn-, Schlaf- und Vorratsstätten, Ställe, Keller und Scheunen, die alle weit in das Land hinaus eingezäunt waren, die Haustiere mehrten sich, der Wolfshund witterte wachend im Gehege. Neben Einzelhöfen entstanden ganze Dorfschaften und große Siedlungen. Die Freude an der natürlichen Leibesübung unter Männern und Jünglingen wurde gepflegt. Reiten und Schwimmen, Rösserspringen und Gerzielwerfen wurden vor der Dorf-

gemeinde geübt. Die Frauen erhielten als Schmuck bisweilen sogar kostbare Goldschmiedearbeiten, der Männer Stolz aber bildete das Gewaffen. Schwert und Speer zu beherrschen, war die Sehnsucht der Jünglinge. Doch nicht nur die beiden, auch der schwache Schild, schwach nur, weil die Abwehr mit ihm zumeist in der geschickten Gegenbewegung bestand, wurde im Kampf mit seinem geschärften und gespitzten Buckel oder Stachel in der Mitte zur gefürchteten, weil noch unbekanntem Angriffswaffe. Wie bei allen germanischen Stämmen, so bestand auch die Kriegskunst der Markomannen im harten Angriff.

Das friedliche Leben traf sie nicht nur bei ihrem schweren Bauernhandwerk, auf der Jagd und beim Thing, die dabei übergeworfenen Mäntel durch edle Fibeln über die Schulter gerafft, es sah sie auch auf weiter Handelsfahrt nach dem klugen Rom und in die römischen Landschaften, es hieß sie einen lebhaften Durchzugsverkehr durch ihr Land von Süden nach Norden, von Westen nach Osten überwachen.

Auch aus den christlichen Werkstätten am Rhein kam römische Ware, und daheim rauchten Eisenschmelzöfen, die oft den Mittelpunkt eifrigen Schaffens bildeten. Doch endete das vielfältige Leben, als ein Großteil der Markomannen und Quaden im fünften Jahrhundert die Sudetenländer verließ.

Die Landschaft spricht

War das Land nun vollkommen menschenleer, als die Slawen unter der Awarenvorherrschaft die Besiedlung begannen, oder stießen sie dabei auf stärkere oder geringere Volksreste der Markomannen, Quaden und Langobarden? Aus Vergleichen mit anderen Auswanderungs- und Siedlungsbewegungen ergibt sich, daß das Mutterland fast nie gänzlich vom neulandsuchenden Stamm verlassen wurde. Auch sind wir in der Lage, auf Grund der Namenforschung verlässliche Beweise zu erbringen, daß die Sudetenländer nicht gänzlich von germanischen Bewohnern entblößt gewesen sein können, als die Slawen eindrangten, sondern

daß sich sogar Reste erhalten haben, die stützende Grundlagen bei der deutschen Wiederbesiedlung im 11. bis zum 13. Jahrhundert gebildet haben konnten. Es seien einige Beweise aus der Orts-, Flur- und Flußnamenforschung dafür angeführt.

Ein treffendes Beispiel dafür bietet der Name des mährisch-schlesischen Gebirgszuges „Gesenke“. Das Gesenke hieß zur Zeit der markomannisch-quadischen Besiedlung Eschengebirge. Die einwandernden Slawen übersetzten den Namen in „jeseniky“ (Esche heißt slawisch „jesen“). Die später ankommenden deutschen Siedler machten sich den ihnen unverständlichen slawischen Namen mundgerecht, indem sie ihn in „Gesenke“ umwandelten, ohne freilich zu ahnen, daß sie damit dem Sinngehalt der ursprünglich germanischen Namensgebung gerecht wurden.

Daß die keltischen Namen Böhmen, Eger und Iser nur auf uns gekommen sein können, indem sie durch keltische und germanische Volksreste bis zur Wiederbesiedlung übertragen wurden, ist uns bekannt. In diesem Zusammenhang sei nur eine Deutung des Wortes Sudeten noch gegeben. Mit dem Namen Sudetenberge oder Sudetengebirge bezeichneten die Kelten wahrscheinlich das Erzgebirge, wie aus den Aufzeichnungen eines griechischen Geographen hervorgeht. Die Kelten jagten im Erzgebirge viel Wildschweine, so daß sie das Gebirge als Saugebirge bezeichneten, wobei wir in „Sudeten“ eine Weiterbildung des keltischen Wortstammes „Su“ oder „Sud“, das ist „Sau“, zu erblicken haben.

Die Namen Elbe, Angel, Mies, Moldau, Thaya, March, Schwarzawa und Waag, der Bergname Reif, alle Flußnamen auf „awa“, die Ortsnamen Nimptsch, Iglau, Brünn und andere mehr sind germanischen Ursprungs. Sie wurden zum Teil slawisiert, ohne daß dadurch ihre germanische Herkunft hätte vollständig verdeckt werden können, zum anderen Teil aber geradeaus über die im Lande verbliebenen germanischen Volksreste, lediglich durch die hochdeutsche Lautverschiebung ver-

wandelt, an die neuauftretenden Siedler im 11., 12. und 13. Jahrhundert weitergegeben.

Wären keine Reste germanischer Volksstämme zur Zeit der Einwanderung der Slawen vorhanden gewesen, könnte es keine deutschstämmigen Orts-, Fluß- und Gebirgsnamen im Slawischen geben.

Doch zeugen auch geschichtliche Anhaltspunkte, Stellen in Sagen und das Vorhandensein deutscher Orte zur Zeit des Awarenzugs Karls des Großen davon, daß germanische Volksreste in der Zeit vom 7. bis zum 11. Jahrhundert in Böhmen und Mähren lebten.

So schickte z. B. ein Wandalenrest aus Schlesien eine Abordnung nach Karthago, wo der ausgewanderte Stamm ein mächtiges Reich gegründet hatte, mit der Bitte, die Stammesbrüder möchten auf ihre Landanteile daheim, die sie sich bei der Auswanderung seinerzeit vorbehalten hatten, verzichten. Die Auswanderer gingen jedoch nicht darauf ein. Aus dieser Nachricht geht hervor, daß hier wohl starke Reste in der alten Heimat verblieben sein müssen.

Die Iglauer Gründungssage wieder weiß zu berichten, daß Soldaten Karls des Großen auf ihrem Awarenzuge noch Reste der alten Deutschen angetroffen hätten, die mit der Anlage der Bergstadt beschäftigt waren. Wir wissen zur Genüge, daß Sagen nirgends ohne Grund entstehen.

Doch dürfen wir uns durch die angeführten Beispiele nicht über die Stärke der im Lande verbliebenen Reste germanischer Volksteile täuschen lassen.

Denn in starken und staatlich geordneten Verhältnissen lebende Volksstämme hätten ihren Heimatboden wohl kaum kampfflos einem anderen Volke abgetreten, aber von Kämpfen berichtet keine Quelle und Sage. Es müssen die großen waldfreien Täler und Beckenlandschaften entvölkert und die vereinzelt Siedler ohne feste Führung und Stammesbindung gewesen sein.



Die Slawen kommen

So wissen wir auch nur herzlich wenig über die Zeit vom Ende des sechsten Jahrhunderts, die Zeit, in der die Slaweneinwanderung frühestens stattgefunden haben kann, bis zur Zeit um 800 etwa, in der die Slawen in Böhmen zum ersten Male quellenmäßig erwähnt werden. Es geschieht dies anlässlich des Awarenzuges Karls des Großen durch Böhmen. Betrachten wir eine Sprachenkarte der Sudetenländer und ersehen daraus, wie das slawische Siedlungsgebiet von Südosten nach Nordwesten kühn mitten in deutsches Land hineindringt, am weitesten von allen slawischen Stammesgebieten nach Westen vorgetrieben, so liegt die Annahme nahe, daß die Slawen über Oberungarn nach Mähren und Böhmen gekommen sein müssen. Diese Annahme wird von den wenigen geschichtlichen Nachrichten noch bestätigt, die uns erzählen, daß die Slawen, aus ihrer Heimat am Dnjepr etwa, unter der Oberhoheit der asiatischen Awaren bis in die Sudetenländer gedrängt wurden. Schauerliches wird uns darüber aus dem Jahre 623 von einem Geschichtsschreiber namens Fredegar berichtet, der von knechtischer Hörigkeit in weitem Ausmaße und von Blutmischung spricht. Der Name „obr“ für Riese in der tschechischen Sprache hält offensichtlich den Namen der Awaren fest, und Funde bezeugen das Nebeneinander der beiden Völker in unseren Ländern.

Ein fränkischer Kaufmann, namens Samo, der hier im Osten des Frankenreiches slawische Stämme zu einigen wußte, wurde der erste Befreier auch der Slawen unserer Länder vom Awarenjoche. Doch zerfiel das großwendische Reich Samos nach dessen Tode.

Erst als Karl der Große, veranlaßt durch die dauernden Awareneinfälle in die östlichen Gebiete seines Reiches, sich zu seinen großen Slawen- und Awarenzügen zwischen 791 und 806 entschloß, wurden die Awaren endgültig zurückgeschlagen, die Slawen dauernd von ihnen befreit.

Wogastisburg, eine der großen Fluchtburgen in Samos Reich, zwang damals Karls Heer zum Halt auf einem der Züge. Die Forschung glaubt im Ringwall am Kaadner Burberg diese Feste gefunden zu haben.

Erst nach Befreiung von der grausamen asiatischen Fessel und der ersten Annäherung an den fränkischen Kulturkreis nach dem Bekanntwerden slawischer Stammesführer mit der übermächtigen Königsgestalt Karls des Großen werden uns Eini-gungsversuche unter den Stämmen der Sudetenslawen bekannt. So mächtig wirkte die königliche Macht Karls auf die Slawen, daß sein Name für sie zum Begriff des Königs wurde. (Karl = Kral = König.)

Südlich der Länder im Donautal schiebt der bayrische Stamm in den Wegspuren Karls des Großen die erste Ostmarkgrenze bis über das Gebiet des heutigen Preßburg hinaus. In unseren Ländern aber geht von dem mährischen Lande der nächste große Einigungsgedanke aus, und Zwentibald (Svatopluk) ist es, der bald im harten Kampf mit der bayrischen Ostmark liegt. Das Jahr 894 sieht seinen Tod in der Schlacht, und das folgende Jahr der Prager Herzöge Spitignew und Wratislaw Erscheinen auf dem Regensburger Reichstag. Es scheitert auch der Versuch einer Bindung der kirchlichen Ordnung Mährens an die byzantinische Kirche, und die bayrischen Bistümer behalten ihren Einfluß im Lande. Die furchtbare Niederlage des bayrischen Heer-bannes bei Preßburg durch das Magyarenheer gibt nicht nur die Ostmark preis, sondern auch Mähren. Und als ein Menschenalter später das Reich unter dem sächsischen Herzoghaus zum Gegenstoß vorgeht, folgen in der Wiederbesiedlung des deutschen Südostens außer den Bayern auch die Franken und Niedersachsen in das Donauland und in den böhmischen Raum. In der endgültigen kirchlichen Gliederung fällt dann Böhmen als Bistum dem Mainzer Erzbistum zu und ebenso der Olmützer Stuhl mit Mähren. Es beginnt die bewegte, aber auch glanz-

volle Zeit der Herrschaft der Przemysliden, die aus dem Lande Böhmen das sonnige Land Mitteleuropas macht, die das goldene Prag erblühen läßt, Frachtkähne und Erntewagen ziehen heißt, die aus den przemyslidischen Gauen eines der angesehensten Fürstentümer des Reiches erstehen läßt, in dem der christlich-germanische Kultureinfluß in vier knappen Jahrhunderten für zwei Völker Glück und Gesittung schafft.

In Regensburg lernte das Prager Fürstentum der Przemysliden, hier gewann es die Helfer für die schrittweise Angliederung der anderen böhmischen Stammesfürstentümer. Seit Wenzel dem Heiligen hat eine Reihe starker Persönlichkeiten wie Boleslaw I., Boleslaw II., Brzetislaw I., Wratistlaw II., Wladislaw I. und II., Ottokar I., Wenzel I. und Ottokar II. gewirkt, meist Söhne deutscher Mütter und wiederum Gatten deutscher Fürstentöchter. Es ist die Geschichte eines Stammesherzogtums innerhalb des deutschen Reiches mit der Selbständigkeit, wie sie die deutsche Lehensverfassung des Reiches ermöglichte. Das nichtdeutsche Volkstum, das sich auch in der Herrschicht der Länder weitgehend hielt, begünstigte ebenso wie die Grenzlage im Reiche zu Zeiten schwacher Reichsgewalt die Pläne zur Machterweiterung; aber den Reichsverband selbst verließen die Länder nicht mehr.

Die Przemysliden bauten ihr Herzogtum, dem Rufe des Lebens folgend, die gegebenen Wirklichkeiten erkennend und benützend. Sie kannten die Grenzen der Staatsmächtigkeit ihres eigenen Volkes und lehnten sich immer und gerne an das deutsche Kaisertum an, nichts gebend, ohne zehnfach dafür zu empfangen; ihnen waren die von den Deutschen übernommenen Erkenntnisse die Abgaben wert, die sie dem Reich entboten; sie wußten, nicht demütig, sondern stolz und selbstbewußt, die Königskrone aus den Händen der deutschen Herrscher zu empfangen; sie sagten offenen Herzens Dank für die Hilfe und Befreiung von polnischer Herrschaft und Landnahmesucht; sie

fragten nicht nach Herkunft und Recht der deutschen Siedler, die sie riefen, weil sie ihre Arbeit kannten; ihnen leuchtete die Blüte des Landes, das Glück ihrer Völker, die Stellung im Reich als Ziel ihrer Führung voran.

In dieser Zusammenarbeit beider Völker unter den Przemysliden stieg das Wohl der Länder. Karl IV., der Sohn der letzten Przemysliden, erreichte auf diesem Wege den Gipfel, die schon von Ottokar erstrebte Krone des Reiches, aber sein Sohn Wenzel konnte die geistigen Spannungen des Reiches, die sich auf böhmischem Boden mit nationalen Eigenwünschen verbanden, nicht mehr in schöpferische Bahnen lenken, sondern ließ sich treiben und half so den Aufschwung der böhmischen Länder in der hussitischen Empörung brechen.

Das deutsche Siedlerwerk

Nun stritten sich die Gelehrten bis vor kurzem über die Herkunft der Deutschen in den Sudetenländern; die einen leugneten das Vorhandensein von Resten germanischer Volksstämme, die anderen überschätzten die Bedeutung eben dieser Siedlungen und dritte ließen die Deutschen als vertriebene Flüchtlinge nach Böhmen kommen.

Da ist nun eine Linie zu erkennen, der wir vertrauensvoll folgen dürfen. Als der größte Teil der Markomannen, Quaden, Silingen und Langobarden die Sudetenländer verlassen hatte, stießen die einwandernden Slawen auf Reste der germanischen Bevölkerung. Sie übernahmen viele Fluß-, Flur- und Ortsbezeichnungen aus dem germanischen Wortschatz, denn anders ist das Vorhandensein germanischer Wortstämme in der Ortsbezeichnung der Slawen nicht zu erklären. Ob sich diese Reste bis zur ersten Wiederbesiedlung durch die Deutschen im 11. und 12. Jahrhundert erhalten haben oder ob sie größtenteils verlawt wurden, ist nicht zu beweisen, denn die Quellen schweigen darüber.

Doch schon vor dem großen Siedlerstrom, seit Karls des Großen Heerzügen gegen die Awaren und Böhmen, erwuchs wieder ein Deutschtum in den Ländern, die nun dem karolingischen Reiche einverleibt waren. Zunächst waren es eine Herrenschicht im Adel und die Geistlichkeit.

Aus der Regierungszeit des przemyslidischen Königs Wratislaus (1061—1092) ist uns ein Deutschenprivileg (Sonderrecht) in der Fassung erhalten, wie es durch Herzog Sobieslaus (1173 bis 1178) bestätigt worden ist. (Wratislaus wurde 1085 durch König Heinrich den Vierten zum böhmischen König erhoben, während seine Nachfolger wieder nur den Herzogtitel führten.) Aus ihm geht hervor, daß eine deutsche Bürgersiedlung in Prag nach deutschem Rechte bestand. Sie wurde sogar bei der Bewachung der Stadt Prag mit 12 Schilden herangezogen, wenn der Herzog auf Heerfahrt war. Sie übten eigene Priester- und Richterwahl und wurden in dem Sonderrechte ausdrücklich als freie, von den Tschechen wohl zu unterscheidende Leute bezeichnet.

Wenn man den Deutschen die Bewachung der Stadt mit anvertraute, so darf man sagen, daß eben diese Deutschen wohl kaum je als Flüchtlinge nach Prag gekommen sein können, auch sollte man daraus schließen, daß es sich nicht allein um Kaufleute gehandelt haben kann. Eins sagt uns aber das Sonderrecht für die Deutschen mit besonderem Nachdruck, daß seine Träger geehrt und begehrt waren.

Der schöpferische Gedanke des deutschen Reiches römischer Tradition prägte ganz Mitteleuropa, und in seinem Rahmen erwuchs, eingefügt in den sinnvollen Aufbau ritterlichen Lebenswesens, neben all den deutschen Fürstentümern auch Böhmens Herzogtum und Mährens Markgrafschaft. Immer enger wurden auch die Blutsbande, die das Haus der Przemysliden mit den deutschen Reichsfürsten verknüpfte. Baumeister, Bildner und Sänger waren in Prag wie anderwärts im Reiche zu Hause. Als

Ottokar II. im Jahre 1278 von dem Habsburger Rudolf in der Marchfeldschlacht gefällt wurde, hatte der einstige süddeutsche Graf über einen mitteldeutschen König gesiegt, und nicht zuletzt deswegen, weil der böhmische Adel tschechischen Blutes nicht mehr geschlossen hinter seinem nächsten Lehnsherrn stand, sondern innerhalb des locker werdenden Reichsgefüges selbst nach Macht strebte. Deutsche Bauern, Bürger und Bergleute hatten ihm dabei seine Herrschaften an Kraft und Wirtschaft gesteigert.

Die deutschen Geistlichen und Klöster haben nicht weniger geholfen, sudetischen Boden zu erringen. Vom ersten Prager Bischof, Herrn Dietmar, angefangen, dessen Nachfolger fast alle Deutsche waren, bis zum letzten und jüngsten Zisterzienser und Prämonstratenser Mönch herab halfen sie, des Landes Geschichte zu erforschen, der neuen Heimat Kunst zu fördern, und ihr deutschen Denkens Gedicht zu schenken; sie rodeten den Urwald der Sudetengebirge und schufen deutsche Wohninseln um ihre Klöster. Sie hoben die Landwirtschaft, schritten hinter dem Pflug und entwurzelten den widerwilligen Fichtenstock, an dessen Platz sie des Weizens gelbes Korn und damit des eigenen Lebens zähe Kraft säten. Der Handel im Lande wuchs und blühte. Die Freiheit des deutschen Kaufmanns, von Sobieslauschem Recht und gewissenhafter Kraft getragen, ließ den deutschen Handelsgeist weit und leicht durch Böhmens und Mährens erwachende Fluren streifen, zwischen 1000 und 1200 stieß er schon im ganzen Land auf deutsche Siedlungen und Stützpunkte.

War so bis zum Jahre 1200 etwa der Boden dafür bereitet, deutsches Leben und deutsche Kultur aufnehmen zu können, so erfolgte, von der Jahrhundertwende angefangen, die Durchsetzung des sudetendeutschen Bodens auch mit Schweiß und Blut. Nicht so sehr deutsche Menschen aus dem Westen waren es, wie in anderen Gebieten der großen deutschen Ost-Besiedlung, als vielmehr allernächste Nachbarn aus den angrenzenden Ländern, also Baiern aus Oesterreich und Bayern, Franken aus Süd-

deutschland, Thüringer und Meißner, und endlich Schlesier, die in böhmischen, mährischen und schlesischen Landen eine neue Heimat suchten. Wurde die nordostdeutsche Besiedlung, der Erwerb der Länder östlich der Elbe, im 12. und 13. Jahrhundert durch Siedler aus den germanischen Ländern zwischen Rhein und Elbe durchgeführt, aus dem einfachen Grunde, weil die germanischen Stämme dieser Gegenden nicht mehr genug Lebensraum hatten, so müssen wir die Besiedlung böhmischen und mährischen Bodens uns so denken, daß die bairischen und mitteldeutschen Stämme über Böhmerwald, Erz- und Riesengebirge hinüberfluteten, um auf fast unbewohntem oder doch nur schwach ausgenütztem Boden ihre neuen Heimstätten zu gründen.

War auf diese Weise das Egerland, das ja erst unter Johann (1310—1346) als Pfand zur böhmischen Krone kam, schon um das Jahr 1100 rein deutsches Gebiet, so wurden zuerst die Randgebiete und später, bis weit in die Mitte des Landes hinein vorstoßend, gewaltige Gebiete Böhmens und Mährens zu deutscher Heimat gerodet. Daß die Landnahme vollkommen friedlich vor sich ging, ist einfach damit zu erklären, daß die Siedler zum großen Teil im Einverständnis mit den przemyslischen und luxemburgischen Fürsten hineingerufen wurden. Klöster, Adlige und Kaufleute führten immer mehr Deutsche nach sich, und den Vorteil schöpften nicht nur die Rufer, sondern die Fürsten und das ganze Land, denn aus der Tüchtigkeit des deutschen Bauern und des Städtegründers und Bürgers wuchs ihnen Geld und Gut zu. Steuer und Losung der deutschen Einwanderer, eine bisher unbekannte Einkunft, hoben den Wohlstand der Herren. Andererseits aber wurde fast nur bisher unbesiedeltes Land besetzt. Der bessere deutsche Pflug riß das Land bis hoch in die Berge hinein auf. Der tschechische Bauer in unfreier Stellung hatte wohl auch schon begonnen, von den fruchtbaren weiten Flußtälern aus alles einstige Siedlungsland wieder zu erschließen und darüber hinaus auch gegen die binnenböhmischen

Waldgebiete vorzustoßen. Die Befreiung dieses Bauernstandes leiten aber erst die deutschen Siedler ein, und in neuer Rechtsstellung mit neugeordneten Flurbezirken wächst auch ein neuer tschechischer Bauernstand heran.

So entstanden in ganz Böhmen, Mähren und Schlesien im Verlaufe zweier Jahrhunderte eine große Zahl deutscher Städte und hunderte, vielleicht tausend, neuer deutscher Dörfer. Die Ortsnamen sprechen oft für die Herkunft der Siedler. Eine Menge von Orten erhielt die gleichen Namen wie die Orte, aus denen die Gründer kamen, oder es wurde ganz einfach die Silbe „Neu“ vor den heimatlichen Ortsnamen gesetzt, oder auch Silben, die auf die Art der Rodung hindeuteten, ergaben in Verbindung mit Personen- oder Dingnamen den Wortlaut der neuen Siedlung (schlag, reuth, rode, grün usw.).

Gänzlich neu war den Slawen das Wesen der Stadt. Neben bereits bestehenden deutschen und slawischen Siedlungen, die sich zur Anlage einer Stadt besonders eigneten und die den slawischen Namen in deutscher Umgestaltung weitertrugen, wenn sie aus slawischen Anfängen hervorgegangen waren (wie Leitmeritz und Aussig z. B.), oder aber auf bisher überhaupt unbewohnten zur Stadtgründung geeigneten Plätzen, also aus grüner oder wilder Wurzel, schufen die Deutschen die deutsche Stadt.

Damit aber gewann nicht nur der Handel in den Ländern durch Recht und Mauern geschützte Märkte, sondern das Königreich einen neuen Stand, den Bürger. In diesen deutschen Bürgergemeinden wurde aber auch dem tschechischen Volke ein freier Bürgerstand herangezogen. Als königliche Städte, die nur dem Landesfürsten unmittelbar untertan waren, entstanden so Städte wie Saaz, Kaaden, Brüx, Leitmeritz, Prachatitz, Nimburg, Beraun, Melnik, Kolin, Iglau, Brünn, Znaim, Teltsch u. a. — Städte auf Herrngrund erwachsen in Komotau, Teplitz, Graupen, Leipa, Krummau, Neuhaus, Mähr.-Trübau, Mähr.-Schönberg. Dabei gehörte das Breslauer Land neben manchen Gebieten

in der heutigen Lausitz jahrhundertlang zu Böhmen, und das Egerland wiederum kam erst als Pfand des Reiches mit der Vergangenheit einer reichsunmittelbaren Stadt der Staufener unter den Luxemburgern zu Böhmen.

König oder Grundherr hatten einen wagemutigen und klar planenden Bürger aus einer der jahrhundertealten Städte der deutschen Altstämme jenseits der Elbe gefunden und ihm Boden an einem wichtigen Flußübergang, Straßenkreuz, Flußhafen, bei einer wichtigen Grenzburg oder unter einer slawischen Stammesburg zugewiesen. Es kamen Handwerker, Bauernsöhne und Kaufleute aus dem regen Frankenlande am Main, wo sich die zahllosen Städtlein den Raum arg streitig machten. Sie kamen aus dem dichtbesiedelten Oberfranken von der Altmühl und Pegnitz, und es waren gewiß nicht nur wagemutige Männer und Frauen, die ihre Sache auf Gott setzten, sondern auch verwegene und kraftvolle Burschen. Auch aus dem Donautal zogen sie die Täler gegen Mähren und Böhmen aufwärts und brachen sich Bahn durch die Wälder. Die Elbe aufwärts aus dem Magdeburgischen, das erst vor einem Jahrhundert von den Deutschen erfaßt worden war, zog auch schon junges Volk.

Sie steckten die Baustellen an den Seiten des Marktplatzes und längs der wichtigsten Straßen ab, auf die der Marktplatz rechtwinkelig hin ausgerichtet worden war. „Unserer lieben Frau“ bauten sie meist das Gotteshaus, und den Heiligen aus der alten Heimat wurden Seitenaltäre oder Kapellen gewidmet. Den Heiligen Geist baten sie als Schutzpatron für die wegmüden und siechen Mitbürger, denen sie in treuer Gemeinschaft das „Spittel“ stifteten. Der König oder Grundherr tat das Seine durch Beistellung von Holz und Steuererträgen für die Errichtung der großen Halle, des späteren Rathauses, und der Wälle und Mauern. Vom König kam auch das Jahrmarktprivileg, das den Verkehr mit der umliegenden Landschaft und den Austausch mit dem süd- und norddeutschen Handel in regelmäßigen Ge-

zeiten durchs Land treiben ließ. Brau- und Schankrecht ergab eine Besserstellung der Bürgerschaft und die Bannmeile sicherte rings um die Stadt, den städtischen Handwerkern ein sicheres Absatzgebiet. Zum Schutz der eigenen Stadt hatten die Bürger ihrer Wehrpflicht zu genügen und auch die Verwaltung innerhalb ihrer Stadtgrenzen blieb ihnen mit der Rechtsprechung in verschiedenen Grenzen überlassen. Innere Kraft mehrte im eigenen Lande den Reichtum, erweiterte die Rechte auf dem Gebiete des Handels und vergrößerte den Siedlungsraum. Dem kunstfertigen Meister und dem Baumeister wuchsen Aufträge zu, und noch heute besitzt selbst manche einsame Dorfkirche im Bau oder am Altar Zeugnisse jener gewaltigen gotischen Kunstentfaltung in unseren Ländern. Der Stadtherr erhielt seine Abgaben und Steuern auferlegt, innerhalb der Mauern teilten sie die Lasten selber auf. Und waren einmal die Rechtsfragen zu schwer zu lösen, dann holte der Rat in Magdeburg, Nürnberg, Iglau oder Leitmeritz Rechtsbelehrung. In den erzeichen Gebirgen Böhmens entstanden aber auch schon in diesen Jahrhunderten die ersten Bergbauorte, wie Kuttentberg, Eule und Graupen oder etwa Iglau, und von da gingen in das oberungarische Bergland bald weitere Siedler und Bergleute, die auch dort, für die ungarischen Könige, den Erzeichtum erschlossen und die Täler rodeten.

Innerhalb der Mauern fand so manches Gemeinschaftswerk nun Schutz und Pflege. Klöster entstanden neben dem einigenden Bau der Pfarrkirche, die Schule wurde erbaut und das Rathaus wurde zum Denkmal stolzen Gemeinsinns. Mußte auch so mancher tschechische Ritter der ausgreifenden Stadt weichen und sein Dorf an den Atemraum der Bürgergemeinde verlieren, der Bürger nahm als Wappenbürger den Aufgabenkreis des Schwertadels zu einem Teile auf und erfüllte für das Land noch manch andere Aufgabe dazu. In der Verwaltung des Landes wie des Kreises, in den Schreibstuben, wie als rodende Grundherren, als Berater des Königshofes wie in der Führung der

Geistlichkeit stellte das Bürgertum seine Männer, und auch die Dichtung und Wissenschaft, Musik und bildende Kunst gewannen aus diesen Reihen den heimischen Nachwuchs.

So großartig indessen das Kulturwerk der Städtegründungen war, es erwies sich nur dort als dauernd deutsch, wo das Stadtwerk von der bodenverwurzelten Landsiedlung umgeben war. Das ist uns ein Beweis für die Kraft des Einfachen und Natürlichen, Beweis für die Notwendigkeit, daß der Bauernstand im Lande erhalten werden muß, wenn ein Volk leben soll.

In das süd-mährische und Budweiser Land, zwischen Arber und Tillenbergr, ins Egertal, über die Höhen des Erzgebirges, das Riesengebirge war nicht zu hoch, über die Sudeten ins Olmützer Land drangen die Bauern. Die Urwälder schauten sie finster an, die Gebirge stierten vor Steilheit. Doch nichts vermochte sie in ihrem Vorwärtsdringen aufzuhalten. Unter den Mond in kalter Freinacht trat der Wolf und heulte ihr Wanderlager an. Der Berghirsch rührte. Der Bär trottete ärgerlich seitwärts. Doch am anderen Morgen standen die Sippen wieder wanderfertig vor ihren Wagen, weiter ging die Fahrt, bis der ersehnte Ort erreicht war. Im weiten Gebirgstal, am murmelnden Bergbach, wurde die erste Eiche gefällt, die Axt in den Wurzelstock geschlagen, der Pflug unter dem ersten Dach geborgen.

Der Grundherr kam und beschaute das Werk. Wo wilder Wald gestanden, grüßten trauliche Hütten, was ertragslose Wildnis gewesen, warf nun Gold und Gut ab. Der Richter, der Schulze des Dorfes, der Führer der Schar zeigte stolz seine Tat. Hinter dem Wohnhaus, das meist Giebel und in dessen Fortsetzung ein eignes Tor zur Straßenseite zeigte, standen Stall und Scheuer, die den rechteckigen Hof einschlossen. Nach hinten führte ein Törlein ins offene Feld. Weit und tief, eine Hufe groß, die gerade einer Familie Nahrung zu geben vermochte, erstreckten sich von ihm aus Felder und Wiesen. Bis am Ende des Blickes auch da wieder der Wald in seine Rechte trat.

Der Dorfrichter, Dorfschulze, Vorsteher oder Bürgermeister, dieser Führer einer Lebenszelle, Leiter eines kleinsten Selbstverwaltungskörpers, war ein angesehener Mann. Er führte die Seinen durch schwere und herbe Zeiten. Er trug die Verantwortung für ein kleinstes Ganzes bewußt in sich, das, abgetrennt und allein auf sich angewiesen dastehend, oft schwer genug nach allen Seiten hin zu kämpfen hatte. Dafür genoß er aber auch die Rechte, die eine so kleine Wirtschaftszelle abwerfen konnte. Das Schank- und Mühlenrecht z. B. standen in selbstverständlicher Weise zuerst ihm zu. Er genoß das volle Vertrauen der Dörfler, er sammelte den Zins ein, oft eine Silbermark für die Hufe; er führte das bestimmte Maß an Bodenfrüchten und Naturerzeugnissen an die nächste obrigkeitliche Stelle ab. Er kannte die Schmerzen seines eigenen Kindes so gut wie die seines letzten Dorfgenossen. Er entschied in Streitfällen niedriger Art und führte die streitenden Teile vor das höhere Gericht, wenn er nach Recht und Uebung nicht mehr selbst entscheiden durfte. Er ordnete die Ausfuhr überschüssiger Früchte und Erzeugnisse an und ließ sie in die nächste Stadt, wenn nötig, auf dem mühseligen Saumweg über das Gebirge ins nächste Land führen, aus dem die dort zuviel erzeugten Güter und Waren auf demselben Wege bald zurückfanden.

So entstanden unter der Führung des kleinen, unverbildeten Mannes Hunderte von Siedlungen, die doch alle die Lebensformen in sich bargen, die Anspruch auf die Dauerhaftigkeit im Leben erheben durften. Der Wert dieses natürlichen Lebens in der kleinsten Gemeinschaft wurde auch voll anerkannt, so daß Fürsten, Adel und Geistlichkeit bald im Hereinrufen deutscher Bauern miteinander wetteiferten, ja, daß sogar der tschechische Adelige bald seinem Volksgenossen die Freiheit gab und ihm deutsches Leben nachzuahmen empfahl.

So wurde denn auch Dorf um Dorf im tschechischen Siedlungsbereich nach deutschem Recht neu geordnet, und die freie-

ren Dorfgemeinschaften fanden auch noch manch anderes beim deutschen Nachbarn lebensfördernd. So kam es, daß sich so mancher enger an den neuen Kulturkreis anschloß.

Lebensaufgaben wurden im Siedlungswerk bewältigt, die bis dahin noch nie gefordert und gelöst worden waren.

Brücke zur Gegenwart

Das Siedlungswerk bestand!

Überdauerte die Zeiten der späteren Luxemburger, die aus dem Westen kamen und aus ungenügendem Erlebenkönnen des mitteleuropäischen Raumes das Wachsen falschen nationalen Hasses, religiösen Eifers und sozialer Ungerechtigkeiten nicht hintanhaltend konnten, die dem Versuch eines Nebeneinanderlebens der beiden Volksteile geradezu im Wege standen, überdauerte den Dreißigjährigen Krieg mit all seinen fürchterlichen Auswüchsen und Nachwehen, überdauerte die besseren und schlechteren Zeiten unter der habsburgischen Fahne und stand selbst im Zeitalter des sterbenden Liberalismus genau so zukunftsträchtig wie vor 700 und 800 Jahren.

Das Siedlungswerk bestand und zeigte sich nicht nur am Bauernboden selbst dem Hussitensturm gegenüber stark genug, zu trotzen; es setzte später, in den Zeiten des erstarkenden Protestantismus, vor dem Dreißigjährigen Kriege und nach ihm, als das leergebrannte und wüste Land nach neuen Menschen schrie, zu neuen Erweiterungen an.

Ungeheuerlich hatten die Hussiten im Lande und weit darüber hinaus gehaust. Keine deutsche Stadt in Böhmen, die nicht Schreckliches in ihrer Geschichte von diesen Zeiten erzählen kann. Kaum ein deutscher Hof, der der Wut der Glaubenswüstlinge nicht zum Opfer fiel.

Und doch leuchtet aus dieser Zeit eine Tat in unsere Gegenwart, die ebenbürtig als Heldentat neben der Geistestat jenes Stadtschreibers Johannes (von Saaz) steht, der in seinem „Ackermann aus Böhmen“ ein Streitgespräch um die Liebe des Menschen zwischen sich, Gott und Tod geschrieben, das kraft der Schönheit seiner Gedanken und seiner Sprache ein dauerndes hehres Zeugnis für die Blüte deutschen Geisteslebens in Böhmen abgeben wird. Es war die Tat an der Burgmauer von Brüx am 5. August 1421. Die Hussiten hatten Bilin zu Fall gebracht und den Stadthauptmann Ramphold Gorenz dabei gefangengenommen. Um Brüx, in dessen Burg der Bruder Rampholds, Titus, Hauptmann war, zu bezwingen, banden sie Ramphold an das Dach eines Sturmbocks und führten ihn vor sich her gegen die Mauern von Brüx. Allein, als der so gefesselte Ramphold des Bruders ansichtig wurde, bat er ihn, seinetwegen nicht die Stadt zu übergeben, sondern ihn zu töten. Titus kam dem harten Wunsche des Bruders nach, ließ ihn von seinem besten Schützen erschießen, befahl sodann den Ausfall aus der Burg und schlug die Hussiten aufs Haupt. Doch blieb dieser Sieg fast der einzige deutsche Sieg über die Hussiten.

Schon der Wiederaufbau nach den Stürmen der Hussitenkriege bedeutete eine neue Aufgabe für das Deutschtum im Lande und rundum. Kaum ein Menschenalter nach der Schlacht bei Lipan, in der die Taboriten und Utraquisten sich gegenseitig den inneren Aufbau unmöglich gemacht hatten, verstrich, da bedurfte es deutscher Bergleute, Handwerker und Kaufleute, um die alten Quellen des Reichtums der Länder wieder zu erschließen und die alten Fäden im Wirtschaftsleben wieder zu knüpfen. Im Gefolge dieser neuen Welle des deutschen Bauern- und Bürgertums kamen auch die Sendboten des neuen Glaubens und wenden rasch die deutschen wie tschechischen Mitbürger und Nachbarn von der alten Kirche und von dem neuen Herrscherhause, den Habsburgern, ab. Aber auch der Grundherr diesseits der deutschen Bauernlandgrenze ist deutsch geblieben und erhält

von jenseits der Grenzen neuen Zuzug. Wohl behält der große tschechische Herrenstand in Prag die Zügel noch in der Hand, die er nach König Georgs, des Podiebraders, Tod ganz fest ergriffen hatte. Aber unter seinen Erlässen und Beschlüssen hinweg, den äußerlichen Forderungen leichthin Rechnung tragend, war das Deutschtum in voller Breite im Erstarken. Der Streit um die Religion, der Geist des frühen Kapitalismus, die welsche Mode, die entfremdende, falsch verstandene Antike, alles half, um auch in Böhmen das Schauspiel des größten Brudermordes vorzubereiten und das große gemeinsame Schicksal über dem Kleinkrieg rund um die Kirchturmspitze nicht zu sehen. Weder der vielfach deutsche Sturm des Jahres 1547 noch die deutsche Schützenhilfe vor und bei der Schlacht am weißen Berge (1620) bewahrten vor Herausschälung der böhmischen Länder aus dem Reichsgefüge, was dem Habsburger nunmehr am Herzen lag. Aber wo deutsche Siedler Fuß gefaßt hatten, da hielt der Deutsche den Boden, auch wenn ein Nachbar um des Glaubens willen das Land verließ. Der schreckliche, der Dreißigjährige Krieg, so furchtbar er das Land entvölkerte, er konnte doch das Leben der Sudetenländer nicht zum Verlöschen bringen.

So standen beide Völker bald im vollen Wiederaufbau nach den gewaltigen Verlusten an Menschen, Bauerngehöften und Werkstätten. Jetzt geschah der Auf- und Ausbau ohne fremden Zuzug nur von innen heraus, keines der umliegenden Länder hatte Menschenüberschuß, nur fremdes Kriegsvolk mag da oder dort sesshaft geworden sein. Bei diesem Wiedererstarken faßte offenbar das Deutschtum im Lande rascher Fuß, und frühzeitig lösen, als sichtbares Zeichen für die innere Kraft, deutsche Künstler die Italiener und Tiroler Meister auf den Gerüsten der Kirchen und Schlösser ab, die in der schäumenden Flut barocker Schaffensfreude aufschießen. Der Deutsche fand zur alten Kirche zurück, knüpfte an Bräuche an und führte in unbedingtem Aufbauwillen weiter. Dichter und Musiker stehen gleichfalls auf und

das Bürgertum stellt auch die alten engen Bindungen an das Muttervolk wieder her, zumindest auf geistigem Gebiete in alter Stärke, so daß es gelingt, selbst den neuen Adel, spanischer und welscher Herkunft, der neben dem heimischen tschechischen Adel die Herrschaften nach so manchem deutschen Herrn erworben hatte, jetzt in den deutschen Kulturkreis herinzuziehen.

Unter Maria Theresia ist dieser Aufbau noch im Flusse, aber er geschah nicht mehr als Werk freier Dorfgemeinden oder selbständiger Bürgerschaften. Die stolzen und kraftspendenden Freiheiten waren im neuen absoluten Staat der Aufklärung in kümmerlichem Wiedererwachen.

Die letzten Bauernsiedlungen und die Neusiedlungen des Industrialismus des 18. und 19. Jahrhunderts wurden fast ausschließlich aus eigenem sudetendeutschem Blutsstand vorgetragen, was nicht verkannt werden darf. Erst die jüngste Siedlungswelle des kapitalistischen Ausklanges des 19. Jahrhunderts brachte fremdvölkische Arbeiterschaft auf unseren Industrieboden und engte manch Bauerndorf ein oder wandelte es in ein Fabrikdorf.

Mit diesen Betrachtungen gelangen wir schon in den Lebensbereich unserer Großväter und Väter, den wir in den nachfolgenden Abschnitten näher beleuchten wollen.

2. Abschnitt

Was Väter und Großväter erlebten

Was Väter und Großväter erlebten

Vielfach kann man bei Verfassern von Geschichtswerken über Böhmen bei der Behandlung der Zeit König Przemysl-Otakars II. die Frage aufgeworfen finden, wie sich Deutschlands Geschichte entwickelt hätte, wenn Otakar in der Schlacht am Marchfelde nicht gefallen wäre, wenn statt Rudolfs von Habsburg Otakar II. Sieger geblieben und deutscher Kaiser geworden wäre. Dann wären, so meinen sie, Böhmen schon damals das Herz Deutschlands, die Vorfahren der Tschechen damals schon völlig eingedeutscht worden.

Eine ähnliche Fragestellung ließe sich für die Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege und über Maria Theresias und Josefs Wirken aufstellen. Es bleibt dabei nur die Frage offen, wie unsere Weltanschauung eine solche Frage beurteilen würde. Die Tschechen hatten dem Aderlaß und der Sittenverrohung des Dreißigjährigen Krieges nicht die gleichen Widerstandskräfte entgegenzusetzen können, wie die Deutschen in den Sudetenländern. Ihre Sprache war im 17. und 18. Jahrhundert nur noch die Sprache der Bauern im Innern Böhmens und Mährens. Ihr Volkstum war nahe am Verlöschen. Wenn damals nicht Herder und Goethe, wenn nicht die Romantiker aufgestanden wären und vom Erwachen der Völker gepredigt und gesungen hätten, wenn die Wiedergeburt Preußens nicht eine so übermächtige Strahlenwirkung auf alle Nachbarstaaten und Nachbarvölker ausgeübt hätte, auch damals wären die Sudetenländer deutsch geworden.

Wenn es sich auch nie feststellen lassen wird, wieviel deutsches Blut im tschechischen Volkskörper fließt, so kann man doch behaupten, daß der deutsche Blutsanteil am tschechischen Volke bedeutend ist. In den deutschen Namen überzeugter Tschechen und

in den ausgesprochen tschechischen Namen fanatischer deutscher Grenzlandkämpfer liegt so manche tragische Familiengeschichte beschlossen, die immer zugleich auch Volksgeschichte ist. Und die Fälschung der Köninghofer Handschrift und die ebenfalls von außen her kommende Gründung einer tschechisch-slowakischen Republik aus Wilsons gnädiger Dummheit wären überflüssig gewesen, könnten auch in dem Falle die Historien-schreiber sagen, wenn Deutschland nicht selbst das Tschechentum, wie öfter, zu neuem Leben erweckt hätte.

So aber ist es anders gekommen. Die Tschechen haben sich noch einmal aufgerafft und sind unter Oesterreichs großzügiger Fürsorge, unter Habsburgs Langmut und später erwünschter Duldung und schließlich Förderung in weniger als einem Jahrhundert ein starkes, wirtschaftlich blühendes und geistig schaffendes und selbstbewußtes Volk in der Monarchie geworden, das der Ziehmutter den Todesstoß versetzte, als sie krank und altersschwach dahinlahmte. Noch einmal benützte das Tschechentum sein Mündigwerden, dem Hussitenaufstand im Anfang des 15. Jahrhunderts nicht unvergleichbar, seinen Erwecker und Ernährer anzufallen. Wohl ist die Gestalt des Kampfes eine andere. Wer aber wollte es leugnen, daß in den Kämpfen des werdenden und später mordenden Hussitentums nicht die gleichen Kräfte lebendig waren wie in den neunzig Jahren der jüngsten Vergangenheit zwischen 1848 und 1938? Nur die führenden Kräfte waren verschieden. Damals stand ein Sigismund gegen Hus, jüngst stand ein Adolf Hitler gegen Benesch. Der tschechische Pöbel aber zeigte 1421 und 1919 und 1938 die gleichen Anlagen.

Das Jahr 1848 brachte zum ersten Male wieder eine klare Scheidung der deutschen und der tschechischen Geister, wenn auch Prag in seinen schwächlichen Revolutionsversammlungen deutsche und tschechische Bürger noch vereint um die Rechte einer sogenannten neuen Zeit streiten oder, besser gesagt, reden sah. Dieses deutsche und tschechische Nebeneinanderstehen in den Prager Wirtshausversammlungen war mehr durch die Un-

reife der Bürger und ihrer Zeit bedingt, als durch die Revolution. In Wirklichkeit zeigte 1848, weit über die Revolution hinausweisend, in den Sudetenländern zum erstenmal das sich anbahnende Zeitalter des großen Selbständigwerdens der mitteleuropäischen Völker.

Was unter dem weichen Mantel des Biedermeier herangeschlummert war, das wurde nun plötzlich wach. Was eine sogenannte deutsche Dichtung Böhmens durch den Mund der Meißner, Ebert und anderer pries, die sich an tschechischen Stoffen nicht genug berauschen konnten, obwohl sie deutschsprechende Mütter hatten, das zeigte plötzlich sein wahres Gesicht. Und was die Straße in Prag 1848 meinte, das verstanden die deutschen Mitbürger dieser Straße überhaupt nie. Denn sie lasen, um nur ein Beispiel zu nennen, Stifters „Witiko“ nicht, als er endlich später geschrieben war, in dem, weit genug begriffen, alles Sudetengeschehen vorausgesehen und vorausgelebt war. Und Stifters Einstellung zur Revolution von 1848, die aus seinen Briefen herausleuchtet, ist eben doch die wesentliche, die deutsche geblieben.

Die Deutschen Böhmens und Mährens nahmen damals an der Frankfurter Nationalversammlung teil, während die Tschechen eine Beteiligung ablehnten und einen Slawenkongreß nach Prag einberiefen. Diese Haltung zeigte, daß ein Volk, das vor fünfzig Jahren noch schlief, zu begreifen anfang, worum es ging. Palacky riet, lieber zu Habsburg zu stehen, als nach Frankfurt zu fahren. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich die Prager Straße weiter nicht aufregte, als ihr Abgesandter, der tschechische Gastwirt mit dem deutschen Namen — Peter Faster — aus Wien mit der Einschläferungsspielle des Kaisers heimgekehrt war, es wird schon alles gut werden. Auch einige Wochen später, als sich Habsburg von den ersten Revolutionsschrecken erholt hatte, genügte noch eine Drohung des Generals Windischgrätz, der gegen Prag zur „Beruhigung“ entsandt worden war. Er kündigte an, daß er die Stadt mit seinen Kanonen in Schutt

und Asche schießen würde. Und schon waren die neuerlich errichteten Barrikaden verschwunden.

So bot das Revolutionsjahr 1848 in Prag weniger ein revolutionäres, als vielmehr ein nationales Bild, an dem zu erkennen war, daß sich eine Scheidung der Völker des sudetischen Bodens auf seine Weise ankündigte. Die wirtschaftliche Entwicklung, die industriellen Gründungen, seit Josef II. im Schwang, nahmen über das Jahr hinweg unbekümmert ihren Fortgang; das deutsche und das tschechische Bauerntum, gleichermaßen durch die beste Revolutionstat, durch den Sieg des Schlesiens Hans Kudlich, befreit, schlossen sich dem Gang des Werdens aufatmend an, und so marschierte Volk neben Volk in die Zeit, die durch die Gründung des Bismarck-Reiches bestimmt erscheint.

Die Stellungen waren abgesteckt, die Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens begannen zu erkennen, daß die historischen Grenzen ihrer Länder für sie unter Umständen noch einmal von gewichtiger Bedeutung werden konnten, falls sich die Gegensätze Habsburg—Reichsidee weiterhin so ungünstig entwickeln sollten, wie dies 1848 angedeutet war. Sie wurden zum ersten Male auf ein inneres Zusammengehörigkeitsgefühl hingewiesen, das sich aus der Lage ihrer Heimat ergab. Ein erstes Aufblitzen des sudetendeutschen politischen Gedankens erfolgte, noch ohne den Namen „sudetendeutsch“ zu kennen. Das gemeinsame Schicksal des Grenzlandes der vier deutschen Stämme, die in den Sudetenländern wohnten, der Donau-Deutschen, der Bayern, der Sachsen und der Schlesiens, begann sich langsam abzuzeichnen.

Sie kämpften tapfer in allen Kriegen Oesterreichs mit und bluteten redlich, den Zoll ihres Lebens immer von neuem für ein deutsches Oesterreich aufopfernd. 1859 in Italien, 1864 um Schleswig-Holstein, 1866 im Bruderkampf gegen Preußen. Sie legten ihre veralteten Gewehre für Oesterreich an und meinten das Reich.

Anders die Tschechen. Sie hatten willig die Barrikaden von den Straßen Prags geräumt, weil sie nicht gerne bluteten, und

zum ändern, weil sie erkannt hatten, daß man in Habsburg auch mit unblutigen Mitteln kämpfen konnte. Und während Oesterreich einen letzten Sieg über das Reich erfocht, indem es den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., zur Unterwerfung und Rückkehr in den Bundestag zwang, während die Deutschen Oesterreichs andauernd für dieses Oesterreich kämpften, hatten die Tschechen nur noch eins im Auge, die Stärkung ihrer Volkskraft. Geschickt nützten sie alle Schwächen des habsburgischen Vielvölkerstaates aus, um ihre Volksziele durchzusetzen. Wenn die Regierung von den Ungarn bedrängt wurde, flugs standen die Tschechen da, um ihre Forderungen anzumelden; wenn die Deutschen in der Monarchie gegen andere Volksfronten angespannt zu ringen hatten, nutzten die Tschechen die Lage rücksichtslos aus. So war es im Jahre 1868 zum erstenmal so weit, daß die Tschechen ihre Forderung nach einem selbständigen böhmischen Staat anmelden konnten, der zwar — selbstverständlich — noch in Realunion mit der Krone Habsburgs stehen sollte, als dessen Grenzen aber keineswegs die Volkstumsgrenzen, sondern die historischen Grenzen gedacht waren. Hand in Hand mit diesen jährlich unverschämter werdenden Forderungen an die Monarchie, die ja den Tschechen alle Grundlagen und Mittel für ihr Wachstum geliefert hatte, ging der Vormarsch des Tschechentums über seine Volksgrenzen hinaus. Schon damals wurden die Grundlagen für die Tschechisierung der deutschen Städte Budweis, Olmütz, Brünn, Ostrau, Teschen, Pilsen, Königgrätz und so weiter gelegt.

In diesen Jahren wurde auch das tschechische Turnwesen gegründet. Die Gründung erfolgte im Geleit der Ausbreitung des Jahnschen Turngedankens in Oesterreich und in den Sudetenländern, die in den Jahren nach 1860 besonders eifrig vorgetragen wurde. Auch bei dieser Tat stand bezeichnenderweise das Deutschtum Pate. Der Begründer des Sokol, Turnvater Tyrsch, war nur Wahltscheche, keineswegs Tscheche von Geburt. Sein Vater hieß noch Tiersch und bekannte sich gleich seiner Mutter

zum Deutschtum. Welche Rolle die tschechische Turnerschaft, der Sokol, in der nationalen Entwicklung des Tschechentums spielte, wurde im Weltkriege und in den ersten Jahren der tschechoslowakischen Republik völlig klar. Sokoln waren die ersten Ueberläufer am Duklapaß, aus den Sokoln entstand die tschechische Legionärbewegung in den Feindländern, Sokoln waren die ersten Meuterer des Prager Hausregiments, Sokoln standen Wache an den Volkstumsgrenzen gegen Deutschböhmen, damit das ausgehungerte Sudetenland in den Jahren 1917/18 auch kein Gramm weißen Mehles, nicht eine gemästete Gans aus dem immer noch reichen Innern Böhmens erhalten konnte.

1863 turnten die ersten Sokoln unter Tyrschens Leitung. 1891 sprach ein Sokol auf einem französischen Turnfest in Nanzig in Lothringen zu französischen Turnern die Worte: „Eure Feinde sind auch unsere Feinde!“ — Die geladenen Gäste und Beamte des Zweiten Reiches hörten diese öffentlich gesprochenen Worte. Sie haben sie nicht verstanden. In eben diesen Jahren entstanden auch die ersten tschechischen Schutzvereine, die in Wahrheit schon damals nichts anderes als Angriffsvereine gegen das Deutschtum waren.

Die Deutschen der Länder der böhmischen Krone auf dem Haupte Franz Josefs standen unter solchen Umständen auf schwerem Posten. Der Kaiser ließ vieles gehen, wie es ging. Er besaß nicht die Kraft, das verschlammte Erbe Habsburgs zu heben. Die Histörchen, die wir selber noch im Schullesebuch vorgelesen erhielten, aber auch die weniger zarten Geschichten, die in Kaffeekränzchen oder in Gesellschaft halbwüchsiger Burschen in Wirtshäusern erzählt wurden, schildern alle nur einen Menschen Franz Josef, nirgends wird von einem Staatsmann gleichen Namens berichtet.

Seine Regierung unterstützte die Tschechen auf Kosten der Deutschen, weil sie sie brauchte; die Wiener nahmen kaum Anteil an den Kämpfen in Böhmen, weil sie zu gleichgültig waren, und das Parlament hatte so viel andere Sorgen, daß es

immer dann abgelenkt wurde, wenn es sich mit den Sudetenländern schon einmal befassen wollte.

Jenseits der Grenzen aber dachte man gar nicht daran, daß in Böhmen ein Kampf gekämpft wurde, dessen Ausgang einmal auch für das Sein oder Nichtsein des Zweiten Reiches mit maßgebend werden sollte. Der Kampf um die Vormachtstellung zwischen Preußen und Oesterreich ließ auf alles andere vergessen, und nach der Schaffung des Zweibundes im Jahre 1879 und später im Dreibund sah die mehr oder weniger liberale Politik der Mächte nur auf ihre eigene machtmäßige Sicherung nach außen, und dachte gar nicht daran, daß der Vorstoß der Slawen der schärfste und im Ausland wohl beachtete Stachel gegen diesen Bund war.

Während das Sudetenland unter diesem Uebersehenwerden litt, begann auch der Aufbruch der Marxisten und sogenannten Demokraten. So standen die Sudetendeutschen jahrzehntelang bedeutenden, übermächtigen Feinden allein, schutzlos preisgegeben, gegenüber. Was sie in diesem Kampf leisteten, ist kaum jemals gewürdigt worden.

Doch wuchs gerade aus diesem Kampfe, aus dieser politischen Einsamkeit, der großdeutsche Gedanke bei ihnen innig, schön und hart. Nur in dieser Bedrängnis von allen Seiten, der nationalen durch das Tschechentum, der sozialen aus den eigenen Reihen, der seelischen und politischen von Habsburg her, konnte schon damals die Bereitschaft zur Ueberwindung der klaffenden Widersprüche zwischen Nationalismus und Sozialismus wachsen, aus der in Jahren schwerster Arbeit Schönerer, Knirsch und Henlein ihre Wege finden konnten.

Von der österreichischen Seite her gesehen, wird die Geschichte dieser Zeit über die Namen der Ministerien Taaffe, Windischgrätz, Badeni, Gautsch, Clary und Körber geschrieben. Taaffe ging so weit, daß er Deutschböhmen bewußt tschechisieren lassen wollte, um „den Preußen den Appetit für immer zu verderben“, den sie einmal in Nikolsburg (1866) auf Teile

Böhmens gezeigt haben. Unter seiner „Führung Oesterreichs“ begannen denn auch die Sprachgrenzkämpfe aufzulodern: der Kampf der deutschen Studentenschaft um die Unteilbarkeit der ersten deutschen Universität in Prag hebt an; 1884 stellen die Deutschen zum erstenmal die Forderung nach nationaler Abgrenzung des Landes. Durch die ungerechte Besteuerung fühlen sie sich schwer übervorteilt. Sie können leicht nachrechnen, daß mit ihren eigenen Steuergeldern der tschechische Vormarsch bezahlt wird. Der erste deutsche Schutzverein wird gegründet, denn die Gefahr der tschechischen Unterwanderung durch die billigere Arbeitskraft des Slawen wird zum erstenmal deutlich spürbar. Während der tschechische Bürger mit dem Arbeiter Hand in Hand geht, zeigen sich im Deutschtum scharfe Gegensätze in den einzelnen Volksschichten. Der Bürger beginnt die Nase zu rümpfen, wenn er sich mit dem Arbeiter an einen Tisch setzen soll. Er erkennt nicht, daß in den Sudetenländern infolge der fortschreitenden Industrialisierung die Arbeiterfrage am drängendsten reif werden muß.

Unter Badeni konnte es sodann zu den berühmten Sprachenverordnungen kommen, die den Tschechen einen weiteren gewaltigen Vorteil zugunsten der Tschechisierung einräumten. Nach diesen Verordnungen wäre es dem einzigen Tschechen in Eger oder in Jägerndorf, den es vielleicht damals in diesen Städten gab, möglich gewesen, zu verlangen, daß er in Staatsämtern in tschechischer Sprache bedient werden müsse. Die Deutschen aber waren keineswegs so weit, zu erkennen, daß die Sprachenverordnungen auch für sie Vorteile geboten hätten, wenn sie nur den Fleiß besessen hätten, tschechisch zu lernen, oder die Kraft, ihren Söhnen das Erlernen der Sprache des Volksgegners zu gebieten. Unter diesen Umständen war der Tschechisierung Tür und Tor geöffnet. Die völkischen Zwiespälte aber mehrten sich von Jahr zu Jahr.

Am 12. Juli 1897 fanden sich endlich Vertreter aller völkisch eingestellten Deutschen in Eger in bewußter Abwehrstellung ein-

mal zusammen. Es wurde der Volkstag abgehalten, dem der damals in völkischen Kreisen hochgeschätzte Dichter Felix Dahn den Spruch widmete:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk,
Das höchste Gut des Volkes ist sein Recht,
Des Volkes Seele lebt in seiner Sprache.
Dem Volk, dem Recht und seiner Sprache treu
Fand uns der Tag, wird jeder Tag uns finden.“

Den Vätern der heute lebenden und kämpfenden Sudetendeutschen ist der Spruch viel geworden. Sie haben ihn auch getreulich an ihre Söhne weitergegeben.

Wenige Monate später kam es im Parlament zu Zusammenstößen zwischen deutschen und tschechischen Abgeordneten, in die sogar die Polizei eingriff. Die tschechische Straße antwortete sofort darauf durch Ausschreitungen in Prag, durch wüste Plünderungen deutscher Wohnungen. Das konnten sich die Deutschen nicht gefallen lassen. Sie veranstalteten Gegenkundgebungen in den deutschen Landschaften, wobei den Tschechen, die sich damals schon in der deutschen Provinz eingenistet hatten, bei Heller und Pfennig das heimgezahlt wurde, was der tschechische Pöbel dem Prager Deutschtum angetan.

Die Art dieser Auseinandersetzungen ging Franz Josef doch etwas zu sehr auf die Nerven. Er entließ Badeni, womit auch dessen Sprachenverordnungen fielen. Bald nachher erhoben die Deutschen neuerdings die Forderung nach nationaler Abgrenzung, während die Tschechen weiterhin darauf ausgingen, die Doppelsprachigkeit im ganzen Lande durchzusetzen. Das ständige Hin und Her, die Reibereien, Kämpfe und Ausgleichsverhandlungen dauerten auch über die ersten Reichstagswahlen hinaus, die im Jahre 1907 nach Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts stattfanden. Bei diesen Wahlen stritten sich nicht weniger als sieben deutsche Parteien um die Gunst ihrer Wähler.

Die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts bedeutete für die österreichisch-ungarische Monarchie eigentlich

schon das Ende. Denn mit ihm fiel die deutsche Vormachtstellung in sich zusammen, und mit dem Sieg des Slawentums in Oesterreich war der Sinn Oesterreichs verloren. Besonders die Sudetendeutschen hatten, von diesem Triumphtage des Slawentums angefangen, schwer zu leiden. Wenn sie es auch nicht schreiben und nicht aussprechen konnten, sie fühlten es, daß ihr ganzes Schaffen vom Dreißigjährigen Krieg an damit hinfällig geworden war, daß ihrem Leben und ihrer Arbeit für die Ostmark der Sinn genommen war. Denn was hatte ein Oesterreich in Mitteleuropa zu bedeuten, was wollten die zehn Millionen Deutschen in Oesterreich-Ungarn überhaupt noch, wenn dieser Staat kein deutscher Staat war? Keine Brücke mehr nach Ost und Südost? Nur noch ein von Habsburg aufgegebenes Bollwerk?

In diesem Jahre fiel Oesterreich-Ungarn in Wirklichkeit. Der Weltkrieg war nur noch ein Nachspiel, der Todesgang einer Armee, deren Tapferkeit umso bewundernswerter war, als ihre Teile aus Völkern bestanden, die nur noch auseinanderstrebten. Und wenn je wieder der Wert der Ueberlieferung erörtert werden wird, so wird man das k. u. k. österreichisch-ungarische Heer als bestes Beispiel dafür heranziehen können. Denn es ist nicht ableugbar, daß trotz Verrates und Schwankens Tschechen und Slowaken, Ruthenen und Rumänen, Ungarn und Kroaten, Polen und Bosniaken vom August 1914 bis in die Novembertage des Jahres 1918 hinein Schulter an Schulter mit den deutschen Truppen im Feuer der oft blutsverwandten Gegner gestanden sind.

Der tschechischen Seite brachten die hier nur rasch überflogenen Jahre Sieg und Aufstieg. Das slawische Element fand sich durch den Parlamentswirrwarr recht wohl hindurch und verstand es, von allen Ereignissen den Rahm abzuschöpfen. Und es ist keine Uebertreibung, wenn sich die Tschechen brüsten, daß es ihnen nach dem Sturze Bismarcks sogar gelungen sei, hie und da das Bündnisverhältnis Oesterreichs zu

Deutschland zu trüben. In solchen Zeiten fühlten die Sudetendeutschen dann doppelt hart die Schwere ihres Schicksals.

Auch der sudetendeutsche Volksrat kann nur als ein Ausdruck einer im Rückzuge befindlichen Volksgruppe gewertet werden. Der Volksrat, eine Schöpfung des Deutschböhmern Dr. Titta, Trebnitz, die ihre Auswirkung und Nachahmung noch in den Kampfjahren gegen die tschechische Republik fand, strebte eine Spitzenvereinigung aller deutschen politischen Parteien des Landes auf überparteilicher Grundlage an. Es ist bezeichnend für die wahre Lage in dieser Zeit, daß es nicht einmal zu einer praktischen Auswirkung dieses Gedankens kam.

Aber auch von sudetendeutscher Seite wollen die Jahre von 1880 bis zum Eintritt in den Weltkrieg noch einmal etwas näher betrachtet sein. Denn in der geschilderten nationalen und sozialen Notzeit war es gerade, daß sich hier auf sudetendeutschem Boden zum erstenmal in deutschen Landen überhaupt die Idee eines festeren Zusammengehens deutscher Arbeiter als notwendig zeigte und daraus zu Formen fand, die schließlich zur Gründung einer ersten deutschen, völkisch eingestellten Arbeiterpartei führten. Doch finden wir zu dieser Entwicklung nicht hin, wenn wir nicht vorher noch des Ritters Georg von Schönerer gedenken, der mittelbar den Anstoß zur Gründung dieser ersten deutschen Arbeiterpartei gab.

Georg Ritter von Schönerer wurde am 17. Juli 1842 auf Schloß Rosenau in Niederösterreich geboren. Nach Vollendung landwirtschaftlicher Schulen setzte er sich frühzeitig von der Arbeitsstätte an seinem väterlichen Gute aus für das Allgemeinwohl seiner Heimat und für eine wahrhafte Volksbildung ein, so daß er schon 1873 zum Abgeordneten gewählt wurde, als der er bald einen heftigen Kampf gegen Liberalismus, Judentum, Pfaffenwirtschaft und slawische Vorherrschaft zu führen begann. Sein feuriges und mutiges Eintreten für seine Ueberzeugung verschaffte ihm bald eine treue Gefolgschaft. Nach zehnjähriger

Tätigkeit ließ er zum ersten Male seinen Ruf für ein einiges, großes Alldeutschland erschallen, der von nun an zum Kampfruf für die Bewegung wurde. Die österreichischen Turner schlossen sich ihm mit fliegenden Fahnen an, unter seiner geistigen Vorkämpferschaft erfolgte die Trennung des österreichischen und süddeutschen Turnertums und damit auch des sudetendeutschen von der deutschen Turnerschaft, die die politischen Parolen „Geistesfreiheit, Volkeseinheit, Rassenreinheit“ nicht anerkennen wollte, weil sie auf dem Standpunkte verharrte, Turnen dürfe nichts mit Politik zu tun haben. Schönerers Ruf für Alldeutschland zündete im Sudetendeutschtum, das sich von seinem Vorschlag der Stammesgemeinschaft aller Deutschen besonders angesprochen fühlte. Durfte doch gerade das Sudetendeutschtum durch Schönerer seine Meinung bestätigt sehen, daß es am richtigen Wege war, wenn es im politischen Abwehrkampf das innigste Zusammengehen aller Deutschen in den Sudetenländern ohne besondere Rücksicht auf ihre Stammeszugehörigkeit forderte. Damals wurde hart um einen den vier Stämmen fehlenden gemeinsamen geistigen Mittelpunkt gerungen, weil man die Gefährdung Prags überschätzte und der Meinung war, man müsse in der Provinz eine Stätte finden, durch die man Prag ersetzen könne. In den Sudetenländern fand also Schönerers Vorschlag zur Rückkehr der österreichischen Bundesländer ins Reich, für den er die Mehrheit durch eine staatliche Sonderstellung Galiziens, des Buchenlandes und Dalmatiens (Galizien sollte zur Hälfte an Ungarn abgetreten werden) erringen wollte, stärkste Anhängerschaft. Aber auch als Judengegner schuf sich Schönerer gerade in den Sudetenländern die begeistertsten Freunde; fühlte doch das Sudetendeutschtum an seinem Volksleibe nur zu deutlich, wie sehr ihn gerade das Judentum als Freund der Tschechen und Marxisten befehdete. In Schönerers Grundsatz „Das Volkstum ist ein vollwertiger Ersatz für eine Religion“ empfand es das eigene Denken und Fühlen bestätigt, dem längst Volkstum schlechtweg Religion geworden war. So

wurde unsere Heimat bald ein Bollwerk in Schönerers Kampfstellung gegen Habsburg, Slawentum und politisierende Kirche, seine Los-von-Rom-Bewegung entfesselte im Sudetenland heftige und nachhaltige Kämpfe.

Schon 1885, drei Jahre nach dem noch nicht ganz festen Linzer Programm, stand Schönerers Wollen klar umrissen da. Er erhob die Vereinigung aller Deutschen zu seiner nationalen Forderung und stellte neben diesem Anspruch zum ersten Male auch seine sozialen Erkenntnisse als politische Forderungen heraus. Soziale Besserstellung der Massen, Arbeiterzusammenschlüsse, Schutz der Arbeit, Hebung der Ehre der Arbeit, Unabhängigkeit des Staates von der immer spürbarer werdenden Verfilzung des internationalen Kapitals; damit umriß er seine sozialen Ansprüche.

In Schönerer fand eine erste Annäherung zwischen nationalen und sozialen Lebensanschauungen ihren klaren Ausdruck. Damit findet aber auch der große Zustrom seine Erklärung, den Schönerers Bewegung aus der unverföhrt gebliebenen deutschen Arbeiterschaft Oesterreichs fand. So war es weiter nicht verwunderlich, daß die Alldeutsche Bewegung Schönerers schon von ihren ersten Anfängen an in die schärfsten Kämpfe gegen die Sozialdemokratie verwickelt wurde.

So herrlich und zukunftsverheißend aber Alldeutschland in den Herzen der Anhänger Schönerers verankert war, die Bewegung selbst empfing doch ihren Todesstoß aus den eigenen Reihen heraus. Im Jahre 1902 zerstritt sich Schönerer mit seinem Mitarbeiter Karl Hermann Wolf, und die Bewegung, deren erster Grundsatz die Vereinigung aller Deutschen war, wurde zum Ausgangspunkt zweier bürgerlicher und dadurch auch weiterer ständischer Parteien, die sich bald aufs heftigste bekämpfen sollten. Das traurige Ende seiner großen und edlen Absichten beeinflusste die späteren Lebensjahre Schönerers sehr. Er schied am 14. August 1921 aus dem Leben, in einer Zeit, in der einem Manne von den Lebensgrundsätzen und Zielen Schönerers das Sterben

wohl besonders schwerfallen mußte. Seinem Wunsche gemäß wurden seine Gebeine in der Nähe der letzten Ruhestätte Bismarcks beigesetzt.

Die deutsche Arbeiterschaft Oesterreichs war vom Scheitern der alldeutschen und zugleich sozialen Bewegung infolge der persönlichen Zerwürfnisse in der Führerschaft bitter enttäuscht. Hatte sie sich in den Jahren von 1890 bis 1902 bewußt mit der Gründung von Arbeitervereinen, Arbeiterbünden und Verbänden dieser Vereine begnügt, die auf allen ihren stolzen Tagungen neben der schärfsten Kampfansage an die Sozialdemokratie immer ihre feste Verbundenheit mit der alldeutschen Bewegung betonten, so sah sie sich nach dem Zersetzungsjahre 1902 genötigt, an die Gründung einer eigenen Partei zu denken, wollte sie nicht, daß ein Großteil ihrer Anhänger gezwungen wurde, sich dem Marxismus und dessen Fangarmen, den roten Gewerkschaften, anzuschließen.

So entstand im Jahre 1903 die Deutsche Arbeiterpartei, deren Gründer Hans Knirsch, Otto Kroy, Alois Ciller und Wilhelm Prediger im Jahre darauf mit ihrem Parteiprogramm die schon greifbaren Grundlagen des späteren Nationalsozialismus legten. Die völkischen Gewerkschaften, die der Handelsgehilfen, der Bergarbeiter, der Eisenbahner, schlossen sich eng an die Partei an und führten Hand in Hand mit ihr bald die schwersten Kämpfe gegen Marxismus und Unternehmerschaft. Die ersten Wahlen, an denen die Arbeiterpartei teilnahm, gingen für sie, wenn man die schmalen Mittel bedenkt, die ihr im Gegensatz zu den andern Parteien nur zur Verfügung standen, ehrenvoll aus und zeigten, daß der Arbeiter im Sudetenland Charakter hatte. Nach dem ersten Reichsparteitag gliederte die Partei unter der Führung Hans Krebs' eine eigene Parteijugend an, die von ihrem Gründungsjahre an stets das treue Erziehungslager der Jugend blieb. Zur gleichen Zeit taucht in der Oeffentlichkeit der Name des dritten Parteiführers, Rudolf Jung, als Wahlwerber auf, der

nach dem Weltkriege im Verein mit Hans Knirsch und Hans Krebs berufen sein sollte, die DNSAP. in den Sudetenländern zu führen.

So dürfen wir festhalten, daß in den Sudetenländern schon lange vor dem großen Kriege eine Bewegung am Werke war, die erkannt hatte, daß unser Volk einer nationalen und zugleich sozialen Erneuerung bedürfe, wenn es den fremden schädlichen Einflüssen des Liberalismus und Marxismus und damit des Judentums nicht zum Opfer fallen sollte. Daß diese Erneuerung von dem Stande ausgehen müsse, der der geschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung in Mitteleuropa gemäß längst auch zahlenmäßig zum eigentlich volkstragenden Stande geworden war, das erkannt und verwirklicht zu haben, ist das unvergängliche Verdienst der ersten sudetendeutschen Vorkämpfer für die gesamtdeutsche Arbeiterbewegung.

Als die Idee der Bewegung erst einmal wirklich im Herzen der Arbeiterschaft verankert war, so war damit auch schon der Grund zum Sieg des gesamten Deutschtums in Oesterreich gelegt, sollte der Weg zum Sieg auch noch so dornenvoll und lang sein. Verlor das österreichische, und damit in erster Linie das bürgerliche, Deutschtum mit der Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts seine Vormachtstellung, so wurde doch zur gleichen Zeit auch der Keim zum späteren Sieg der deutschen Idee im Großen gelegt. Denn was das Bürgertum nach 1813 und 1848 nicht erringen konnte, das mitteleuropäische Reich deutscher Nation, das erlangte der deutsche Arbeiter im Jahre 1933, als sich der erste Arbeiter der Nation, dessen Herkunft nach Oesterreich weist, an seine Spitze gestellt hatte. Die geistigen Anfänge der Bewegung Adolf Hitlers wuchsen im Sudetenland.

Nicht nur im Großen wurden durch die sudetendeutsche und österreichische Arbeiterpartei Grundsteine für eine Erneuerung des deutschen Volkes auf nationalem und sozialem Gebiet gelegt; auch in der Kleinarbeit, im Kampfe um die Selbstbehauptung des

Heimatbodens und des Arbeitsplatzes haben die sudetendeutschen Arbeiter Vorbildliches geleistet. Sie erkannten frühzeitig die schweren und kaum wiedergutzumachenden Sünden der Sozialdemokratie auf völkischem Grenzlandboden und leisteten durch ihren Widerstand doppelt zu bewertende Arbeit, die Arbeit des nationalen und sozialen Selbstschutzes zugleich. Sie bekämpften in der Sozialdemokratie bewußt die Saboteure des deutschen Volkstumskampfes und die Förderer des fremdvölkischen Arbeiters. Die sudetendeutsche Arbeiterschaft hat uns dadurch einen nicht kleinen Teil unserer Heimat deutsch erhalten geholfen. Der Tscheche schickte Hunderte und Tausende von Arbeitskräften in die menschengängigen deutschen Industriegegenden. Die Tschechen waren im allgemeinen anspruchsloser als die Deutschen. Sie lebten von dem Lohne, mit dem der Deutsche das Auslangen nicht mehr finden konnte, besser als daheim. Der Unternehmer fragte meistens nicht danach, wer ihm die Fabrikarbeit vollbrachte. Ihm war die billige Erzeugung die Hauptsache. Ob er seinen Hungerlohn dem deutschen oder dem tschechischen Arbeiter auszahlte, war ihm, dem am ehesten und tiefsten von den Verdienstmethode des Kapitalismus Angefressenen, völlig gleich. So hatte der deutsche Arbeiter in seinem Kampf um die soziale Besserstellung meist Unternehmer und Volksgegner zum vereinten Feind. Trotzdem verkrallte er sich in seinen Heimatboden und harrte aus. Wenn es auch viele Arbeiter gab, die dem Zuge des Zweiten Reiches folgten, wo ihnen höherer Verdienst und bessere, gesündere Werkstätten winkten, der weit-aus größte Teil blieb bewußt im Lande.

Daran war die Schönheit des Landes, das erfüllte Glück der Heimat schuld. Das Gebirge, und wenn der Winter noch so lang in ihm hauste, die Täler, und wenn sie ihre Liebhaber noch so kärglich ernährten. Die Heimat ließ den Arbeiter nicht los, in der er zugleich auch Häusler war, dessen Frau eine Ziege und ein paar Hühner hielt, und wo er nach dem Feierabend mit Hacke und Spaten die Furchen seines Kartoffelackers umlegte.

So stand es um die Jahrhundertwende, als der slawische Arbeiterstrom mit seiner billigen Arbeitskraft das Land bedrängte, und ein zweites Mal sollte sich der ärmste Sohn des Landes als sein getreuester erweisen, als in den Jahren 1930 bis 1938 die Arbeitslosigkeit das Land verheerte. Auch da wurde der Arbeiter, der Arbeitslose nicht Kommunist, wie es Tschechen und alle Deutschenfeinde erwarteten; er bekannte sich zu Konrad Henlein.

Trotzdem mußte auch die Zähigkeit der Arbeiterschaft auf die Dauer dem feindlichen Ansturm unterliegen. Sie hatte keinen Bundesgenossen, wie ihre Gegner ihn im Kapital, im Juden- und Freimaurertum, in der Unternehmerschaft und im tschechischen Nationalismus und Chauvinismus besaßen. Denn auch das Bürgertum hatte den Arbeiter verlassen. Es wurde behäbig. Ihm dünkte die begeisterte Abwehr in der Biertischrede, der Opferkreuzer für den Schutzverein schon eine große Tat. Und der deutschnationale Student? Konnte er noch vom Arbeiterstand oder von seinen ärmeren Mitstudierenden verstanden werden, wenn schon sein hungernder Kamerad erkennen mußte, daß das von der Tasche seines Vaters reichlich unterstützte Bürschlein leicht reden und sich duellieren hatte, weil ja seine Familie zuhaus die Sorge um Existenz und Verdienst nicht kannte? Es war eben ein Unterschied, ob man erst um 10 Uhr aufstehen brauchte, um dann festzustellen, daß man heute wieder einmal das Kolleg verschlafen hatte, während der Kamerad oft erst zu Mittag mit Wassersuppe und Brot den ersten Bissen zu sich nahm, weil er sich das Frühstück aus Sparsamkeit längst hatte abgewöhnen müssen. Denn er lebte ja nur vom Stundengeben, von schändlich gering bezahlten Schreivarbeiten für den jüdischen oder tschechischen Rechtsanwalt und — von seinem Idealismus.

In diesen Zeiten begannen die Klassenunterschiede immer gefährlicher zu werden. Noch einmal aber deckte sie der beginnende Weltkrieg zu. Und nicht nur die Unterschiede der Klassen wurden

ausgelöscht, auch die Völker Oesterreichs traten noch einmal für Habsburg ein. Vier Jahre lang kämpften sie. Wenn auch 1918 nur noch ungeru und unter heftigstem Widerspruch.

Das Sudetendeutschtum zog 1914 begeistert ins Feld. Es bildete neben dem Deutschösterreicher den Kitt des österreichisch-ungarischen Heeres. Alles setzte es für die Erreichung des Sieges ein. Denn es wußte, mit dem Untergang der Monarchie würde auch das Deutsche Reich mit in den Abgrund gerissen. Als die Sudetendeutschen 1914 ins Feld zogen, fühlten sie deutlich, was 1907 bei der Erklärung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts erst wenige erkannt hatten: es ging um einen neuen, um einen wichtigen Abschnitt in der deutschen Geschichte, nicht mehr in der österreichischen. Sie fühlten den Anbeginn einer gesellschaftlichen Umwälzung, sie ahnten, daß das Wahlrecht, für das sie mitgekämpft hatten, eigentlich eine recht undeutsche Angelegenheit war, die mit dem Wesen ihres Volkes nichts mehr zu tun hatte. Aussprechen und begründen konnten sie es freilich noch nicht.

Ihr Blutzoll zeugt für ihr Denken. Von je tausend Deutschen in Oesterreich wurden dreißig an den Fronten begraben. In Deutschböhmen war der Blutzoll ein noch höherer. Hier stieg er auf vierunddreißig vom Tausend; während er bei den Tschechen nur zweiundzwanzig betrug. Den höchsten Blutzoll entrichtete das Egerland.

Dagegen begriffen nicht alle Tschechen gleich bei Ausbruch des Weltkrieges, daß nun oder nie die Grundlagen für die Errichtung eines eigenen tschechischen Staates gelegt werden müßten. Unter den ersten, die die Monarchie verließen, um sich ins feindliche Ausland zu begeben, waren Masaryk und Benesch. Sie hetzten und schürten, vom ersten Tage des Weltkrieges angefangen, und ließen den Gedanken der Zertrümmerung der Monarchie keinen Augenblick fallen. Während das tschechische Ueberläufer- und Legionärtum als Teil der alliierten Heere gegen die deut-

schen und österreichischen Armeen schon frühzeitig verwendet wurde, erhob man von innertschechischer Seite erst im Jahre 1917 die Forderung nach einer Umbildung der Monarchie in Bundesstaaten. Am Dreikönigstage im Jahre 1918 erklang dann zum ersten Male der Ruf nach der selbständigen Tschechei von Prag aus. Damit war das öffentliche Zeichen zum Zusammenbruch gegeben. Eine Gegenforderung nach Errichtung einer selbständigen Provinz Deutschböhmen wurde laut. Im Juni 1918 erfolgte die Anerkennung der Tschechei als selbständiger Feindstaat gegen die Mittelmächte durch die Alliierten, und gleichzeitig damit wurde in Prag der tschechische Nationalausschuß gegründet. Damit war praktisch der Staat im Staat errichtet. Denn Wien getraute sich nicht mehr einzuschreiten.

Am 17. Oktober 1918 unternahm Kaiser Karl jenen traurigen Versuch, durch Gewährung der Selbständigkeit an alle Völker Oesterreichs Habsburg wenigstens dem Namen nach zu retten. Die Völker sollten die Krone als eine Art Ueberstaat oder Dachstaat anerkennen. Der Versuch mißlang. Der Zusammenbruch war da. Vier Jahre lang hatten sich die Söhne der Ostmark und des Sudetenlandes tapfer für die Erhaltung eines Staatsgebildes geschlagen, das längst nicht mehr lebensfähig war. Als sie, traurig, entmutigt, zerfetzt und verhungert, heimkehrten, wußten sie buchstäblich nicht, in welchem Staate sie ihr Haupt zur Ruhe betten sollten.

Am 21. Oktober war die Republik Deutschösterreich ausgerufen worden. Sie umfaßte alle deutschen Länder Oesterreichs einschließlich der deutschen Provinzen in den Ländern der böhmischen Krone. Die Volksvertretung dieser Republik bekannte sich am 12. November 1918 als Teil der deutschen Republik. Nach dem Willen ihrer Einwohner war die Republik Deutschösterreich, und damit auch unser Sudetenland, also schon einmal, und zwar vom 21. Oktober bis zum Tage der Unterwerfung unter Versailles, Teil ganz Deutschlands. Der Führer vollzog

also 1938 das, was deutscher Volkswille in Oesterreich 1918 schon einmal beschlossen hatte.

Am 28. Oktober erfolgte die Proklamation der Tschechoslowakei. Auch sie umfaßte der Anschauung ihrer Begründer nach das deutsche Sudetenland. Das war manchen Tschechen freilich noch viel zu wenig. Denn die Karte eines gewissen Hanusch Kuffner, der die nachmals in Versailles geschaffene tschechisch-slowakische Republik eine Mißgeburt nannte, die nicht einmal hundert Jahre bestehen würde, war durchaus ernst gemeint. Sie zog die Grenzen einer Tschechoslowakei von Regensburg bis nahe an Berlin und von Hof in Bayern bis Debreczin. Der tschechisch-slowakische Pufferstaat des glorreichen Staatenschöpfers und Uebertschechen Hanusch Kuffner hätte, da er ja den größeren Teil Sachsens, fast ganz Preußisch-Schlesien, den Bayrischen Wald und alles Land Ober- und Niederösterreichs nördlich der Donau einschließen sollte, nicht weniger als zwanzig Millionen Deutsche gezählt, und es ist jammerschade, daß sich diese großen tschechischen „Staatsmänner“ von dem noch größeren Benesch so übers Ohr hauen ließen, so daß ihr kühn geträumtes Staatsmonstrum nicht zustande kam. Denn wenn es nach Herrn Hanusch Kuffner gegangen wäre, so hätten die sieben Millionen Tschechen damals Gelegenheit bekommen, nicht nur dreieinhalb Millionen Sudetendeutsche, zwei Millionen Slowaken und eine halbe Million Ungarn zu unterdrücken, sondern ein Vielfaches dieser Zahlen. Es wäre nicht uninteressant, zu erfahren, wie sich ein Herr Kuffner, wahrscheinlich mit Hilfe des Panslawismus, eine Herrschaft in seinem nicht kleinen Staate vorgestellt hätte.

Da waren die Deutschen schon zufriedener und bescheidener Menschen. Sie wollten lediglich ihre Heimat deutsch erhalten und das zusammenfügen, was von Natur aus zusammengehört: Volk zu Volk. Sie wären herzlich froh gewesen, wenn man ihre Heimat deutsch gelassen hätte, in der sie seit Hunderten von

Jahren siedelten, die sie seit Hunderten von Jahren liebten, die schon so viel Kampf und Blut gesehen und die schon so viele ihrer Söhne zu begeisterten Hymnen und Gesängen hingerissen, so daß sie nach Leib und Blut, nach Herz und Geist mit Fug und Recht ihr Eigen genannt werden konnte.

Hören wir uns deshalb erst einmal an, wodurch die sudeten-deutsche Heimat ihren Söhnen so liebenswert erscheint, indem wir einen Gang durch das Land in Begleitung der Dichter der Landschaft machen, ehe wir zur Schilderung des letzten Kampfabschnittes schreiten.

3. Abschnitt

Lied der Landschaft

Lied der Landschaft

Die Heimat ist der unerschöpfliche Quell des Lebens. Sie ist die Mutter, die alle Bedrängten und Verlorenen zurückempfängt, ohne ihnen die Verirrung oder das Verlassen zum Vorwurf zu machen. Sie ist die Güte, die jedem ihr Antlitz weist, und dieses Antlitz ist so schön und innig tief, als der Beschauer es nur immer zu erblicken vermag. Sie ist die Gerechtigkeit, die nichts zu verbergen und zu verheimlichen hat. Denn sie gibt sich so, wie sie behandelt wurde.

Ihr Wald ist ewig schön. Urhaft dort, wo man ihm die Unberührtheit des Wachstums läßt. Lieblich dort, wo die Menschen mit Maß ihm ihre Pflege angedeihen lassen. Befleckt dort, wo die Menschen ihn ehrfurchtslos betreten.

Der Heimat Felder dampfen im Frühjahr, leuchten grün im Sommer und glühen golden im Herbst. Und wenn der Wind über die Stoppeln geht, schreitet der Bauer müde, doch glücklich zugleich, an ihnen entlang, ohne mehr dabei zu denken als ihm not ist. Wo das Korn gestanden, wird im nächsten Jahre die Kartoffel blühen. Das ist sein Glück, von dem er lebt und seine Ewigkeit empfängt.

Und wo Brücken ihre Bogen über Flüsse spannen, wo sich Straßen in der Steilheit der Berge vergraben, dort wird des Menschen Denken offen bloßgestellt. Entweder hat sich der Erbauer kühn und schön dem Gang der Landschaft angepaßt, oder Häßlichkeit verrät die Denkart des Menschen.

Selbst dort, wo Schornsteine aus der Ebene ragen, müht sich ein kühner Wille noch um ausgleichende Formgebung.

Von all dem weiß die sudetendeutsche Landschaft zu erzählen. Gebirge sind da, schön und steil, wie Dome aus göttlicher Hand. Täler besitzt sie, lieblich und weit. Einöden wachsen in ihr und Werklebigkeit, Städte und Dörfer und Menschen aus vier deutscher Stämme Land. Eigenwillig und stammesbewußt sind ihre Menschen, aber auch schicksalhaft zusammengeschmiedet durch der Jahrhunderte tiefes Erleben.

Wer sich in unvorstellbare Höhen hinauf begeben könnte und darüber die Sehstärke des Auges nicht verlöre, dem müßten die Sudetenländer als ein von Gott besonders begnadetes Land erscheinen. Eine Bauernschüssel ist dieses Böhmen, umgeben rings von Gebirgen, durchströmt von der Elbe und Moldau hier sich vereinendem Gewässer. Ein glückliches Land ist Mähren, das sich von Schlesiens Gebirgen her abbaut gegen Süden, um immer fruchtbarer zu werden.

Ist es da ein Wunder, wenn aus diesem Land Dichter wachsen, die immer wieder das Lied seiner Landschaft singen? Ist es da ein Wunder, wenn es Künstler hervorbringt, die über das Kunstwerk ihrer seelenvollen Hände hinaus auch noch in Worten sagen müssen, wie lieb und schön ihnen das Stücklein Erde dünkt, das sie geboren und großgezogen, das sie genährt und alle Fasern ihres Herzens und Leibes erfüllt hat?

Doch geht es wohl jedem treuen Menschen so: Alles kann ihn verlassen, nur die Heimat wird ihn nie verlassen. Er führt sie mit sich, vom leisen Kinderschrift bis an das Greisenbett, und er braucht nur zu rufen, schon steht sie vor ihm, wo immer er auch sei. Unvergänglich ist die Treue der Heimat.

Tausendfältig ist ihr Antlitz. Die Dichter zeichnen es nach.

Adalbert Stifter läßt uns den südlichen Böhmerwald vor unseren Augen erstehen, wenn er singt:

„An der Mitternachtsseite des Ländchens Oesterreich zieht ein Wald an die dreißig Meilen lang einen Dämmerstreifen westwärts, beginnend an den Quellen des Flusses Thaya und fortstrebend bis zu jenem Grenzknoten, wo das böhmische Land mit Oesterreich und Bayern zusammenstößt. Dort, wie oft die Nadeln bei Kristallbildungen, schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schob einen derben Gebirgsstock empor, der nun drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet. Er beugt, wie seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und sie geht dann mitternachtwärts viele Tagesreisen weiter.

. . . Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verblichenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier, bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen anderen vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit einem die ganze blaue Wand von Süd nach Norden streichen, einsam und traurig.

. . . Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebach sacht entgegensteigend, offenes Land — aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbett tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel, von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rundgerieben sind. — Ferner liegen noch da und dort das weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, daß im Sonnenschein der weiße Grundsand glitzert wie lauter rötlich herauflimmernde Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.“

Das ist das Land um den Plöckenstein.

Und unser Zeitgenosse Hans Watzlik schreibt vom nördlichen Böhmerwald und seiner Landschaft:

„Ich bin mit dieser Landschaft schicksalhaft verbunden. Ich wurde darin geboren. Seele und Leib wuchsen mir darin auf. Ich hause darin. Ich bin ein Teil, eine Frucht ihrer Scholle. Ich bin der ewige Wanderer durch ihre Unerschöpflichkeit, ihre Unausmeßlichkeit.

Liedworte aber findet er, die uns packen und nimmer entlassen wollen:

„Heimat.

Stille ward des Einödbauern Sensenhämmern,
Durch das Dorf mit seiner Hellebarden
Träumend trollt der Wächter. In das feine Dämmern
Lauschen junge Mägde atemlos hinaus und warten.

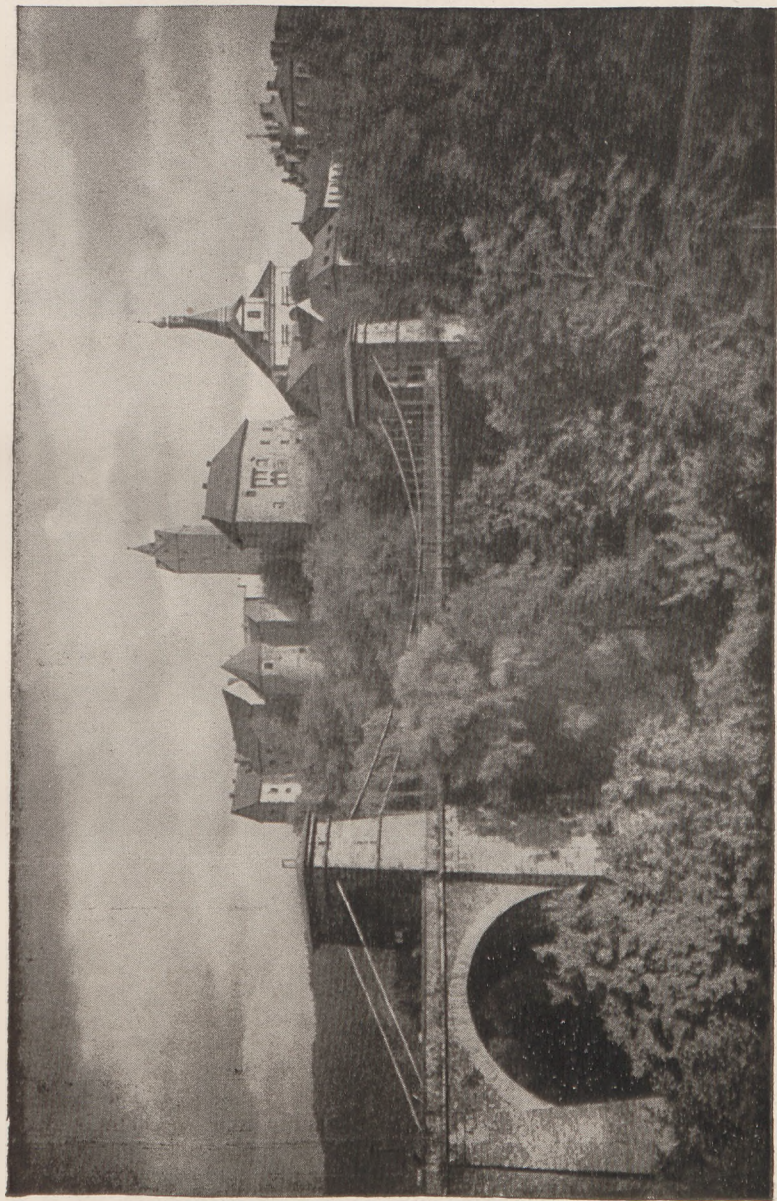
Sieh, nun macht der Mondenwunder Silberfülle
Dieses Korn in Erntesehnsucht leuchten,
Nur die regen Quellen rauschen durch die Stille,
Quellen, die der Heimat schwermuttiefe Wiesen feuchten.

Strömend steigt die Kraft aus diesem Bauernboden,
Strömend bin von ihr durchlebt ich und durchflossen,
Aus den Schollen wächst der Schatten meiner toten
Ahnen, deren Pflug einst dieses Land erschlossen.“

Wie ein Brunnen stößt die Mundart der Böhmerwäldler aus ihrer Erde:

D Herzluka leucht in Fensterlodn,
de Meini nopfatz da da Wiagn;
grod wia a guldna Pfnodn
kummt d'Fruah schoun af da Stiagn,

kommt es aus der Brust Karl Franz Leppas.



Aufnahme Karl Streer

Schloß Elbogen



Duppauer Landl

Aufnahme Rudolf Mahr

Das Egerland lebt, von äußerlichen Menschen nimmer erfaßbar, sein schweres Leben. Sein Bauer kämpft gegen die immer mächtiger werdende Industrie. Zäh und hart ist er, wortkarg, aber tief. Er spricht nicht über Leid, in seiner selbstgewählten Einsamkeit stählt er sich zu dessen Ueberwindung.

Die heißen Quellen Karlsbads sprudeln in der Landschaft Mitte. An ihnen wuchs der Dichter Erwin G. Kolbenheyer auf. So weit in alles deutsche Land hinaus sein Werk gewirkt und Wurzel gefaßt, auch ihn packt die Heimat in abendschweren Stunden, so daß er bekennen muß:

Es kommt die Zeit, sei deiner Schwingen Raum
So kühn gespannt durch alle ferne Welt,
Die Stunde kommt; sternhell am Himmelssaum
Erbliht dein Jugendland, ein Friedenstraum,
Und zwischen dir und ihm das brache Feld.

Wo liegt dein Korn? Allüberall vertan.
In fremdem Land wuchs es zu fremdem Brot.
Bald senkt der Reif das zähe Unkraut an.
Dein Feld will ruhn. Vom letzten Thymian
Ein müder Hauch. Und Heimat tut dir not.

Verhallt, dein Jubel und dein Schmerz, verhallt.
Der tiefe Quellenlaut gewinnt den Ton.
Raunt noch im Blut der Kindheit Buchenwald?
So kühn du seist, klug, welterfahren, alt —
Der Quell wird einmal laut. Du bleibst sein Sohn.

Und Wilhelm Pleyer, der Dichter von der Egerländer Sprachgrenze, singt:

Der Heimat Höh'n, die auf uns niederschau'n,
Sie soll'n auf uns wie wir auf sie vertrau'n.
Wie wir die Reihe halten Mann bei Mann,
So wissen wir: es kommt auf jeden an.

Wie treue Wächter warten die Erzgebirgsberge des Egerländer Bauernbodens. Ein anderer Stamm ist es, von dem sie besiedelt werden, aus der Seele mitteldeutscher Menschen klingt der alte Bergmannsspruch aus dem Erzgebirge, der doch im Unterton so vieles gemeinsam hat mit fränkischen Sprüchen im Egerland, mit bayrischen und mit österreichischen des Böhmerwaldes, nur in der Form liegt die Verschiedenheit:

Es grüne die Tanne,
Es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen
Ein treudeutsches Herz.

Schwerer und ernster schon wieder klingt das Lied des Dichters aus der Saazer Landschaft, Emil Merker:

Nichts als Not ist bei uns zu Haus;
aber, so sehr ich das einseh,
weiß ich doch manchmal nicht ein und aus
vor lauter Heimweh

klingt es aus seinem Herzen.

Ueber den Kamm des östlichen Erzgebirges, durch das böhmische Mittelgebirge und durch das Lausitzer Gebirge bis ins Riesengebirge hinein wanderte und fuhr öfter Ludwig Richter, der gütigste Maler deutschen Glaubens, deutscher Liebe und Hoffnung. Wer kennt nicht seine Riesengebirgsbilder, wer liebt nicht seine Ueberfahrt am Schreckenstein, von der der Maler in seinem Tagebuche schreibt:

„Zuweilen machte ich mit einigen Schülern kleine Ausflüge nach dem böhmischen Mittelgebirge. Das sehr malerische Bergstädtchen Graupen mit dem Wallfahrtsort Mariaschein, das damals sehr stille Aussig, Sebusein und mein abgelegenes, aber höchst romantisches Kamaik waren die Lieblingsorte, wo wir gern länger weilten und Studien sammelten.

Von Sebusein bis nach Kamaik ist eine Fülle der schönsten und großartigsten Landschaftsbilder ausgeschüttet. Nach Aussig zurückgekehrt, zeichnete ich mehreres am Schreckenstein.

Als ich nach Sonnenuntergang noch am Ufer der Elbe stand, dem Treiben der Schiffsleute zusehend, fiel mir besonders der alte Fährmann auf, welcher die Ueberfahrt zu besorgen hatte. Das Boot, mit Menschen und Tieren beladen, durchschnitt den ruhigen Strom, in welchem sich der goldene Abendhimmel spiegelte. So kam unter anderem auch einmal der Kahn herüber, mit Leuten bunt angefüllt, unter denen der alte Harfner saß, welcher statt des Ueberfahrkreuzers etwas auf der Harfe zum Besten gab. Aus diesen und anderen Eindrücken entstand nachher das Bild „Die Ueberfahrt am Schreckenstein“ (1837), der erste Versuch, in dem ich die Figuren zur Hauptsache machte.“

Als ob sie die Elbe nicht aus diesem schönen Lande entlassen wollten, bauen sich Sandsteinfelsen vor ihr auf. Aber ihr Durchbruch gelingt. Wehmütig verflacht das Land im Sächsischen draußen.

Als ein Weiser wohnt im Isergebirge Gustav Leutelt, der heimlichste Freund seiner Landschaft. Er weiß um die letzten Geheimnisse ihrer dunklen Wälder, er weiß um die letzten Schmerzen seiner armen, leidgeprüften Bewohner.

Zukunftsschwer und schön klingt es, wenn der greise Dichter vom Sohn eines Glashüttenbesitzers, der sich an seinen Arbeitern vergangen hat, spricht und ihn hoffen läßt:

„Die Oefen werden wieder glühen, die Mischungen in ihren Häfen brodeln und an hochgeschwungenen Glasmacherpfeifen Feuerbälle schwanken. Und er selbst wird aus der Tür der Schreibstube treten und mit innigem Behagen dem Ziehen, Blasen und Drücken des Glases zusehen, das in glühenden Schnüren und Stangen und Kugeln aus dem Halblicht der Hütte hervorgleißt. All das Phantastische des Schauplatzes kann er wieder beleben.

Wieder wird es aus den Kammern leuchten wie Rubin, Smaragd und anderes Edelgestein, wieder wird man im Schütungsraum die überlieferten Glassätze mengen und er den Schatz seines Wissens dazutun, um neue, noch ungeahnte Farbenpracht in den spröden Stoff zu bannen. Und ein Klingen und Klirren des Glases geht in alle Ecken, stiebt ins gleichmäßige Sausen der Feuer und kichert hinein zwischen die spärlichen Worte, die den schweißtriefenden Männern am Ofen entfallen. Und unter dem Leitworte wird er arbeiten: Sei ein Arbeitsgenosse deiner Leute, nicht aber ihr kalter Herr!“

Im Geleit des Nationalsozialismus haben die Oefen des armen Isergebirges längst wieder zu glühen begonnen, ist der Leitsatz des Dichters, den er lange vor dem Weltkrieg niederschrieb, Wahrheit geworden.

Aus den Wäldern des Isergebirges ist nur noch ein Schritt in die Heimat Rübezahls. Hunderte Märchen leben und weben um den struppigen Sohn der Riesenberge, deren höchster einWächter ist in böhmischem und schlesischem Land, der oft mitten im Sommer schon infolge seiner stolzen Höhe Schnee trägt, wofür ihm auch die Jahrhunderte den Namen gaben: Schneekoppe.

Sudetendeutsche Heimat aber ist immer noch größer und weiter. Das Braunauer Ländchen schiebt, fürwitzig fast, seinen Landesbogen in schlesisches Land hinein, um den Glatzer Kessel abzuriegeln, die Hand zu reichen der Spitze des Zipfels, der vom Gesenke her sich im Reichensteiner Gebirge nach Nordwesten baut. Die Heuscheuer und das Gebirge der Armut, das Adlergebirge, führen am Südrand des Glatzer Kessels hinüber in mährisches und schlesisches Gebiet, wo des Schönhengstgaues treues Bauernvolk seit Jahrhunderten rodet, und heute noch aus alter Ordnung lebt, gleich den bodengewinnenden Ahnen, wo in Schlesien sich treues Handwerk zu manch reicher Industrie entwickelte. Adolf Wildner und Hugo Scholz, Karl Hans Strobl

und Robert Hohlbaum singen das Lob ihrer ostböhmischen, mährischen und ihrer schlesischen Heimat.

Der leider zu früh verstorbene Sohn Schlesiens aber, Bruno Hanns Wittek, sagt aus tiefer Wandersehnsucht aus:

Ich bin gewandert eine breite Straße,
Am Wegrand stand der blaue Fingerhut,
Und Sonnenringe tanzten mir zu Füßen —
Und in ganz wundervollen, süßen
Weisen sang mir das junge Blut. —
Wie weit und golden schienen mir die Tage!
Die Welt war mein. Ich trug sie in der Hand
Wie eine Frucht vom segenschweren Baume,
Wie süße Last der Seele aus dem Traume,
Wie die Geliebte in gelobtes Land.
Ich merkte kaum, wie sich der Pfad verengte,
Schritt leicht dahin und wagte manchen Sprung,
Und war des Herrgotts fröhlicher Geselle,
Der seine schmale Stirn wie eine helle
Schale aufhob zu manchem tiefen Trunk.
Und stand auf einmal fragend in der Wirrnis,
Das Kleid zerfetzt, die müden Füße wund,
Die Stirn erhitzt von Glut und Glanz und Farben,
Ein Schnitter, dem das Wetter seine Garben
Hinwirft auf den geliebten Grund.
Nun kann ich morgen wieder betteln gehen
Die breite Straße, wo der Fingerhut
Sein stummes Läuten trägt ein weites Stück.
Vielleicht, daß dann das große Wunder Glück
Ins Herz mir strömt und dort ein Weilchen ruht.

Klingt nicht ganz tief in diesen Worten die geschichtliche Weise des schlesischen Landes mit, wird hier nicht das Erbe Jakob Böhmes mitgetragen, geht aus dem Leid dieses Liedes

nicht auch der Ton hervor, aus dem man erkennen kann, warum Bindung zwischen dem sudetendeutschen Osten und Westen, zwischen Schlesien und dem Egerlande möglich ist?

Und der Ebner-Eschenbach Spruchwissen, ihrer starken Sinnkraft wehmütige Gestalten tauchen vor uns auf, um dann gleich wieder Kampfgedanken Platz zu machen, denn Völkerkampf vieler Jahrhunderte war auch der Sinn des mährischen Landes.

Doch auch damit ist das Lied sudetendeutscher Landschaft noch nicht zu Ende gesungen. Denn bis tief in die Karpathen hinein und dann noch immer weit darüber hinaus reicht seines Geistes Aufbauwerk, der dadurch mancher Landschaft des Ostens das Antlitz geprägt hat.

Wie ein Bollwerk, vorgeschobene Gründung und Abwehr zugleich, ragen die Essen, Bohr- und Fördertürme Ostraus, Oderbergs, Witkowitz! Mehr als Bauernboden ist dieser Industrieboden völkisch gefährdet. Alle Werkschöpfungen hier, deutscher Tatkraft entlodert, sind Ausdruck eines wirren Völkergemisches geworden. Großstadtbeleckt wachsen auf ihrem Boden neben deutschen Gründungszeichen moderne Warenhäuser, Mietskasernen neben Schachteinfahrten.

Viele Ortschaften im stundenlangen Wanderumkreis tragen dann aber wieder deutsche Namen, die Wegweiser in die Beskiden hinauf tragen deutsche Aufschriften. Wenden wir uns dann nach Süden und Südwesten, so wissen wir, daß immer schon nach wenigen Wanderstunden deutsche Städte und Dörfer, uralte, wetterstarke deutsche Sprachinseln, auftauchen, Olmütz, Brünn, Iglau, Wischau, und daß dann bald wieder geschlossenes deutsches Land gedeiht, das über die Znaimer Fruchtbarkeit zu österreichischem Wein und süddeutschem Gemüt hinlenkt, zur Ostmark.

Die Mitte und Krone des beschriebenen Dreiländerspiels aber ist das goldene Prag.

„Hier wächst aus dunklen Steinen unser Leben.
Vom Turm des Doms schlägt läutend unser Tag:
Dem großen Kampf wie einer Pflicht ergeben.
Wir müssen zum Gesicht den Blick erheben:
Du deutscher Ritter in der Burg von Prag!“

singt der junge Dichter Rudolf Witzany, ein Böhmerwäldler, der in Prag studierte, da er sich an das schöne Denkmal des Ritters Jörg auf der Burg zu Prag erinnert.

Hundert Türme überragen Prag, Teynkirche und Veitsdom sprechen die Sprache deutscher Baumeister, und der Altstädter Ring weiß sonderbare Geschichten zu erzählen. Er trank das Blut deutscher und tschechischer Ritter, die gemeinsam für die Reichsidee fielen, über sein holpriges Pflaster fuhr der königliche Musiker Mozart, und am Husdenkmal von heute eilen deutsche Studenten vorüber und denken daran, daß sie vor sechshundert Jahren dereinst durch Hus aus dieser Stadt vertrieben worden sind.

Wer Prag nicht gesehen, erlebt, weiß nicht, was die Sudetenländer sind.

Wer sie aber durchwandert hat, der wird verstehen, warum Goethe mit dem Gedanken spielte, sich in ihnen eine neue Heimat zu suchen, wird verstehen, warum ihm gerade in ihnen die Worte einfielen:

„Alle Schätze, die ich ferne
Suchte, trägt der Heimat Schoß.
Und so segn' ich meine Sterne
Und so preis' ich still mein Los!“

4. Abschnitt

Erinnerungen
aus der Zeit einer Unterjochung

Vom 4. März bis zur Auflösung der DNSAP.

War in den Großvätern und Vätern der Sudetendeutschen eine unsagbare Sehnsucht nach dem Deutschen Reich gewachsen, so sollte das Schicksal — wir dürfen es das deutsche Schicksal nennen — den Söhnen die Verwirklichung und Erfüllung dieser Sehnsucht durch drei gewaltige Erlebnisse werden lassen: Weltkrieg, Tschechenjoch und Nationalsozialismus. Eines bedingte das andere. Der Weltkrieg zog den Verfall der Monarchie und die Selbständigkeit des Tschechenvolkes nach sich. Die Tschechen förderten, freilich auf eine bitterharte Weise, Entstehung und Werden des nationalen Sozialismus bei den Deutschen ihrer Republik, und Nationalismus und Sozialismus waren, streng genommen, bereits die eigentlichen Urheber des Weltkrieges und seine Beendiger gewesen.

Doch wäre es Lüge, sagen zu wollen, daß Nationalsozialisten an die Front zogen, als die Egerländer und Niederländer, als die Erzgebirgler und Schlesier, als die Böhmerwäldler und Südmährer gleich ihren Kampfgefährten aus dem Zweiten Reich dieselben Losungen des Siegeswillens und der Siegeszuversicht an die Wände der Eisenbahnwagen malten, die sie ins Feld trugen. Sie sangen im gleichen Tonfall ihr „Auf jeden Schuß ein Russ“ und „Serbien muß sterbien“, wie die Männer jenseits der böhmischen Grenze ihr Lied vom Kameraden mit den Worten Franzos auf Stoß und Brit auf Tritt reimten, ohne sich allzu viele Gedanken über den Sinn des Krieges zu machen. Das Sinnieren und Spintisieren über den Krieg wuchs erst in den Schützengräben, in den Karpathenwäldern und den Sümpfen Wolhyniens, und am Isonzo und Piave, als er sie Jahr um Jahr festhielt und so gar nicht mehr in die Heimat entlassen wollte. Gewiß, sie trugen alle

Voraussetzungen für den Nationalsozialismus in sich, die Deutschböhmen, Deutschmähren und Deutschschlesier, die Deutschösterreicher überhaupt, als sie in den Krieg zogen; aber bis zu seiner Verwirklichung war noch ein weiter und schwerer Weg. In den Freiwilligen von 1914 bis 1918 — jawohl, auch 1918 gab es noch Freiwillige im Sudetenland —, in unverdorbenen Arbeitern, hungernden Studenten und Jugendbewegten lebte er, als sie Tag für Tag ihr Leben in die Schanze schlugen für ein Reich, das nicht ihr Reich war, sondern nur der Vorhof eines Reiches, das da werden mußte, wenn nicht das Leben, das deutsche Leben, seinen Sinn verlieren sollte. Heute erst wird das junge Blut, das draußen blieb, wieder heimgeholt durch den neuen Krieg, durch unsere Bündnisse, die den Weltkrieg nun endgültig beenden. Im Antlitz alter Bauern- und Arbeitermütter muß man lesen, um das Leid ermessen zu können, das deutsche Mütter zwischen 1914 und 1918 in den Sudeten traf.

Die Heimkehrer aus dem Weltkrieg waren es auch, die am härtesten zu ringen hatten, als sie das Elend zu Hause sahen. Dafür wäre man also zum Grabenschwein geworden, dafür hätte man sich tage- und nächtelang gesorgt und geschlagen, darum hätte man gehofft und gelitten? Und sie vergruben sich wie kranke Tiere. Das wäre nicht recht gewesen, konnte man öfters hören. Wer aber wollte es wagen, ihnen daraus einen Vorwurf zu machen? Wer im einfachen Volke verstand es damals schon, was gespielt wurde in Versailles und St. Germain? Wer dachte sich die Welt schlecht genug, daß sie einer Tschechoslowakei, die durch heimgekehrte Verräter gegründet worden war, nur deswegen rein deutsche Gebiete zubilligen würde, weil ein Herr Masaryk sagte, daß die Deutschen Böhmens und Mährens nur Nachkommen von Kolonisten und Emigranten seien, und ein Herr Benesch in seinem Memorandum log, daß die Deutschen der Sudetenländer nur in zerstreuten Siedlungen wohnten!

Hatten wir nicht unsere Abgeordneten nach Wien entsandt? Waren wir nicht bereit, weiter zu hungern und zu dürsten, zu

frieren und zu schweigen, wenn auch der Kanonendonner an den Fronten aufgehört hatte? Wir waren Deutschösterreicher und warteten auf den Anschluß. Denn das Volk hatte, bevor die Waffenstillstandsverhandlungen begannen, sehr deutlich das Wort Selbstbestimmungsrecht gehört. Unter diesem Wort stellte es sich das Recht vor, selber bestimmen zu dürfen, wo und wie es leben wolle. Als Landeshauptmann von Deutschböhmen trat Dr. Rudolf Lodgman-Auen an ihre Spitze.

So bitter nun die Niederlage nach all den herrlichen Siegen an den Fronten war, für die Deutschen Oesterreichs bargen die Tage des November 1918 doch auch einen guten Kern. Das sterbensreife Habsburg sollte vergehen. Für Karl hat sich gegen Ende des Weltkrieges kein Deutscher mehr geschlagen. Daß nun zu Deutschland kam, was deutsch war, das war ein Trost, der alle Deutschen Oesterreichs am Ende des Weltkrieges aufrecht hielt. Deutschösterreich, das ausgerufen war, wurde vom Volke nur als eine Uebergangsstation angesehen, aus der der Anschluß kommen sollte. Die Sudetendeutschen aber mußten einfach den Umweg über Wien mitmachen, mehr bedeutete für sie Wien nicht mehr. Sie gründeten die Provinz Deutschböhmen mit dem Landesregierungssitz in Reichenberg, sie erhoben Troppau zum Mittelpunkt der deutschen Teile Nordmährens und Schlesiens, die gemeinsam den Namen einer Provinz Sudetenland erhielten, und die südböhmischen und südmährischen Gebiete wurden ebenfalls eigene Verwaltungsgaue, die alle zur Republik Deutschösterreich ihre Abgeordneten entsandten, alle in dem überzeugten Glauben, daß dies der Weg ins Reich sei.

So hatten die Sudetendeutschen alles getan, was sie konnten, als Gerüchte laut wurden, daß tschechische Legionäre die Besetzung Deutschböhmens, Deutschmährens und Schlesiens planten, und in Wirklichkeit auch schon damit begonnen hatten, um Versailles vor vollendete Tatsachen zu stellen. Es kam zu Zusammenstößen mit den vorsichtig vorrückenden Tschechen. Da sich das Sudetendeutschtum aber zu keinem ernstgeordneten

Widerstand aufrufen konnte — die Volkswehren waren zwar bereit, doch nirgends stand das Haupt auf, das eine geordnete Abwehr hätte führen können —, gelang es den Tschechen, fast das ganze Sudetenland bis Anfang 1919 zu besetzen. Es regnete zwar Proteste, allein der bewaffnete Widerstand blieb aus. Die Steine, die verzweifelten Jungen auf die Anfahrtsstrecken der Legionäre wälzten, genügten nicht.

So kam es zu den Blutopfern des 4. März 1919. Das Los des Sudetendeutschums schien besiegelt. Mit diesem Tage trat das sudetendeutsche Geschlecht in seine dritte Erziehungs- und Bildungsperiode, die es erst wahrhaft reif machen sollte für das Reich. Der Oesterreicher im Sudetendeutschen war noch der Träumer vom Reich. Die kurze Zeit seiner Zugehörigkeit zur Republik Deutschland lehrte ihn, daß nur Wachsamkeit und Härte zum Ziele führen konnten. Die nun folgende Periode der Unterjochung und Bedrückung ließ ihn erst alle die Notwendigkeiten und Voraussetzungen erkennen, die das Ziel forderte.

Die Schüsse am 4. März 1919 weckten den Sudetendeutschen erst auf.

Der Winter von 1918 auf 1919 war ein harter Winter in allem deutschen Land. Am härtesten vielleicht für die Sudetendeutschen, die in dieser Zeit erkennen mußten, daß für sie das Selbstbestimmungsrecht nicht gelten sollte. Die Tschechen verboten die Teilnahme der Sudetendeutschen an den Wahlen in die deutschösterreichische Nationalversammlung, die im März 1919 stattfinden sollten. Waren sich in der harten deutschen Notzeit seit der Tschechenbesetzung alle deutschen Parteien schon ziemlich nahegekommen, so waren sie sich in dem Augenblick wirklich einig, als das harte Verbot der Tschechen herauskam. Sie beriefen geschlossene Protestversammlungen zum 4. März ein, in denen für Freiheit und Recht, für die Selbstbestimmung und gegen die Unterdrückung und Knechtschaft die Welt angerufen werden sollte. Und das Volk folgte geschlossen dem Rufe.

Im ganzen Lande strömten Tausende und aber Tausende zusammen, um zu zeigen, daß es keinen Deutschen gab, der unter tschechischer Herrschaft leben wollte. Ueberall, in allen Städten und größeren Ortschaften schrie das Volk auf und erklärte sich bereit, einzustehen im Kampfe gegen das tschechische Joch. So kampfesmutig und zukunftsicher aber der Morgen dieses Tages begann, er endete in Blut und Tränen. Denn so wie in Eger und Karlsbad, so wie in Kaaden und Reichenberg, so ging es auch in Znaim und Ostrau, in Troppau und Jägerndorf, in Schönberg und Sternberg. Und so wie es an einem Beispiele aufgezeigt sein soll, so war es überall, wo die Tausende zusammengeströmt waren, um für das Recht und seine Erhaltung einzustehen.

In einer Stadt in Westböhmen verlief der vierte März so: „Ein leiser Schnee war über Nacht gefallen und hatte bis Mittag die Straßen und Wege feucht und schlüpfrig gemacht, während er in den Vorgärten der Häuser ein kurzes Scheinleben zu führen verdammt war. Und doch war das Stadtbild weiß, unschuldig weiß, wenn man es von den nahen Hängen aus betrachtete. Unschuldig weiß war auch der große Park vor der Sparkasse, bis nach dem Essen, es mochte auf der nahen Kirchturmuhre noch nicht zwei geschlagen haben, sich der Park zuerst mit schwarzen Punkten, dann schwarzen Schlangen und schließlich schwarzen Flecken zu füllen begann. Das waren die Bürger der Stadt, die ihre Wohnungen verließen, und heute ihr Mittagsschläfchen gekürzt hatten, es waren die Arbeiter der Vorstadt, die in Abteilungen und ganzen Zügen zum Versammlungsorte strebten, es waren die Bauern der Umgebung, die heute den Pflug feiern ließen, um in der Stadt für ihr Recht zu stehen, es waren alle Männer und alle Frauen, alle Reichen und alle Geringen, alle, alle waren sie heute gekommen, um zu bekennen, daß man es endlich genug habe, sich knechten und entrechten zu lassen, daß man nun lange genug zugeschaut habe, wie allem, was deutsch sprach und fühlte, ein Zeichen der Minderwertigkeit in die

Stirne gegraben wurde, — um zu bekunden, daß man sich selbst bestimmen und selbst regieren wollte. Und es waren Tausende und aber Tausende. Ein unheimlich großes und tiefschwarzes Loch wurde der Platz, dessen weißer, unschuldiger Schnee des Vormittags auf die äußersten Ränder gedrängt war, wo er ein verzagtes Gesicht schnitt und am liebsten über die Hausdächer hinweg entflohen wäre.

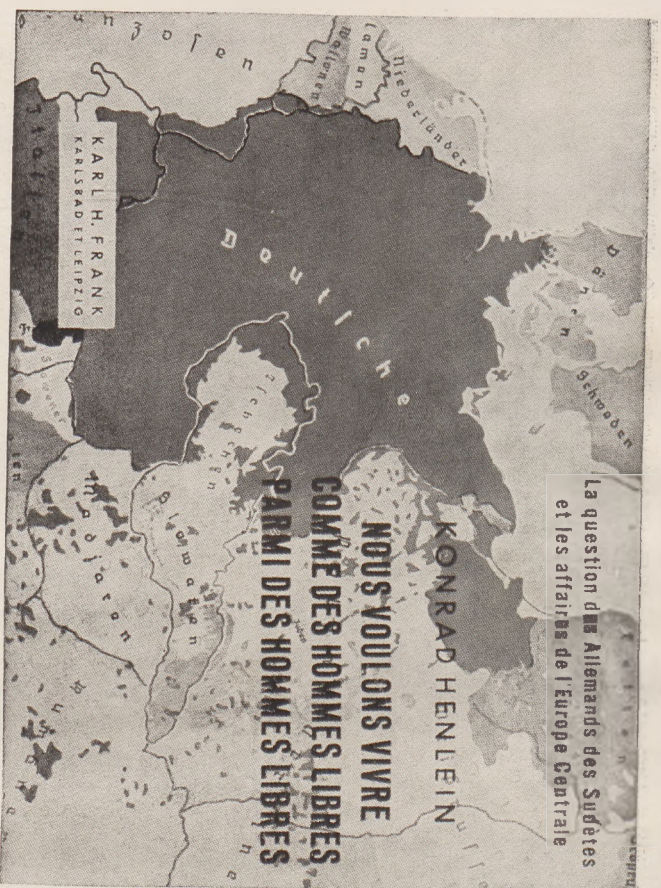
Lange blieb es still, schier unheimlich still. Die Masse stand bewegungslos, leblos. Von einem Balkon herab sprach ein Mensch, lang und laut. Die Menge horchte. Sie horchte, bis ein, zwei Worte alle tief zu treffen schienen. Denn plötzlich entstand ein Murmeln und Pfeifen, Hände flogen in die Luft, und mächtig, unheimlich rollte ein Schreien über den Platz, teilte sich auch dem letzten mit und verkroch sich in den Gassen, die vom Platze weg nach allen Seiten bergan strebten und den Lärm verschlangen. Dann wieder Stille.

Endlich war der Redner fertig. Tosender Beifall folgte. Ein anderer Redner bestieg den Balkon der Sparkasse. Er sprach nur kurz, abgehackt, und wurde oft von der Menge unterbrochen. Er schien zu offenem Widerstand zu raten, denn die Arme der Hörer, die bald über den Köpfen in drohenden Fäusten zum Himmel tobten, wogten einem unruhigen See gleich in der Luft, die Menge überschrie ihn minutenlang und einzelne Rufe rangen sich hinaus aus dem Gewaltlärm: Zur Kaserne! Hinaus mit den Söldnern!

Dann betrat noch ein ruhiger, ernster Mann den Rednerplatz und versuchte, den entfesselten Sturm des Unwillens zu bändigen, um schließlich nach dem Vorlesen einer Schrift an alle die Aufforderung zu richten, ruhig nach Hause zu gehen, Aufstände zu vermeiden und sich vorläufig zu fügen, denn man sei ja waffenlos, ohnmächtig — und Ruhe sei die einzige Rettung. Das Recht müsse siegen.



Aufnahme Dr. Rob. Großmann
Bauernhof, wie er vielfach im Sudetengau (Egerland) anzutreffen ist.



Diese Nachbildung erschien
 in d. Zeitschrift „L'Illustration
 Paris“ v. 2. 7. 1938

Couverture de l'ouvrage de M. Konrad Henlein, édité en français, sur laquelle est reproduite une carte d'Europe comportant les revendications territoriales allemandes.

Cette couverture a été photographiée complètement telle : sa page 1 figure donc à droite et la dernière rendiqués, par contre la frontière du Tyrol italien est adroitement escamotée : fort astucieusement l'éditeur y a appliqué la mention de sa firme, évitant ainsi de soulever un point délicat dans l'état actuel des relations italo-allemandes.

Darauf leerte sich wirklich langsam der Platz. Die Menschenströme zogen, die ganze Breite der Straße einnehmend, flußabwärts, um sich dort zu stauen, wo in einem großen Stadthause die Notkaserne eingerichtet war. Als das geschah, wurden die Tore der Kaserne rasch geschlossen. An den Fenstern aber blieben die Soldaten sichtbar, beißenden Hohn auf den Gesichtern.

Die ersten Männer und Frauen drängen vorbei und achten noch nicht auf die verachtenden Mienen der Soldaten. Die Nachfolgenden aber bleiben schon stehen, schreien, schimpfen und zeigen hinauf zu den Fenstern. Unheimlich wälzt sich der Menschenstrom heran, drückt nach, der Zug wird zur Masse, zum Knäuel, die Menge füllt den Platz vor dem Hause, den großen Park des gegenüberliegenden Badehauses, der Andrang erhitzt die Gemüter und nun ist auf Sehweite jeder freie Raum mit drohenden, schreienden Menschen erfüllt, die Soldaten verschwinden zwar von den Fenstern, aber schon hat jemand, wer weiß es noch, wer es war, einen Stein aus der Straße gegraben, er reckt sich hoch aus der Menge hinaus, holt aus mit kräftigem Arme, wirft, und schon zersplittert ein großes Fenster der Kaserne. Kaum ist die unbedachte Tat geschehen, schon finden sich zwanzig, fünfzig Nachahmer; hurtige Hände graben, greifen Steine, und klirr, girr, zerspringen, zerschellen die Scheiben. Rasende Fäuste bearbeiten das Tor, Menschenleiber werfen sich dagegen, daß es nachzugeben droht. Da schieben sich durch die Fenstertrümmer Gewehrläufe, Maschinengewehrrohre, und wie sich ein Mensch am Fenster zeigt, um etwas hinauszuschreien, warnende, mahnende Worte vielleicht, hebt sich ein bewaffneter Arm gegen ihn. Ein anderer will ihn zu Boden drücken, da aber peitschen schon die Kugeln aus den Fenstern, und donnernder Widerhall schreit den Angstruf von den ersten Schüssen durch die Gassen. — Und nun ist es geschehen. —

Aus zwanzig Schlünden speit Feuer in die Menge, die Fenster sind lebendig und tot zugleich, knallen und sind doch stumm.

Und die Menge — noch starr vor Schreck — wird vom Leben gepackt, von der Sucht nach Leben, von der Liebe zum Leben. Ach, es sinken ja dort und da schon Männer und Frauen, Blut springt ihnen aus dem Mund, aus der Brust; Beine lahmen, Arme bitten zum Himmel, Mütter schreien und die Körper fliehen, von Angst gepeinigt, von Furcht getrieben.“

Sechs Tote und viele Schwerverletzte fielen als Blutzengen für den Schrei um die Selbstbestimmung in dieser Stadt, aus der der angeführte Augenzeugenbericht stammt, und so wie hier fielen die Männer und Frauen auch anderwärts als Opfer roher tschechischer Wut. In Kaaden waren es fünfundzwanzig, in Sternberg sechzehn, in Karlsbad sechs, in Eger zwei, in Mies zwei, in Arnau zwei und in Aussig einer. Vierundfünfzig Männer und Frauen, Greise und Knaben wurden meuchlings ermordet, mehr als zweihundert wurden schwer und leichter verletzt, weil sie bereit waren, als Deutsche für ihr Recht einzustehen. Schwer lastete ihr Opfer auf dem Sudetendeutschtum. Es drückte nieder, und doch erhob es auch zugleich.

Der 4. März 1919 wurde zum Tag der Erweckung des Sudetendeutschums.

Wenn auch das endgültige Erwachen noch über schwere Wehen führen sollte. Denn die Einigkeit schien mit den vierundfünfzig Toten noch nicht teuer genug erkaufte zu sein.

Wohl hatten die völkischen Abgeordneten am 4. März neben den sozialdemokratischen Abgeordneten gesprochen und die Roten zeigten in diesen Tagen tatsächlich eine nicht weniger scharfe Einstellung im Kampfe um das Selbstbestimmungsrecht, so daß man sich verleitet fühlen könnte, zu glauben, daß es damals einigen Führer der Sozialdemokraten gelungen war, die Arbeiterschaft der verderblichsten Beeinflussung zu entziehen. Am 24. September 1919 selbst noch, dem Tage, da auf Befehl aus Versailles die sudetendeutschen Gebiete freigegeben werden mußten, damit sie der Tschechei angegliedert werden konnten, fand

der sozialdemokratische Präsident der deutschösterreichischen Nationalversammlung Seitz noch die Worte: „Ist das staatsrechtliche Band, das die deutschen Sudetenländer mit der Republik Deutschösterreich vereinigte, zerschnitten, unzerreißbar sind die Bande des Blutes, der Sprache, der Kultur und Sitte, die das deutsche Volk südlich und nördlich der Thaya verbinden. Daher bin ich überzeugt, daß die unaufhaltsame Entwicklung der Völker und Staaten in Europa auch unseren Brüdern in den Sudetenländern eines Tages das Selbstbestimmungsrecht wiederbringen wird, welches eben der Gewaltfriede von Versailles und St. Germain geraubt hat. Staaten werden und vergehen; davon sind wir lebende Zeugen. Die Völker aber bleiben, und auch davon legen unsere Tage ein unbestreibares Zeugnis ab: Völker, welche die Willkür erniedrigt und zerstückelt hat, erheben sich wieder. Wir hoffen, ja, wir wissen es: Noch ist die deutsche Sache nicht verloren!“

Und doch zerbrachen diese schönen Ansätze zur Einigkeit noch einmal, weil sich das Sudetendeutschtum wieder falschen Götzen verschrieb. Es dauerte nur wenige Monate, und schon gelang es, Klüfte im Volke aufzurichten, wie sie die Zeit vor dem Kriege noch nicht gekannt. Waren schon gleich nach dem Kriegsende und vor dem 4. März Gerüchte verbreitet worden, daß die sudetendeutschen Unternehmer für ein Verbleiben der deutschen Randgebiete in der tschechischen Republik eingenommen seien, weil ihre Betriebe der reichsdeutschen Konkurrenz nicht gewachsen wären und zugrunde gehen müßten, so verdichteten sich diese Gerüchte 1919 und 1920 immer mehr. Als nach dem Abschluß von Versailles ein Scheinrecht auf die historischen Grenzen für die Tschechen gegeben war, wuchs aus den Gerüchten die fixe Idee, daß mit einem Anschluß alle sudetendeutschen Arbeiter arbeitslos geworden wären, weil die reichsdeutsche Konkurrenz alles Sudetendeutsche überflügelt hätte. Stellt man sich nun den herrschenden Hunger und die Not, die Angst und die Verzweiflung in der Bevölkerung vor, so kann man wohl

verstehen, wie weit einer geschickten internationalen, vom Juden- und Freimaurertum heimlich geschürten Propaganda Tür und Tor geöffnet waren.

Bald war es denn auch so weit, daß sich die Sozialdemokratie der ihr eingepflanzten Ideen von der Gründung einer angeblich höheren Schweiz in der Gestalt der Tschechei zu bedienen begann. Zuerst glaubten es einige wenige, daß die Staatsordnung der Tschechei eine Ordnung höchster Freiheit sein werde, dann arbeiteten die jüdischen Redakteure des „Prager Tageblatt“ und der bald gewonnenen „Bohemia“ Hand in Hand mit den sozialdemokratischen Führern, und als im Herbst 1920 die deutsche Jugend einen Vorgeschmack dieser höchsten Freiheit zu spüren bekam, indem sie ausgemustert, gewaltsam eingezogen und, statt in versprochene deutsche Regimente eingeteilt, in die fernsten Winkel der Slowakei und Karpathenrußlands verschickt wurde, da war es schon zu spät. Die Schreie, Hiebe und Raufereien der Eingerückten gegen die Legionäre und Gendarmen verhallten zwecklos in den sudetendeutschen Sammelbezirken der Rekruten. Die Erregung der Bevölkerung über den Sturz der deutschen Denkmäler fand nicht mehr den Weg zur Öffentlichkeit. Das internationale Netz des Totschweigens wurde über das sudetendeutsche Gebiet gebreitet.

Die Erklärung Hans Knirschs am ersten Parteitag der inzwischen für das Gebiet der Tschechei gegründeten DNSAP. in Dux — der Name Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNSAP.) war noch vor dem Ende des Weltkrieges nach einem Antrag Hans Krebs' am letzten österreichischen Parteitag der Arbeiterpartei entstanden — war kaum gehört worden, obwohl sie das Bekenntnis aller Sudetendeutschen hätte werden müssen, denn sie lautete: „Wir fordern als untrennbarer Stamm der deutschen Nation, mit dieser in immerwährendem Zusammenhang stehend, das volle Selbstbestimmungsrecht als einzig mögliche Grundlage friedlicher Entwicklung und kultureller Wohl-

fahrt. Der tschechoslowakische Staat, in welchen nach dem Diktat des Pariser Gewaltfriedens 3 700 000 Deutsche, 6 291 000 Tschechen, 1 771 000 Slowaken, 877 000 Magyaren und 500 000 Ruthenen einverleibt wurden, ist nicht als gewollte Republik von der Mehrheit seiner Bevölkerung, sondern durch militärische Machtmittel ohne Rücksicht auf den Willen seiner Völker geschaffen worden. Daher bestehen wir auf unserer offenen und restlosen Anerkennung als selbständiges Volk auf freiem Heimatboden.

Wie wir den Erhalt unserer kulturellen Einrichtungen aus eigener Kraft zu bestreiten bereit sind, so wehren wir uns geschlossen gegen das Bestreben der tschechischen Machthaber von heute, uns auf die Stufe von geduldeten und minderberechtigten Staatsbürgern zweiter Klasse herabzudrücken. Wir erheben Einspruch gegen die planmäßige Zersetzung unserer Schule, die Gefährdung der nationalen und politischen Grundrechte der deutschen Staatsbürger, die Brutalitäten der Soldateska, die Unterdrückung der Presse, die Entlassung deutscher Angestellter und Arbeiter sowie die Bevorzugung tschechischer Bewerber in Amt und Wirtschaft. Die sofortige Beseitigung jener willkürlich gebildeten Prager Versammlung, die hier allen Völkern Gesetze vorschreibt, und die freie Wahl einer verfassunggebenden Nationalitätenversammlung sind unabweisbar.

Wir fordern unser geschlossenes Siedlungsgebiet als gesicherten Lebensraum mit selbstgewählter Verfassung, Verwaltung und Landeswehr, wie das im Pariser Minoritätenschutzgesetz sogar den 500 000 Köpfe zählenden Ruthenen innerhalb des tschechoslowakischen Staates zugebilligt worden ist.“

Aber schon ein Jahr nach dieser stolzen, unvergänglichen Erklärung saßen alle Parteien in Prag beisammen, deutsche und tschechische Volksvertreter nebeneinander, denn dem ersten Wahlgang im April 1920 durften sich auch die völkischen Parteien nicht entziehen, weil ja neben ihnen Sozialdemokratie, Demokratie, Wirtschaft, Konfession und Stände um die Stimmen der

Bevölkerung warben. So war es denn zwei Jahre nach Gründung der tschechoslowakischen Republik so weit, daß der Kampf Deutscher gegen Deutsche in der Tschechei beginnen konnte, der von den Tschechen so gewünschte und geförderte Kampf.

Noch einmal erklärten die führenden Nationalsozialisten bei ihrem Einzug in das tschechische Parlament feierlich: „Wir deutschen Nationalsozialisten erklären in dem Augenblick, da wir in die Nationalversammlung der tschechoslowakischen Republik einziehen, vor aller Welt, daß die auf die Festsetzung des Staatsgebietes der tschechoslowakischen Republik bezüglichen Bestimmungen des Friedensvertrages von St. Germain eine ungeheuerliche Geschichtslüge darstellen, und daß wir diesen Vertrag nie als Rechtsquelle anerkennen werden. Die Fortdauer des am deutschen Volk verübten Unrechts verhindert die Beruhigung der Welt und die wirtschaftliche Erneuerung Europas; der freie Wille der Völker allein schafft staatliche Zusammenschlüsse, die eine tragfähige Grundlage für soziale Neuordnung und den Austausch aller Kulturgüter bieten.

Für diese Ueberzeugung wollen wir auch auf dem Boden des tschechoslowakischen Staates und seiner ersten gewählten Völkervertretung jederzeit unsere Stimmen erheben und für das Eigenrecht und Eigenleben unseres Volkes alle unsere Kräfte einsetzen, bis ihm dasselbe Recht wird wie anderen Völkern: das Recht der freien Selbstbestimmung. Unseres Volkes Wohl und die Erringung seiner Freiheit wird unser oberstes Gesetz sein!“

Noch heute erzittern wir ob der Kühnheit dieser Worte, wenn wir daran denken, daß wenige Jahre nachher schon der Ausspruch eines Zehntels dieser Gedanken den Sprecher auf Jahre in den Kerker geworfen hätte. Freilich verhehlten sich die Unterschreibenden dieser Erklärung nicht, daß der Kampf, der ihnen bevorstand, ein ungeheuer schwerer werden würde. Denn gegen sie stand der zwiefache Feind, der haßerfüllte Volksgegner, der

Tscheche, der kein anderes Ziel kannte, als die Sprachgrenze an die historische Grenze der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien vorzudrängen, und der innere Feind, die Entseelung, die Entsittlichung des eigenen Volkes. Und es gehörte ein geradezu übermenschlicher Glaube dazu, in diesen Tagen nicht zu verzweifeln, Das langsam beginnende Scheinleben der Wirtschaft verführte zu Wucher und Schiebertum, der Glaube an die Wehrkraft wurde verlacht und verhöhnt; Hurenwesen im Leiblichen und Geistigen machte sich breit, die Familie sank im Werte und von außen her bohrte der Tscheche. Der Kampf um die Schule, der Kampf um jeden einzelnen Arbeitsplatz begann. Die Bodenenteignung wurde durch ein Bodenreformgesetz gefördert, das geflissentlich dazu mißbraucht wurde, den deutschen Großgrundbesitz zerkleinert in meist unfähige Legionärshände zu überführen. Die Beteiligung deutscher Siedler nachzuweisen, wird nur in sehr wenigen Fällen gelingen. Die Parteien, auch die deutschen, begannen sich auseinander zu reden, dann auseinander zu streiten, schließlich nagte der Wurm der Bestechlichkeit an dem oder jenem Volksvertreter, und im Jahre 1926 kam es dazu, daß die ersten Deutschen auch in die Regierung eintraten. Die Tschechen jubelten. Nun hatten sie vor der Welt ihre Paradedeutschen, die sie als Aushängeschild für die höhere Schweiz verwenden konnten. Es waren die Christlich-Sozialen und der Bund der Landwirte, die dem tschechischen Angebot nicht widerstehen können.

Man sollte sich nicht zu sehr wundern, wenn angesichts dieser Vorgänge die allgemeine Abneigung gegen das Parteiwesen überhaupt wuchs, und besonders in der Jugend ein starker Vorbehalt wach blieb, der sofort mit dem Kopfe schütteln ließ, sobald nur das Wort Partei fiel.

Denr es stak in der Jugend ein guter Kern, der sie im Innersten nicht verzagen ließ. So nur konnte es geschehen, daß im Sudeten-deutschtum über den Parteien der Wille zur Volksgemeinschaft wuchs. Mit der fortschreitenden Tschechisierung erstarkte die

Ueberzeugung von der notwendigen politischen Einigung der vier Stämme, die trotz ihrer landschaftlichen Zerrissenheit und Entfernung zusammenfinden mußten, wenn sie am Leben bleiben wollten. Stärker denn je machte sich in diesen Jahren das Fehlen eines Stadtmittelpunktes bemerkbar. So loderte die Liebe zu Prag in der Zeit, da diese Stadt ihren deutschen Charakter am tiefsten verstecken mußte, am hellsten auf, und die Verachtung für die Verräter der Volksgruppe, die sich von der Regierung hatten ködern lassen, war stumm, aber maßlos. Allein, selbst ihr trauriger Schritt hatte ein Gutes. Von dem Tage an wußte jeder saubere Sudetendeutsche, daß ein wahrer Aktivismus aus deutschen Reihen nur ein Ziel haben konnte, die Eroberung der Republik. Daß jeder, der sich mit den Tschechen einließ, ein Verräter war, das beweisen die nachstehenden Zahlen, die sich freilich erst im Rückblick so ganz erfassen und erkennen ließen. Wirtschaftlich und kulturell waren die Einbußen, die das Sudetendeutschtum infolge seiner Uneinigkeit erlitt, furchtbar. Sie konnten, das sieht man heute erst völlig ein, nur durch den Schritt des Führers wiedergutmacht werden.

Es ist staatliches statistisches Material, aus dem der Verfasser und Herausgeber des Werkes „Sudetendeutschtum in Kampf und Not“, Karl Hermann Frank (Bärenreiter-Verlag, Kassel 1935) die folgenden Angaben schöpft: „Die erste lähmende und Lebensgrundlagen vernichtende Maßnahme war die Nichteinlösung der Kriegsanleihe. Von den acht Milliarden Kriegsanleihe, die sich im Gebiete der Tschechoslowakei befanden, waren nach den Schätzungen der Wirtschaftsstatistiker sechs bis sieben Milliarden in deutschem Besitz. Namhafte sudetendeutsche Kapitalien befanden sich nach dem Umsturz in Wien. Da man auf der sudetendeutschen Seite von der geplanten Banknoten- und Wertpapierabstempelung keine Ahnung hatte, konnte dieser Besitz nicht rechtzeitig überführt werden, so daß er bei der Inflation in Oesterreich bedeutend entwertet wurde. Die Nichteinlösung der

Kriegsanleihe wirkte sich aber nicht nur unmittelbar durch den Verlust der eingezahlten Kapitalien aus, sondern traf die Besitzer doppelt schwer, weil für die Bemessung der Vermögensabgabe als Grundlage der Besitz an Kriegsanleihe mit einbezogen wurde. Es ist verständlich, daß in der Folgezeit unter diesen Maßnahmen nicht nur Privatpersonen oder Unternehmungen, sondern auch Banken und Sparkassen in schwerem Maße leiden mußten. Während im Jahre 1920 noch 50 % der Sparkasseneinlagen im Staate sich in deutscher Verwaltung befanden, sinkt dieser Anteil bis zum Jahre 1929 bereits auf 31 %. Im Jahre 1935 zeigen die tschechischen Sparkassen ein Anwachsen der Einlagen um 12 %, die slowakischen um 19 %, während die deutschen Einlagen um $\frac{1}{2}$ % zurückgehen. Deutlicher und eindringlicher kann die Wirtschaftsentwicklung auf deutscher bzw. tschechischer Seite nicht zum Ausdruck kommen.

Die Verluste der Deutschen wurden auf wirtschaftlichem Gebiete ungeheuer vergrößert durch eine Reihe staatlicher Zwangsmaßnahmen, vor allem durch die Bodenreform und durch den Beamtenabbau.

Die Bodenreform wurde in der Tschechoslowakei wie in den meisten osteuropäischen Nachkriegsstaaten mit sozialen Rücksichten begründet, aber in erster Linie als nationale Maßnahme durchgeführt. 520 000 Hektar deutschen Bodens wurden enteignet und gingen zu 96 v. H. in tschechische Hände über. Die Deutschen erhielten als langjährige Kleinpächter 31 320 Hektar, im übrigen nur etwa 10 000 Hektar. Bis zum Jahre 1931 waren 2185 Restgüter verteilt worden, von denen höchstens 12 in deutsche Hand kamen. 2824 tschechische Kolonistenwirtschaften wurden in einem Ausmaße von 38 319 Hektar errichtet. Durch diese Kolonisation wurden 29 Gemeinden neu gegründet und 297 Gemeinden erhielten einen Zuwachs an Kolonistengruppen. Nur drei Kolonien kamen hiervon im tschechischen Sprachgebiet

zur Errichtung. Für den enteigneten Boden erhielt der frühere Eigentümer eine Entschädigung, welche ein Fünfzehntel, später ein Fünftel des Bodenwertes betrug.

Der Beamtenabbau traf ebenfalls in erster Linie die Deutschen. Die Entlassung der deutschen Staatsbediensteten erfolgte zunächst auf Grund von Sprachprüfungen, später durch ein allgemeines Beamtenabbaugesetz, das wiederum in erster Linie die Deutschen traf. Wie ungerechtfertigt das Beamtenabbaugesetz vom Jahre 1925 war, zeigt die zahlenmäßige Entwicklung. Während 1925 vor dem Abbau die Tschechoslowakei 381 004 Staatsangestellte hatte, gab es 1931 388 321 Staatsangestellte. Es waren also nicht nur alle 30 000 Staatsangestellten wieder ersetzt, sondern ihre Zahl ist noch um 7000 vermehrt worden. Am stärksten betrafen die Entlassungen die Deutschen bei den politischen Verwaltungsbehörden, bei der Gendarmerie, Finanzwache und Staatspolizei, wo auch bei Neuaufnahmen fast überhaupt keine Deutschen berücksichtigt wurden. Fast restlos entlassen wurden die Deutschen aus der Armee, sofern sie Offiziersstellen innehatten. Der letzte deutsche Generalstabsoffizier wurde zum 1. Januar 1935 im Alter von 54 Jahren pensioniert. Auf 18 618 tschechische Offiziere und Rottmeister entfallen 1930 nur 1061 Deutsche, so daß sich ein Verhältnis von 1:18 statt 1:3 ergibt. Deutsche Beamte bei der Staatspolizei gibt es in Böhmen überhaupt nicht. Bei den Ministerien beträgt der deutsche Beamtenanteil kaum 2 v. H., während der Bevölkerungsanteil im Staate nach der amtlichen Volkszählung im Jahre 1930 noch 22,32 v. H. beträgt. Beim Postministerium waren von 558 Beamten nur 3 Deutsche.

Da in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien der Anteil der deutschen Bevölkerung 30 v. H. beträgt, wäre auch ein solcher Anteil der Deutschen an den Staatsstellen nur eine Gerechtigkeit. Hingegen liegt der wahre Anteil meist um 10 v. H. und sinkt bei den höchsten Stufen oftmals auf 0 v. H.

So gibt es im Gerichtsdienst in der I. und VI. Funktionsklasse keine Deutschen, bei der Finanzverwaltung in der I., V. und VI. Funktionsklasse keine, bei der Tabakregie, Lotteriedirektion und beim Staatsschuldenamt überhaupt keine deutschen Beamten.

Bei den jüngeren Beamtengruppen ist die Zahl der Deutschen ganz unbedeutend. So ist der Anteil der deutschen Rechtsanwälter in Böhmen auf 5,6 v.H. gesunken. Bei der Finanzwache in Böhmen wurden vom Oktober bis Dezember 1930 220 Anwarter aufgenommen, darunter kein Deutscher.

Auch bei den staatlichen Verkehrsunternehmen, Eisenbahn und Post, sind die Verhältnisse nicht anders. Der Abgang deutscher Postangestellter beträgt beispielsweise in Asch, Falkenau, Graslitz und Komotau 41 v. H., in Teplitz 48 v. H., in Marienbad 49 v.H., in Aussig 50 v.H., in Winterberg 61 v.H. usw. Laut Hinweis des tschechischen Universitätsprofessors Emanuel Radl wurden in einigen Orten überhaupt nur deutsche Postangestellte entlassen, so in Karlsbad 72, Tetschen 38, Bodenbach 63, Eger 118. In Eger z. B. gab es vor dem Umsturz 156 deutsche und einen tschechischen Beamten, 1930 71 deutsche und 148 tschechische. Die Zahl der von den Deutschen im öffentlichen Dienst verlorenen Arbeitsplätze ist mit 40 000 nicht zu hoch veranschlagt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch die Bodenreform neben dem Verlust an Boden noch den Verlust von tausenden Arbeitsplätzen bedeutete.

Am stärksten jedoch leidet das Sudetendeutschtum unter dem Zusammenbruch seiner Industrie, die mehrere Ursachen hat. Einerseits mußte die Verringerung des Absatzgebietes sich auswirken, da die sudetendeutsche Industrie vor dem Kriege nicht nur den Bedarf der Sudetenländer, sondern weiter Teile von ganz Oesterreich-Ungarn gedeckt hatte. Die Handelspolitik, vielfach in Anlehnung an außenpolitische Verhältnisse geführt, brachte ebenfalls eine Verringerung der Ausfuhr, insbesondere nach den

Nachbarländern Ungarn und Oesterreich, wo beispielsweise eine eigene Textilindustrie aufgebaut wurde, die in gleichem Maße die Textilindustrie der bisherigen deutschen Lieferanten im Sudentengebiet überflüssig machen mußte. Verluste erlitt die sudetendeutsche Industrie auch dadurch, daß die Mehrheit des Aktienkapitals vielfach in tschechische Hände überging, eine Erscheinung, die durch die Notwendigkeit, Bankkapital in Anspruch zu nehmen, unvermeidlich wurde, umsomehr, als ganze Banken durch den Einfluß des Finanzkapitals in tschechische Abhängigkeit kamen. Hohe Steuersätze auf der deutschen Seite, Steuererleichterungen, Nachlässe, Abschreibungen, ja staatliche Beihilfen auf der anderen Seite mußten zur Auswirkung kommen. So bricht die sudetendeutsche Industrie zusammen, während eine neue tschechische Industrie entsteht. Auch Verlegungen von Erzeugungsstätten aus dem sudetendeutschen Siedlungsgebiet ins innertschechische Sprachgebiet werden einerseits aus finanziellen, andererseits aus strategischen Gründen verlangt und durchgeführt. So wird im tschechischen Gebiet planmäßig neue Arbeit beschafft, während im sudetendeutschen Gebiet durch die Verlegung der Industrien eine weitere Erhöhung der Arbeitslosenzahlen eintreten muß. Besonders auffällig und aufschlußreich war die Verlagerung der Eisenwerke von Rothau nach Mähren, durch die die Not im Erzgebirge um ein beträchtliches gesteigert wurde. Auch die Verlegung der Verwaltung des Chemischen Vereins von Aussig nach Prag wirkte sich in gleicher Weise aus.

Schließlich erhielt die deutsche Industrie nur wenig staatliche Lieferungsaufträge, obwohl ihre Leistungsfähigkeit außer Frage stand. Auch bei Vergabe öffentlicher Arbeiten, sei es Ausführung staatlicher Bauten oder Herrichtung der Staatsstraßen, wurden durchweg nur tschechische Firmen, aber auch nur tschechische Arbeiter berücksichtigt, selbst dann, wenn diese Bauten in Bezirken lagen, deren Bevölkerung zu 99 v. H. deutsch ist. Sogar auf marxistischer Seite wurde dieser Zustand oftmals zu-

gegeben, ohne freilich dort die notwendigen Folgerungen daraus zu ziehen. Alle diese Umstände zusammen bewirkten ein Anwachsen der Arbeitslosenziffern, die für einen Staat mit 15 Millionen Einwohnern unerträglich sind. Von 3,5 Millionen Sudetendeutschen sind 525 000 arbeitslos. Die Sudetendeutschen haben heute mehr Arbeitslose als ganz Frankreich (1935). Die durchschnittliche Arbeitslosenzahl lag — für das ganze Staatsgebiet berechnet — bei 54,1 auf 1000 Einwohner. Die Arbeitslosigkeit in den Bezirken mit deutscher Bevölkerungsmehrheit (mehr als 50 v. H. Deutsche) betrug dagegen 94,1 auf 1000 Einwohner, während sie in den tschechischen Bezirken (mehr als 50 v. H. tschechische Einwohner) nur 43,7 auf 1000 Einwohner erreichte.

Da die ledigen Arbeitslosen in der Tschechoslowakei eine wöchentliche Unterstützung von nur Kc 10.— (RM 1.—), die verheirateten wöchentlich Kc 20.— bezogen, liegt die Notlage, die daraus entstehen mußte, klar zutage. Zurückgehende Geburtenziffern, steigende Selbstmordziffern sind die natürlichen Folgen dieser Ausrottungspolitik gegen die deutsche Volksgruppe in der Tschechoslowakei.

Besonders wichtig ist der Kampf der Sudetendeutschen um ihr Schulwesen. Der deutschen Universität in Prag wurde die Nachfolge der alten Karls-Universität bestritten und es wurde ihr der Mitbesitz am Universitätsarchiv, am Karolinum, an den Insignien, an der Sternwarte sowie an sonstigem Vermögen entzogen. Auch das Mittelschulwesen, zu dem Oberrealschulen und Obergymnasien gezählt werden, hat auf deutscher Seite eine starke Einschränkung erfahren, da die Zahl der deutschen Mittelschulen von 104 im Jahre 1918/19 auf 70 im Jahre 1934 gesunken ist. Die Zahl der deutschen Lehrerbildungsanstalten ist von 19 auf 10 gesunken. Auch im Volks- und Bürgerschulwesen äußert sich die Zurückdrängung der deutschen Belange, denn die Zahl der deutschen Volks- und Bürgerschulen in den Sudetenländern ist gegen-

über dem Jahre 1914 um 284 Schulen zurückgegangen, während die Zahl der tschechischen Volks- und Bürgerschulen von 6180 auf 8336 stieg. Während das deutsche Schulwesen insbesondere an der Sprachgrenze und in den Sprachinseln gedrosselt wurde, kam es im sudetendeutschen Gebiet zum Aufbau eines tschechischen Schulwesens unter dem Namen „Minderheitsschulen“, das aber nicht für die Deutschen, sondern für die Tschechen geschaffen wurde, soweit es im sudetendeutschen Siedlungsgebiet Minderheiten zu bilden begann. Es standen 1933/34 6 deutschen 228 tschechische Minderheitsbürgerschulen und 20 deutschen 1171 tschechische Minderheitsvolksschulen gegenüber. Bereits im vorschulpflichtigen Alter setzt der Kampf um das Schulkind ein. Nichts ist aufschlußreicher als die Tatsache, daß im Schuljahr 1933 866 staatlich-tschechischen Kindergärten sieben deutsche gegenüberstanden.

Auch auf allen anderen kulturellen Gebieten werden die sudetendeutschen Einrichtungen staatlicherseits nicht oder nur im geringen Maße gefördert (Theater, Buchhandel, Zeitschriftenwesen, Presse usw. usw.). Das statistische Material könnte auf diesen Gebieten beliebig erweitert und fortgeführt werden.“

Diese furchtbaren Zahlen machen jedem klar, wie es um das Sudetendeutschtum in der Nachkriegszeit bestellt war. Sie zeigen aber auch, daß der Kampf um Selbstbehauptung und Selbsterhaltung auf die Dauer zu einem aussichtslosen Beginnen werden mußte, wenn nicht von außen her Hilfe kam. In den Jahren 1920 bis 1930 durfte jedoch mit einer solchen Hilfe nicht gerechnet werden. Europa lag in den Fesseln der sogenannten Demokratie, des „Humanismus“, über den Masaryk und Benesch Bücher schrieben, in Wirklichkeit aber des Judentums, das über seine Freimaurerlogen alle Fäden in der Hand hielt. Deutschland selber war zu einem Dorado der Freimaurerei geworden. Kämpfe schauriger innerer Zerrissenheit spielten sich in ihm ab. Die Bewegung des Führers aber konnte in diesen Jahren noch lange

nicht mit einem Wirksamwerden über die Grenzen des selbst noch nicht eroberten Staates hinaus rechnen. Der Glaube und das Kämpfen der ersten Nationalsozialisten, einiger Nationalparteiiler, Turner und aus der Jugendbewegung langsam Erwachender müssen daher heroisch genannt werden.

Aus dieser wahrhaft verzweifelten Lage wird aber auch die Wende verständlich, die das nationale Sudetendeutschtum machen mußte, indem es vorübergehend an die Stelle der Anschlußforderung das Ziel der Selbstverwaltung setzte. Im tiefsten Winkel jedes einzelnen Deutschen brannte ja doch Deutschland. Daß trotzdem alles getan wurde, was möglich war, daß gerade aus diesem Feuer völkischer Not der härteste und schönste Teil der nationalsozialistischen Bewegung wuchs, der keineswegs immer den Namen der Partei laut auf den Lippen führte, soll durch einige Zahlen erhärtet sein, durch die auch das äußere Gesicht der DNSAP. dargestellt werden kann.

An keinem Tag schwieg ihr Gewissen. Bei den Gemeindewahlen im Jahre 1919 waren es 42 000, die sich zur Idee bekannten. Bei den Parlamentswahlen ein Jahr darauf war die Zusammenarbeit mit der Deutschen Nationalpartei so stark, daß beide Parteien gemeinsam in den Wahlkampf gingen. Es geschah unter der Führung des Landeshauptmanns Dr. Lodgman. 1925 warfen 168 000 Sudetendeutsche ihre Stimmen in die Waagschale des Nationalsozialismus. Sieben Abgeordnete und drei Senatoren zogen im Prager Parlament für die Partei ein. 1929 hatten sich diese Zahlen auf 204 000 Stimmen und acht Abgeordnete und vier Senatoren vermehrt. Und bei den letzten Wahlen, die die Tschechen vor der Auflösung der Partei erlaubten, bei den Gemeindewahlen 1933, zeigte es sich, daß die DNSAP. längst die stärkste Partei des Sudetendeutschtums geworden war, daß ihr Stand mit über 1000 Ortsgruppen auch zahlenmäßig den bedeutendsten deutschen Parteifeind, die Sozialdemokratie, überflügelte hatte.

Auch an ihren Veranstaltungen ist der Vormarsch der Partei zu erkennen. Die Hauptreden auf den Parteitagen hielten Jahr für Jahr den unverbrüchlichen Zusammenhang mit der Mutter Deutschland fest und die völkischen Tage wurden immer offenere Bekenntnisse zu Blut und Boden. Wehte das Hakenkreuz anfangs in Reichenberg, Aussig, Brüx, Tetschen, Warnsdorf, Komotau und in anderen Städten noch über wenigen tausenden Menschen, so wurden die völkischen Tage in Bodenbach, Gablonz, Falkenau und Troppau schon zu machtvollen Kundgebungen des geschlossenen Sudetendeutschums, an denen weder die jüdische noch die tschechische Presse mehr mit verbundenen Augen vorübergehen konnte. Der beste Beweis für das Anwachsen der Bewegung und die Erkenntnis ihrer Bedeutung durch das Tschechentum waren die im Jahre 1932 erfolgten Verbote der völkischen Tage in Eger, Reichenberg und Mährisch-Schönberg. Bald war ihr Wachstum nicht mehr aufzuhalten. Wer von den erwachenden dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen konnte sich auch noch angesichts der ständig fortschreitenden Tschechisierung dem Kampf ruhe „Schutz unseren Schulen, Schutz unserer Scholle, Schutz unseren Arbeitsplätzen“ verschließen?

So wuchsen auch die Gewerkschaften in enger Zusammenarbeit mit der DNSAP. zu mächtigen Gliederungen heran; der DHV. (Deutscher Handlungsgehilfenverband) stieg z. B. von 1800 auf 30 000 Mitglieder an. Die Partei wandte ihr besonderes Augenmerk auf ein sauberes Pressewesen; bald warben eine gutgeleitete Tageszeitung „Der Tag“ und mehrere Wochenblätter für die Idee und vermochten es, infolge ihrer streng antisemitischen Haltung auch in ihrem Geschäftsteil günstige Auswirkungen auf die Heimatzeitungen zu erzielen; ein eigenes Verlagswesen entstand der Partei, in dem Schriften für den Selbstverwaltungsgedanken, Darstellungen der Parteigeschichte und des Ideenkampfes und Kampfschriften gegen Sozialdemokratie und Tschechentum herausgegeben werden konnten. Knirsch, Jung und Krebs traten durch Veröffentlichung eige-

ner Werke immer wieder in den Tageskampf ein, die Jugendbewegung und Jugenderziehung innerhalb der Partei wurden lebhaft gefördert, der Selbstverwaltungsgedanke wurde in anderen Nationalitätenstaaten, soweit er vorhanden war, erforscht oder angeregt, und mit Volksgruppen, in denen er schon festere Formen angenommen hatte, wurde in Verbindung getreten; kurz, fast alles, was später, in den Jahren 1935 bis 1938, endlich wachsen und reifen konnte, finden wir in den Kampffahren 1928 bis 1933 schon einmal vorgebildet und vorgedacht. Schon daraus geht hervor, was die Tschechen mit der Auflösung der DNSAP. tatsächlich vernichten oder doch wenigstens hinauschieben konnten.

Besonders hart wurde der Kampf vom Jahre 1929 an. In diesem Jahre trat auch die Sozialdemokratie in die Regierung ein und warf sich, in der richtigen Erkenntnis der Bedeutung des Aufstieges der NSDAP. in Deutschland, mit allen ihr nun zu Gebote stehenden Mitteln gegen die DNSAP. Bald kam es zu blutigen Auseinandersetzungen, in denen sich die Mitglieder des Volkssports, gläubige Jugend, die die sudetendeutsche SA. unter diesem Namen bildete, gegen die vom Staat geköderte und mit deutschen Steuergeldern bezahlte „Rote Wehr“ der Sozialdemokraten verteidigten und bald gegen sie zum Angriff voringen.

Die Erkenntnis vom unablässigen Wachstum der Bewegung ließ die tschechische Regierung in der Anordnung ihrer Gegenmittel nicht wählerisch sein. Verhaftungen aus nichtigen Gründen wurden zur alltäglichen Erscheinung. Sogar die Abgeordneten Jung, Krebs, Schubert und Kasper wanderten vorübergehend in die Gefängnisse; das Tragen des Braunhemdes wurde verboten, jeder neue Gedanke, auch wenn er nur im entferntesten an den Nationalsozialismus erinnerte, wurde unterdrückt.

Heitere und ernste Beispiele begleiten den opferreichen Kampf dieser Jahre. In einer Versammlung im Egerland spricht der

„Professor“, ein bekannter Vorkämpfer der Bewegung. Er versteht es, durch seine volkstümlichen Darstellungen der Wirtschaftsnot seine Hörer besonders zu fesseln und mitzureißen. Das wird dem Aufpasser der Regierung — an jeder Versammlung mußte ein höherer Polizeibeamter teilnehmen und mitschreiben, was den Tschechen keineswegs leicht fiel — bald zu dumm und er versucht, durch möglichst häufige Unterbrechungen und Verwarnungen den Grund zur Auflösung der Versammlung herbeizuführen. Die dauernden Verwarnungen passen dem Professor jedoch ganz und gar nicht. Plötzlich fragt er die Menge, als er eben wieder eine „letzte Verwarnung“ erhalten hatte: „Dä Karl dau gieht ma ka Rouh. Öitz mou' i eghalandrisch weiterriadn, sünst stellt er nuch die Versammlung a.“ Ein Jubel des Beifalls springt auf und schon versteht der „böhmische Hala-wakel“ kein Sterbenswörtchen mehr, denn die Egerländer Mundart ist selbst vielen Deutschen ein Buch mit sieben Siegeln.

Und ein andermal. Tausende einer Stadt haben sich zum Aufmarsch versammelt. Das Fest der Sommersonnenwende war in der Kampfzeit immer ein besonderes Zeichen des Willens zur Einigung. An ihm nahm alles teil, was deutsch fühlte, nicht nur die Parteimitglieder. So kam es, daß am 20. Juni abends immer wirklich alle Sudetendeutschen dem schönen Brauch huldigten. Nur die Marxisten blieben fern.

Das Zeichen zum Abmarsch will nicht erklingen. Was ist da los? Plötzlich kommt ein Ordner von der Zugmitte nach vorn gerannt, wo die Turner und Volkssportler stehen, und verkündet die Neuigkeit, daß die Polizei die Teilnahme im Braunhemd verbiete. Wenn die Volkssportler nicht austreten, darf die Feier nicht abgehalten werden. Und gerade heuer war der Holzstoß so schön und groß gelungen und die Sonne hatte ihn völlig ausgetrocknet! Da aber zeigte es sich, daß der Befehl der Polizei wirklich nicht mehr als eine Neuigkeit für die Vornstehenden war. Im Nu standen alle Turner im bloßen Hemde da und die Volks-

sportler knöpften die hochgeschlossenen Turnerröcke bis zum Halse zu. Kein Braunhemd mehr war zu sehen. Das Zeichen zum Abmarsch ertönte.

So wie in diesem kleinen Erlebnis die innere Verbundenheit der Sudetendeutschen bewiesen wird, so bestand auch eine schöne äußere Verbundenheit mit den Nationalsozialisten im Reich und in Oesterreich. Dr. Goebbels, Dr. Frick, Baldur von Schirach, Esser und andere Kameraden folgten dem Ruf der Partei, um im Sudetenland zu sprechen, und anderseits wieder wurde Hans Krebs als Landesleiter nach Oesterreich gerufen.

Nicht immer freilich gingen die Dinge so harmlos ab, wie in dem geschilderten Falle am Tage der Sonnenwende. Als die Aufmärsche der Volkssportler immer unwiderstehlicher geworden waren, als es sich zeigte, daß sich die Einigung des Sudetendeutschums unter dem Hakenkreuzbanner nicht mehr aufhalten ließ, griff die Staatspolizei energisch ein. An einem Tage im Jahre 1932 verhaftete sie plötzlich viele Hunderte von Angehörigen des Volkssportes, von denen dann 257 mit einer Anklage wegen Staatsverrats beglückt wurden. Es wurde ihnen geheime Verbindung mit militärischen Formationen des Reiches zum Vorwurf gemacht; es wurde nachzuweisen versucht, daß der Volkssport die Zerschlagung der Tschechei wolle. Ohne Zeugen anzurufen, ohne die einfachsten Rechte der üblichen Verteidigung zu gestatten, wurden sechs Kameraden des Volkssports zu 15 Jahren Staatsgefängnis verurteilt. Tausende anderer treuer Sudetendeutscher wurden eingesperrt, ihre Wohnungen durchwühlt, ja, geplündert, und die braunen Häuser, die Stadtburgen der Bewegung, gesperrt, und alle Mittel des Terrors, sogar der Mord, aufgewandt, um die Bewegung zu drosseln. Doch kein Mittel verfiel. Jede Untat der Tschechen, jede Meintat der Roten stärkte nur die Reihen des Nationalsozialismus. So starb auch Peter Donnhäuser, der frühe Freiheitszeuge der Bewegung, nicht

umsonst. Peter Donnhäuser war einer der besten Jugendführer in der Bewegung und mußte deshalb länger als ein Jahr unschuldig in den Kerkern der Demokratie schmachten. Als er, endlich freigelassen, nach Westböhmen fuhr, wurde er in Karlsbad plötzlich neuerlich verhaftet und ins Polizeigefängnis geworfen. Am anderen Morgen wurde er erhängt in seiner Zelle aufgefunden, und es kann bis heute kein Deutscher verstehen, warum sich ein junger, hoffnungsfroher Lehrer des Volkes und der Bewegung just nach seiner Freisprechung selber den Tod gegeben haben sollte.

Der Volkssportprozeß sollte aber doch noch zum Todesstoß gegen die Bewegung ausgenützt werden. Denn als im Jänner 1933 der Führer zur Machtergreifung schreiten konnte, ließ sich auch jenseits der Grenzen das Volk nicht mehr halten. Es strömte zu Tausenden und aber Tausenden in die Reihen der Partei und gab sich — hier klappt ein Spalt zwischen Hoffnung und Möglichkeit — der Erwartung hin, daß es nur noch Wochen, höchstens Monate dauern könne, bis der Führer seine Hand zum Schutz über das gequälte Volk ausbreiten würde. Wer hätte da die Kraft aufbringen sollen — und wer auch den Willen und den Mut —, das Verlangen dieses Volkes einzudämmen, ihm die Hoffnung zu nehmen, da es ja noch gar nicht so weit sein konnte, da ja der Führer nun erst im eigenen Reich Ordnung schaffen müsse, daß dann, wenn er auch außenpolitisch Handlungsfreiheit gewinnen sollte, aller Voraussicht nach sehr langsam und vorsichtig vorgegangen und wahrscheinlich zuerst Oesterreich befreit werden mußte, ehe das Sudetendeutschtum mit einer Hilfe von außen rechnen konnte. Denn auch die Oesterreicher staken in einer ähnlich schlimmen Lage wie die Sudetendeutschen. Vielleicht war ihre Lage in manchen Dingen als eine noch schlimmere zu bezeichnen. Das, was die Tschechen gegen die Deutschen unternahmen, das war doch wenigstens noch als ein Kampf zweier verschiedener Völker gegeneinander zu verstehen, aber in Oesterreich, einem rein deutschen Staate,

wüteten ein einzelner Deutscher, wenn er auch leiblich und seelisch der kleinste war, und sein Klüngel gegen das eigene Volk. So kann es nur als Hohn der Weltgeschichte bezeichnet werden, wenn sich Benesch in seinen Maßnahmen gegen die Deutschen seines Staates auf seinen deutschsprechenden Vorgänger Dollfuß in Oesterreich berufen konnte, als er daran ging, die ihm über den Kopf wachsende deutsche Partei zu verbieten. Dollfuß war ihm am 19. Juni 1933 mit dem Verbot der DNSAP. in Oesterreich vorangegangen. Konnte Herrn Benesch vor der Welt ein größerer Gefallen getan werden?

So war es denn nach dem Turnfeste in Saaz so weit, daß das Sudetenland nur noch auf den Verbotsspruch wartete. Das Urteil im Volkssportprozeß war gefallen. Mit seiner Bestätigung war auch das staatliche Urteil der Tschechei über die DNSAP. ausgesprochen. Am 5. Oktober 1933 war es so weit. Der oberste Gerichtshof bestätigte die 15 Jahre Zuchthaus der deutschen Volkssportler, ihre und ihrer Partei Staatsfeindlichkeit galt damit als erwiesen. Am 11. November 1933 erfolgte die behördliche Auflösung der DNSAP., selbstverständlich sofort auch die Beschlagnahme des Vermögens, die Verhaftung vieler Abgeordneter, Unterführer und Amtswalter, das Verbot der nationalsozialistischen Zeitungen, die Aberkennung der Abgeordneten- und Senatoren-Mandate, der Mandate in die Landes- und Gemeindevertretungen und zuletzt auch die Auflösung der der Partei nahestehenden Gewerkschaften. Der Schlag war schwer, und doch kam er zu spät. Nicht nur deswegen, weil ein Teil des Vermögens, ein großer Teil der Schriften, Akten und Aufzeichnungen längst gerettet werden konnte und weil Konrad Henlein inzwischen mit dem Aufbau der neuen Einigungsbewegung begonnen hatte, er kam vielmehr deswegen zu spät, weil der Glaube an Reich und Führer unterdessen so tief Wurzel in den Herzen der besten Sudetendeutschen gefaßt hatte, daß er einfach nicht mehr auszurotten war.

Der Schlag war schwer. Er richtete rein äußerlich noch viel Unheil an. Er ließ auch noch manchen Zweifel und manchen Kampf entstehen. Aber an der letzten und inneren Entscheidung zur Wende konnte er nichts mehr ändern.

Neben der DNSAP. wurde auch die Deutsche Nationalpartei behördlicherseits eingestellt. Die Deutsche Nationalpartei, deren Mitglieder sich in erster Linie aus dem Bürgertum zusammensetzten, hatte sich in den fünfzehn Kampffahren seit 1918 meist tapfer an der Seite der DNSAP. geschlagen. Ihre Abgeordneten hatten sogar wiederholt die Bereitschaft zum Aufgehen der eigenen Partei in einer Volksgemeinschaftspartei erklärt. Freilich kam es nie zur Ausführung dieser Tat. Immerhin fand ein tatsächliches Zusammengehen im Wahlgang 1919 statt. Auch stand die Partei in den verschiedenen Verhandlungen des sudenteutschen Volksrates, der aus den Zeiten der Jahrhundertwende her noch in den Köpfen mancher Idealisten spukte, immer auf der Seite der Verteidiger des Selbstbestimmungsrechtes. Um die Partei aber zur Selbstauflösung und zum Aufgehen in die DNSAP. zu bringen, dazu fehlte es ihren Abgeordneten doch an der notwendigen Selbstverleugnung.

Leider mangelte es nach der Auflösung der DNSAP. und nach der Einstellung der DNP. auch nicht an den Volksverbrechern, die nun darangingen, auf Rechnung des allgemeinen Unglücks neuen Zwiespalt in die teilweise verängstigten Herzen der Sudenteutschen zu tragen. Bald hieß es, die DNSAP. und die DNP. seien viel zu scharf gewesen, ihre Abgeordneten hätten wissen müssen, daß der Umschwung in Deutschland zu dieser Maßnahme in der Tschechei führen mußte. Sie hätten schon im Jahre 1932 und Anfang 33 entsprechend bremsen müssen. Der Turnerschaft und der neuwachsenden SHF. wiederum wurde kriecherische Loyalität vorgeworfen, die mit „Liebedienerei und Schmeichelei vor Demokratenstühlen“ verdammt leicht verwechselt werden könnte. Und selbst den führenden Abgeordneten der DNSAP.

blieb der Vorwurf nicht erspart, untereinander uneinig gewesen zu sein und im entscheidenden Augenblick nach verschiedenen Richtungen gezogen zu haben. Die einen nach Berlin, die anderen nach Prag. Wie das nach einer Niederlage oder großen Enttäuschung eben immer der Fall ist. Der Gegner sucht Anhaltspunkte zur weiteren Erniedrigung, und das getroffene Volk horcht nur zu gern darauf.

Wie aber muß dem Führer der DNSAP., Hans Knirsch, zumute gewesen sein, als er sein Lebenswerk ganz nahe vor der Erfüllung noch einmal zusammenstürzen sah? Dieses traurige Erleben, das seinem Träger doch zugleich die Krone des Adels aufsetzt, darf in keiner Geschichte des Sudetendeutschtums übersehen werden. Denn wenn auch der harte Politiker den Spruch für sich in Anspruch nimmt, daß nur der Erfolg das Recht gäbe, sagen zu dürfen, daß er recht gehandelt, die Nachwelt setzt Hans Knirsch doch als Sieger ein. Wenn ihm an Tag und Ort die Anerkennung manchesmal verweigert wurde, im Herzen der Nachkommen soll er dafür um so fester verankert sein.

Hans Knirsch war das Kind armer Webersleute aus Triebendorf in Mähren. Er wurde ihnen am 14. September 1877 geboren und sollte, der Familienüberlieferung und dem Familienvermögen gemäß, ebenfalls Weber werden. So besucht er die heimische Schule und nachher eine Fachschule für Weberei, nach deren Vollendung er als Werkmeistergehilfe in eine Weberei in Mähr.-Trübau eintritt. Die Militärdienstpflicht lehrt ihn das Leben von einer dritten Seite her sehen, nachdem er als reifender Jüngling die völkischen Kämpfe in seiner Heimat zwischen Deutschen und Tschechen und die soziale Not der Arbeiterschaft infolge ihres knappen Verdienstes zur Genüge kennengelernt hatte. Er nützt die Zeit beim Heere gründlich aus. Er studiert in jeder freien Minute die Werke, die zu Zeitfragen vorliegen, ergänzt gründlich sein karges Schulwissen, bringt es nebenher zum Unteroffizier und wird, vierundzwanzigjährig, nach seiner Entlassung

aus dem Soldatenstand nicht mehr Weber, sondern Geschäftsführer jenes Verbandes deutscher Gehilfen- und Arbeitervereinigungen Oesterreichs, die zu erwähnen wir schon im vorhergehenden Abschnitt Gelegenheit hatten.

Hier glaubt er den in seiner Jugend schon erworbenen Erfahrungen und Erkenntnissen am besten dienen zu können. Doch läßt ihn sein Sucherdrang schon zwei Jahre später auf neue Fahrten gehen. Das Rheinland lernt er kennen und seine sozialen Nöte, Linz bietet ihm vorübergehend Unterkunft und Arbeit, aber erst in den Jahren 1903/04 findet er seine geistige Heimat. Zu Aussig wird die deutsche Arbeiterpartei gegründet. Die Zwiespälte, die zwischen Schönerer und Wolf der gegnerischen Presse Anlaß zu häßlichen Vorwürfen und Klatschereien bieten, haben die Arbeiterschaft, die beiden Männern anhing, zu dieser Gründung gedrängt. Wahres Bekenntnis zum Volkstum, Kampf gegen die seelische und wirtschaftliche Entrechtung des Arbeiters, Abkehr vom Bürgertum und Marxismus gleichermaßen, Ueberwindung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten, das waren die Programmpunkte dieser neuen Partei, in der damals schon der Grundstein für die spätere DNSAP. Oesterreichs gelegt wurde. Knirsch tritt begeistert an ihre Spitze. Konnte er in ihr das zum ersten Male doch zum Ausdruck bringen, wovon sein Herz so ganz erfüllt war, die Vereinigung zweier, bisher scheinbar unüberbrückbarer Gegensätze, des nationalen Denkens und des Dranges nach sozialistischer Gerechtigkeit. Wie schwer alles Neue und wahrhaft Große durchzusetzen ist, sollte Knirsch bald gründlich erfahren. Seine Schöpfung, die Deutsche Arbeiterpartei, hat schwer zu ringen. Lange Zeit hindurch macht er die Zeitung der Partei, schreibt die Aufsätze für sie, wirbt Bezieher und verwaltet ihre Gelder, reist über Land und hält als Parteiredner Versammlungen, und baut vom Schreibtisch aus die Organisation der Partei auf. Alle Hindernisse überwindet er. Nach Jahren entsagungsreicher Arbeit kann er die ersten Erfolge seines Schaffens buchen. Die Partei steht. Er selber wird 1911

in den Wiener Reichstag gewählt, nachdem er bereits heftige Kämpfe gegen die Sozialdemokratie bestanden hatte, so daß er mit Recht an den Sieg seiner Bewegung glauben durfte.

Da kam der Krieg. Knirsch gehörte zu jenen Kämpfern, die vom ersten Tage an wußten, worum es ging. Er meldet sich als Freiwilliger und bringt es vom Unteroffizier zum Oberleutnant. Ein nicht leichter Weg im k. u. k. österr.-ungarischen Heer. Knirsch war immer an der Front. Erst die beginnende Zersetzung läßt es ihm ratsam erscheinen, seine Abgeordnetentätigkeit wieder aufzunehmen. So hört der Wiener Reichstag 1917 seine Vorschläge zur Verfassungsänderung Oesterreichs. Den Völkern des Vielvölkerstaates soll die Selbstverwaltung eingeräumt werden. Die Erfahrungen des Schützengrabenlebens sprechen aus Knirschs Vorschlägen. Sie werden nicht gehört.

1918 bringt noch vor dem Umsturz über Vorschlag des nahen Mitarbeiters Krebs die Namensänderung der Partei. DNSAP. heißt sie von nun an. Die Vereinigung zwischen Nationalismus und Sozialismus findet auch im Parteinamen ihren Ausdruck.

Dann trat das Unabwendbare ein. Die Völker der Monarchie schrien nach Freiheit. Die Zeit war reif geworden.

Da war es auch Knirsch, der als erster nach dem Anschluß rief. Sein Antrag auf sofortigen Anschluß schloß mit den Worten: „Es lebe Alldeutschland!“ Als der Traum der Vereinigung wenigstens aller Deutschösterreicher nach dem Abschluß des Verbrechens von Versailles zu Ende geträumt war, wurde Hans Knirsch zum Führer der DNSAP. in der Tschechei berufen. Er folgte dem Rufe und ging, er, der Führer einer wirklichen Gefolgschaft, zum zweiten Male in die Tretmühle eines Systems, das ihm von Herzen zuwider war. Er beugte sich auch dem tschechischen Parlament, dem Volk zuliebe, das ihn brauchte. — Seine Zähigkeit zwang zum zweiten Male den Tag. Was aussichtslos schien, das wuchs.

Nationalismus und Sozialismus führten seine Volksgruppe, draußen im Reich das ganze Volk und in Oesterreich den künstlich ferr.gehaltenen Volksteil zum Sieg. Der Glaube Knirschs an den inzwischen sichtbar gewordenen Führer war unerschütterlich. Den Sieg Adolf Hitlers in den Grenzen des Zweiten Reiches durfte Knirsch noch erleben. Die Erfüllung der Sehnsucht seiner Volksgruppe sehen zu dürfen, blieb ihm verwehrt. Im Gegenteil, knapp vor seinem Tode stand sein Werk äußerlich vernichtet da. Wofür er gelebt, was er erschaffen, wofür er hundertmal gestorben und auferstanden, hatte eine fremde Staatsgewalt zerschlagen. Das Schicksal hatte ihm das herbste Los bereitet, das es einem Sterblichen nur immer bereiten kann. Ueber die herbe Schwere seines frühen Todes am 6. Dezember 1933 führt nur ein Gedanke hinweg. Knirsch glaubte an den Führer. Er wußte in seiner letzten Stunde, daß die Fahne stand, wenn der Mann auch fiel.

Seine Bescheidenheit, seine verantwortungsfrohe Arbeit, seine innere Stärke, sein Stehen über allen Aeüßerlichkeiten, seine Entsagungskraft, sein Zielglaube sollen den Sudetendeutschen immer Vorbild sein.

Die politische Bedeutung des deutschen Turnverbandes.

Ehe wir nun in der Darstellung der politischen Entwicklung des Sudetendeutschtums fortfahren, muß in einem eigenen Abschnitte der Bedeutung des sudetendeutschen Turnertums gedacht werden, weil seiner in der Geschichte des Sudetendeutschtums fast noch nirgends eine der Wirklichkeit entsprechende Gerechtigkeit widerfahren ist.

So heftig der Kampf zwischen den jüngeren und älteren sudetendeutschen Turnern in den Jahren 1925 bis 1930 tobte, so sehr mancher junge Turner, der Kaden und Saaz mit herbeiführen half, die Nase ob der Verbürgerlichung des von ihm als ver-

knöchert bezeichneten Altturnern rümpfte, so sehr bauen doch die Erneuerer des sudetendeutschen Turnverbandes auf den schon revolutionären Ideen des Turnerbundes und des Turnkreises Deutschösterreich auf, die ja beide schon einmal eine Ueberwindung der tatsächlich liberal gewordenen reichsdeutschen Turnerschaft herbeigeführt hatten.

Der Turnkreis Deutschösterreich, 1904 endgültig aus der Deutschen Turnerschaft ausgetreten und selbständig geworden, und der Deutsche Turnerbund hatten längst den Ariergrundsatz in ihre Gemeinschaftsgesetze eingeführt, während die Deutsche Turnerschaft gar nicht daran dachte, sich mit derlei gefährlichen Gedanken und „unklugen“ politischen Maßnahmen zu befassen. Als sudetendeutsche Turner im Jahre 1913 zum großen deutschen Turnfest nach Leipzig fuhren, das im Jahre der Jahrhundertfeier für die Völkerschlacht abgehalten wurde, kamen viele von ihnen enttäuscht ob der schlappen geistigen Haltung der deutschen Turnerschaft in ihre Heimat zurück. Nicht, als ob die Sudetendeutschen Heilige gewesen wären. Aber das Gewand der Turnerschaft legte ihnen doch eine festere Verpflichtung auf, der sie oft unter Entsaungen die Treue hielten.

Der Weltkrieg riß dann die teilweise sehr fest untereinander verbundenen Turnkameraden auseinander. In vielen Städten war der Hundertsatz der eingezogenen Turner so hoch, daß an eine Aufrechterhaltung des Turnbetriebes nicht mehr gedacht werden konnte. So dauerte es oft Jahre, bis nach dem großen Kriege die einzelnen Gemeinden wieder zu sich selber fanden. In den geschwächten Turngemeinden setzten sich bald die Einflüsse durch, gegen die die aufrechten Turner schon seit dem Grobwerden des liberalen Gedankens ankämpften. Die marxistische Idee, der Humanitätsdusel und der Individualismus machten sich in einer Verbreiterung der liberalen Verwaltungsgrundlage in den Vereinen, in einer Erstarrung des Uebungsbetriebes, in einer Einengung der Jahnschen Vielfalt des Turnens und in

erster Linie in einer strengen Ablehnung der völkischen Erziehungsidee geltend, lauter Mängel, die um die Jahrhundertwende schon einmal ihr Haupt erhoben hatten.

So stand es um den Sudetendeutschen Turnverband, als sich Männer des Krieges, die der vierjährige Kugelregen der Fronten nicht zerbrechen konnte, und heranreifende Jünglinge aus dem Lager der sudetendeutschen Jugendbewegung, die die Notwendigkeit einer gesunden politischen Verankerung des Sudetendeutschums erkannten, gemeinsam um eine neue, gültige und ernste Möglichkeit der Erwachsenen-Erziehung und Beeinflussung fern der Parteienzersplitterung bemühten. Sie trafen sich im unpolitischen Turnverbände, wie sie bewußt sagten, ohne je darauf verzichtet zu haben, gerade dem unpolitischen Verbände die neue, ihre politische, Auffassung zu geben.

Gerade an dieser Stelle, am Eingang zu einer kurzen Darstellung der Geschichte des Turnverbandes, muß dem sudetendeutschen Frontkämpfertum und der sudetendeutschen Jugend- und Wandervogelbewegung noch ein Wort gewidmet sein. — Vielleicht gilt das hier Gesagte im gleichen Maße auch von der ostmärkischen Jugend. Der großen deutschen Jugendbewegung wird heute vielfach der Vorwurf gemacht, daß sie zwecklos verpuffte, daß sie ihre Glieder und Mitglieder über die Grenzen des Gesellschaftslebens hinausgeführt und dann hätte verkümmern lassen, daß ein großer Teil der Besten einer falschen, einer mißverstandenen Romantik überlassen worden wäre. In diesen Vorwürfen mag manche Wahrheit verborgen liegen, mag mancher Stachel mit Recht treffen. Eines soll man dabei aber nicht vergessen. Die Besten der deutschen Jugendbewegung liegen auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges. Sie fehlten in der Zeit des langsamen Sichbesinnens unseres Volkes und unserer Jugend nach dem großen Kriege. Die wenigen Heimkehrer trugen den Sinn des Staatlichen, den Sinn deutscher Ordnung, gestählt aus Stahlgewittern, fest in sich.

Und wenn vielen Menschen von heute die deutsche Jugendbewegung noch ein Aufbruch ohne Ende und Ziel zu sein scheint, so soll ihnen an dieser Stelle entgegnet sein: Waren das Erwecken der Liebe zu Volk und Heimat, waren das Festhalten am Brauch und Volkstum, waren der Wall junger Herzen gegen Entseelung und Enttherzlichkeit unseres Volkes von der Jahrhundertwende bis zum Durchbruch des Nationalsozialismus in unserem Volke, waren das Opfer tausender junger Leute im Weltkrieg nicht Taten, die in ihrer Einfachheit und Selbstverständlichkeit den vielleicht untergeordneten und kaum erkennbaren, im Grunde ihres Wesens aber unbestreitbaren Beginn, eine der Vorstufen zum Werk des Führers darstellten? Wenn die Gegenwart diese Fragen auch augenblicklich noch nicht mit Ja beantworten sollte, die Geschichte wird dieses Ja nachholen und die Quellen und Ströme aufzeigen, die zwischen der Liebe zu Volk und Heimat der Jugendbewegung und dem Bekenntnis zu Blut und Boden fließen.

Die Zusammenhänge zwischen den Menschen der grenzdeutschen Jugendbewegung über Zwischenstufen der Entwicklung bis zur Befreiung ihrer Heimat und dem Anschluß ans Großdeutsche Reich stehen jedenfalls fest.

Wenn irgendwo in grenzdeutschen Gebieten großdeutsch gedacht, ja rein gefühlsmäßig großdeutsch gehandelt und erzogen wurde, dann war dies im sudetendeutschen Wandervogel der Fall, der vom Tage der Gründung an aus Ursachen, die vielleicht gar nicht erklärt und begriffen werden können, sondern blutsmäßig einfach vorhanden waren, nicht österreichisch-ungarisch, nicht habsburgisch, nicht böhmisch oder sudetisch, sondern deutsch war. Das war einfach so und nicht anders! Hundert Briefe aus dieser Zeit ließen sich dafür anführen, Gedichte und Schriften könnten den Beweis für diese Behauptung erbringen. Das Blut, das am Isonzo und Piave, in den Karpathen und am Bug und San, in den transsylvanischen Alpen und in Serbien im Weltkrieg dafür geflossen ist, bezeugt es ebenso, wie das 1917 im

Felde entstandene Böhmerlandlied, das schon im Weltkriege nach dem Führer rief, der nie so dringend entbehrt wurde, wie in den Jahren von 1918 bis 1920 in den Grenzlanden.

Für den österreichischen Soldaten, der der Jugendbewegung entstammte, war der Weltkrieg vom ersten Tage an der Krieg um Deutschland, Krieg um das Reich. Für den sudetendeutschen Wandervogel war alles Leben schon vor dem Weltkriege nichts anderes als Grenzschutz gegen Osten. Die Brücke gegen Osten mußte ihm mehr wie ein Märchen erscheinen. Er hatte es, wiederum weniger mit dem Verstande als vielmehr in seinem Blute, gefühlt, daß das blendende Reich auf tönernen Füßen stand. Damals schon spürte er das Drängen des immer anmaßender werdenden Tschechentum der Monarchie auf der einen Seite und das völkische Ausgehöhltsein des Zweiten Reiches auf der anderen, das scheinbar am Höhepunkt seiner Macht stand, in Wirklichkeit aber noch nie so dem Mammon verfallen war, wie eben jetzt den Milliarden des Friedens von 1871. Unter welchen Gewissensqualen der sudetendeutsche Wandervogelsoldat im Kleid des österreichisch-ungarischen Heeres den Weltkrieg erlebte, was seinem Opfertod im innersten Winkel seines Herzens voranging, diese Tragödie muß erst noch geschrieben werden. Und der daheimgebliebene Pimpf erlebte darum vielleicht nicht weniger, wenn er, als einziges Essen ein Quäntlein Haferreis im leicht gewordenen Rucksack, aus dem letzten Jahre des Weltkrieges in den Anbeginn der Tschechoslowakei hinüberwanderte.

Aus den aus dem Kriege endlich doch heimgekehrten Wandervogelsoldaten und den Jüngsten, die selbst im Jahre 1918 noch dem Erlebnis des Soldatentums entgegenjauchzten, entstand dann die erste sudetendeutsche Älteren-Bewegung, die den Schritt vom ziellos Jugendbewegten in den staatlichen Ordnungsbereich versuchte, die Böhmerland-Bewegung. — Sie stand der Feindschaft der tschechoslowakischen Behörden gegenüber, aus der sie wuchs und Erkenntnisse schöpfen konnte. Ihre Tätigkeit aber

blieb im rein Kulturellen stecken. Ihre Auswirkungen, so aner kennenswerte Teilergebnisse sie zeitigten, der Finkensteiner Singbund, Volkshochschulen, Bauernschulen, eine geordnete Zielsetzung in der Volksbildungsarbeit, bedeutende Arbeiten im Büchereiwesen, straffe Ordnungsbestrebungen in den land schaftlich gebundenen Heimatforscher-Vereinigungen, konnten keine gleichwertigen Ergebnisse im Politischen aufweisen. Dem Parteiwesen blieb die Böhmerland-Bewegung bewußt fern.

Aus ihren Fehlern lernten die anderen, die entweder nur als einfache Mitglieder der Bewegung marschierten oder überhaupt noch zweiflerisch seitab gestanden waren. So entstanden aus dem Wandervogel heraus die ersten soldatisch geführten Jungen bünde, die mit mitleidig harten Blicken auf die versagende Böhmerland-Bewegung blickten, deren Tätigkeit sich nach ihrer Meinung im Volkstanz auf der Maienwiese erschöpfte, während draußen der Tscheche Schulen und Arbeitsplätze zu erobern begann.

Zur gleichen Zeit etwa, da die ersten soldatischen Regungen in den sudetendeutschen Jugendbünden lebendig wurden, be gannen auch die Bestrebungen heimgekehrter, nicht zerbroche ner Soldaten im sudetendeutschen Turnverbände, diesen Ver band zu einem Erziehungsmittel für die Selbstbehauptung und Selbsterhaltung des Sudetendeutschums umzuschmieden. So mancher alte Kämpfer des Verbandes sah hier Möglichkeiten einer politischen Erziehung offenliegen. So mancher mochte sich in diesen Tagen der eigentlichen Jahnschen Turnidee, der politischen Erziehungsidee, erinnern haben. Wo im ganzen Su detenland fand man auch so wie hier alle Volksschichten neben einanderstehen? Der Lehrer turnte neben dem Maurergesellen, der Kaufmann neben dem Handwerker, der Beamte neben dem Arbeiter. Hier stand wirklich hnoch das Volk. Vielfach traf man in Turnwarten und Turnlehrern in diesen Tagen die Absicht an, durch straffere Erziehungsmittel, durch eine Verbreiterung des

Turnbodens im alten Sinne, durch soldatische Härtung einen Nährboden des Volkstums zu schaffen, der einmal Bedeutung für die Allgemeinheit und die Verbesserung ihrer Lage erringen könnte. Vielleicht stößt man in den Turnerreihen in dieser Zeit auch auf glühende Nationalsozialisten, die im turnerischen Erziehungswesen geformte Zellen ihrer eigenen Absichten erkannten.

Nur einer aber begann, diese Gedanken in die Tat umzusetzen: Konrad Henlein.

Ehe wir uns nun der eigentlichen Darstellung der Geschichte des sudetendeutschen Turnverbandes zuwenden, wollen wir noch einen Gedanken untersuchen, der jedem aufmerksamen Betrachter dieses Zeitabschnittes der sudetendeutschen Geschichte in die Augen fallen muß. Warum lief im Sudetendeutschtum die Entwicklung von DNSAP. und Turnverband im wesentlichen getrennt nebeneinander? Weil das Grenzdeutschtum die Schäden der verderbten liberalen Politik zu sehr am eigenen Leibe zu spüren bekommen hatte und nun in seinem Festhalten an dem einmal Ueberkommenen und Erkannten auch lange einer Bewegung mißtraute, die auf den Namen und äußeren Anstrich des Parteimäßigen, wie es bei der DNSAP. der Fall war, nicht gut verzichten konnte. Das Grenzdeutschtum unterschied sehr wohl zwischen dem Begriff des Soldaten und dem des Politikers, wobei besonders für das Turnertum der Begriff des Politikers immer noch den Anstrich des Unreellen, des Unsauberen beibehielt. Denn der Begriff des Politischen war nun einmal durch den Liberalismus in den Kot gezogen. Auf ganz tiefe Stufen der Verkommenheit aber stieg der liberale Politiker des Grenzdeutschturns hinab, der dem Profitgeist der marxistischen Wirtschaft und der Protektionsherrschaft seiner Zeit restlos verfallen war. So war es immerhin verständlich, wenn ein Teil des Sudetendeutschturns alles, ausnahmslos alles, ablehnte, was auch nur nach Partei roch. Der gesund gebliebene Teil des Sudeten-

deutschtums hatte ganz richtig erkannt, daß der Krebschaden seines Lebens in der Parteizersplitterung stak. —

So war es nicht weiter zu verwundern, wenn viele Sudetendeutsche, voran wiederum ein bedeutender Teil der Jugend, in der Ablehnung des Parteienwesens so weit gingen, daß sie auch die DNSAP. ohne nähere Untersuchung längere Zeit hindurch rundweg ablehnten. Wenn sie also — und auch das ist zu verstehen, wenn man bedenkt, daß die Grenzen Böhmens und Mährens immerhin die Grenzen zwischen verfeindeten Staatswesen waren — den Nationalsozialismus anfänglich nur als Partei sahen, und nicht erkannten, daß sich der Nationalsozialismus nur zwangsweise des parlamentarischen und Parteiensystems als Kampfmittel bediente, um sich durchzusetzen, so ist dies zwar ein Fehler gewesen, der aber darin seine Erklärung findet, daß die stark durch Volk und Heimat gebundene Turn- und Jugendbewegung eben vorläufig einmal ihren Weg zur Vereinheitlichung der Volksgruppe, völlig ohne Staat, gehen zu müssen glaubte. Der Weg zum Staat aber führte im liberalen Jahrhundert nun einmal über die Partei. Wie weit darüber hinaus Fehler und Mängel der DNSAP. mithalfen, ein früheres völliges Finden der beiden Volksgruppen zu verhindern, das darzustellen ist insofern nicht so wichtig, als man im Rückblick auf diese Zeit ja nun glücklicherweise sagen darf, daß es gut war, wenn sie sich nicht gefunden haben. — Jedenfalls blieb bestes deutsches Soldatentum immer das Vorbild des Turners, und so darf es wohl ausgesprochen werden, daß im sudetendeutschen Turnverbände neben der DNSAP. ein Verband groß wurde, der die Kraft hatte, auf das Wort „nationalsozialistisch“ verzichten zu können, weil er seinen Inhalt lebte.

Konrad Henlein

wurde am 6. Mai 1898 in Maffersdorf bei Reichenberg geboren. Der Vater Henleins entstammte einer Familie, die seit über einem Jahrhundert in Nordböhmen ansässig war. Er gründete, nach

vieljähriger Beamtentätigkeit in Linz, Wien und Znaim, ein eigenes kleines Geschäft in Reichenau bei Gablonz, mit dem er seine Familie recht und schlecht ernähren konnte. Hier lernte Konrad schon in früher Jugend den Ernst des Lebens kennen. In Reichenau besuchte er die Volksschule, von Reichenau aus ging er täglich nach Vollendung der Bürgerschule hinüber nach Gablonz in die Handelsakademie, in Reichenau turnte er eifrig, fleißig und gerne in der Kinder- und Jugendabteilung des Turnvereins. Schon in dieser vormilitärischen Zeit regte sich in ihm der Drang zur Gemeinschaft, so daß er immer Kameraden um sich hatte, mit denen er ein schönes Scharleben führte.

Als der Weltkrieg ausbrach, konnte Henlein die Zeit kaum erwarten, in der er sich zum Soldatendienst melden durfte. Noch nicht 18 Jahre alt, im Jahre 1916, stellte er sich freiwillig zur Kriegsdienstleistung und wurde als Einjähriger dem 3. Tiroler Kaiserjäger-Regiment zugeteilt.

Die erste Ausbildung empfing er in Lambach in Oesterreich, bezog die Offiziersschule, wurde im Herbst 1916 zum Infanterie-Regiment Nr. 27 in Graz versetzt, um schon zu Beginn des Jahres 1917 ins Feld abzugehen.

Im März 1917 kämpfte Konrad mit seiner Truppe am Col di Lana. Im Sommer des gleichen Jahres wurde er bei den Sieben Gemeinden im damaligen Südtirol, am Monte Forno, eingesetzt. Hier erlebte er schwere Kämpfe. Nach den Durchbruchskämpfen bei Flitsch und Tolmein wurde er verwundet und geriet darum in italienische Gefangenschaft.

Was Konrad Henlein in der Kriegsgefangenschaft litt, und noch mehr, wie schwer es ihm ankam, als er im Jahre 1919, endlich heimgekehrt, die Heimat in Not und Tränen vorfand, das bildete bei ihm wie bei jedem aufrechten deutschen Frontkämpfer ein unaussprechliches inneres und hartes Erlebnis, das für viele weitere Lebensentscheidungen maßgebend wurde.

So finden wir Konrad Henlein daheim zuerst als Bankbeamten, in seinem freiwilligen Berufe aber als Turnwart und Dietwart, seit 1925 schon als Turnlehrer des Turnvereins Asch tätig.

Hier in Asch, im nördlichen Egerlande, fand Konrad Henlein in der Turngemeinde Kameraden, mit denen er als Turnlehrer im Kleinen das bauen konnte, was ihm im Großen mit dem ganzen Turnverbände vorschwebte.

Als wirklicher Lehrer des Turnens unterrichtete er nicht nur die sich ihm Anvertrauenden im Turnen, sondern er gab ihnen von seiner Persönlichkeit, die sich wiederum selber noch in der Erziehungsarbeit und am Wesen des Turnvaters ständig vervollkommnete. So vermittelte er Jahns Wesen unverbildet und echt. Der Siebenundzwanzigjährige konnte Jahns Wesen und Wollen um so eher verstehen, als er aus dem Leid der Gefangenschaft und seiner Volksgruppe kam, das so viele Aehnlichkeiten mit dem Leiderleben Jahns in den Jahren tiefster preußischer Erniedrigung hatte. So wollte es das Schicksal, daß über die Hände Konrad Henleins eine deutsche Volksgruppe das ausleben durfte, was Jahn und seiner Gemeinde im eigentlichen Sinne versagt blieb, der Gang in die Freiheit. Die deutsche Turnkunst und das deutsche Volkstum Friedrich Ludwig Jahns feierten, unter der Führung Konrad Henleins, nach mehr als hundert Jahren eine Auferstehung im Sudetendeutschtum, wie sie geschichtlich kaum jemals dagewesen. Dabei trat Konrad Henlein ebenbürtig als Neugestalter neben die Persönlichkeit des Turnvaters. Daß ihm darüber hinaus dann noch vom Schicksal gegönnt war, als Volksgruppenführer das alles verwirklichen zu können, was ihm vorgeschwebt, ist nur wenigen Menschen vor ihm beschieden gewesen.

Das aber waren wohl die schönsten Erlebnisse der sudetendeutschen Turnerjugend, als sie in den Jahren 1926 bis 1930 nach Asch lauschen und fahren durfte, um dort in dem Turnlehrer das

alles bestätigt zu finden, das alles wieder geschenkt zu bekommen, was sie im heimlichsten Winkel des Herzens zwar fühlte, dem sie aber nicht Form und Gestalt geben konnte.

Von diesen Tagen an fiel Schlag auf Schlag. Was setzte es doch in den heiligen Kämpfen kleinster Turngemeinden, in den Revolutionen kleiner und großer Vereine an heilenden Hieben! Kein Stein blieb auf dem andern, glaubten die Jünglinge und Jungmädels, glaubten die Vorturner und Vorturnerinnen, wenn sie ihre Vereine umbogen, erneuerten, durchbluteten! Und war doch nichts anderes, was da geschah, als Geist vom Geiste derer von 1813. Die Schlachtfelder waren der Turnboden, und der ward bald zu klein. Denn es blieb nicht mehr bei den feinsauberen Ordnungsübungen nach eins und zwei, es blieb nicht mehr bei der Frage, was hübsch und anstandsvoll war. Jetzt durfte auf einmal wieder über die Stränge gehauen werden. Der Mut war der Meister aller Dinge. Was sich in den Jahren seit dem Weltkriegsende an deutscher Soldatensehnsucht aufgestapelt hatte — denn das tschechische Militär war kein Ersatz für den deutschen Wehr- und Kampfgeist —, das begann sich jetzt auszutoben. Wandern und Schwimmen, Reiten und Fahren, Boxen und Ringen, Fechten und Laufen bis zur Bewußtlosigkeit, Springen und Schwingen, Schweben und Hangeln, Klettern und Klimmen, Schießen und Schocken, Stoßen und Schleudern, Ziehen, Tragen und Strecken, hundert Spiele nach alten Ritterregeln, das alles neben dem Barren und Reck, neben dem Pferd- und Bockturnen, war auf einmal wieder deutsches Turnen, wie es Konrad Henlein in den 15 Heften seiner Führer-Lehrgänge forderte, und dazwischen gab es Atempausen, in denen heute über die Griechen und ihre Art und morgen über die Schäden des Marxismus gesprochen wurde.

Auf einmal wußte jeder wieder, daß Jahnsches Turnen Deutscherziehung an Körper, Geist und Seele sei, daß man über die Nachteile der Spezialisierung, über die Schäden der

Vereinzelung, über die Torheiten der Verzärtelung, über die Schwächen des Sichgehenlassens hinwegfinden müsse, wenn man daran denken wolle, das Heimatland wieder zu einem würdigen und wahren Stücklein Deutschland zu machen, und von diesem Stücklein Deutschland wurden keine großen Worte gemacht; es lebte im Herzen jedes einzelnen Turners, jeder Turnerin. Die Turngeschichte begann bei den Hellenen und Germanen, konnte nun jedes Mädel erzählen, und die Weisheit Fichtes: „Eine gänzliche Veränderung und Erneuerung des Erziehungswesens halte ich für das einzige Mittel, die deutsche Nation am Dasein zu erhalten“, war der Leitsatz, mit dem die Arbeit im Herzen aller begonnen wurde.

„Gelingt es uns nicht, heldische Menschen zu erziehen, Männer, die mit reinem, starkem Herzen und klarem, unbeugsamem Sinn Kämpfer sind gegen die Niedrigkeit, Feigheit, Selbstsucht und Hohlheit unserer Tage, dann ist das Schicksal unseres Heimatbodens besiegelt.“ Diese Worte Henleins waren Warn- und Kampfruf in den Tagen eines heimlichen und doch so mächtigen sudetendeutschen Aufbruchs. Und Schillers Reiterlied wurde die Hymne eines Bundes, der um die ewige Wahrheit der Schillerworte wußte:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!“

So kam es, daß in Zeiten schwerster Erniedrigung und heftigster äußerer Freiheitseinschränkung die Grundsätze der Väter:

Rassenreinheit, Volkeseinheit, Geistesfreiheit

bei den Söhnen ihre hehrste Beachtung fanden. Rassenreinheit, das hieß Verantwortung für die Reinheit vor dem Ganzen, und das Ganze, das war das Volk, das noch uneinig im Schlummer seiner Kräfte lag, durchschnitten von unnatürlichen Landes- und

Staatsgrenzen, die dann durchstochen werden konnten, wenn der Geist Schillerscher, Jahnscher Würde und Größe jeden einzelnen zum letzten Kampf reif gemacht haben würde.

Die Lehren und Predigten Jahns, Arndts, Steins, Fichtes, Scharnhorsts und Clausewitzens, der Opfertod Schills, Hofers, Körners, sie alle waren nach dem Frieden von 1815 verraten und in der Revolution von 1848 nicht mehr richtig erkannt worden. Ein Volk aber — und dieses Volk stand trotz seiner Kleinheit und Bedeutungslosigkeit dem Sudetendeutschtum im Wege — hatte Jahns Ideen schon einmal auszunutzen verstanden — eben das tschechische. Sein Turnvater Tyrsch war ein Wahlscheche — eigentlich Deutscher —, seine Turner, die Sokoln, hatten ihr Volk zur staatlichen Selbständigkeit geführt — wenn auch nur mit fremder Hilfe und ohne dabei die wahre Freiheit schaffen zu können.

So entstand, zur gleichen Zeit, da im Altreich die NSDAP. und ihre SA. wuchs und zum gewaltigen Instrument des Führers heranreifte, auch im Sudetenland ein Körper in der Volksgruppe, der wahrhaft auf den Führungs- und Gefolgschaftsgedanken verschworen heranlebte und von Stunde zu Stunde immer mehr das wurde, was Henlein brauchte: Kern des Kommenden. Körper und Geist wurden wieder gleichwertig gemacht, der harten Manneserziehung wurde im Frauentum die Erziehung des wahren Gemütes beigegeben. Der echte Kamerad in der Mann- und Jünglingschaft, im Frauen- und Mädchentum war längst Vorbild geworden, als dem vom Turnwart in Asch zum Verbandsturnwart erhobenen Konrad Henlein der ganze Verband als eine reife Frucht des Vertrauens und der Begeisterung zufiel. Persönlichkeitserziehung hatte die Stelle der bloßen Körperübung eingenommen, die Vereine waren zur Gemeinde geworden, in der Führung statt Verwaltung herrschte, aus der Organisation des sudetendeutschen Turnverbandes von 1919 war die Bewegung geworden.

Nur wer die Bedeutung dieser Umstellung erfassen kann, wird auch verstehen, was in den Liedern dieser Empörer lag, wenn sie abends ins Gelände hinauszogen, um dem tschechischen Polizeigebot zum Trotz ihre Geländeübungen abzuhalten, in denen es nicht selten zu Nahkämpfen kam, die ein Außenstehender leicht mit Ernst verwechseln konnte. Das war aber nichts anderes, als jahrelang angesammelte Kraft, die sich nicht anders als so Raum und Entlastung schaffen konnte.

Neben diesem gesunden Leibesgeschehen setzte sich auch eine gründliche geistige Ausbildung und Durchbildung — man kann ruhig sagen — der gesamten Turnerschaft, nicht nur der Vorturner, Vorturnerinnen und Jungturner durch. In Riegenabenden, die meistens in den Wohnungen der Vorturner abgehalten wurden, wurden die geistigen Strömungen aus deutscher Geschichte, wurden die Werke Hitlers und Rosenbergs, aber auch die Gedankengebäude anderer Richtungen studiert und gegeneinander abgewogen. Das in der Tschechei verbotene Schrifttum stand in der zweiten Reihe des Bücherbordes oder lag versteckt im Wäschekoffer des Vorturners, während vornean oder obenauf Masaryks „Weltrevolution“ und Benesch' „Aufstand der Nationen“, stark zerlesen, stand. So fand eine Zeit ihre Vorbereitung, von der zwar auch jetzt noch kein Turner wußte, wann sie offen anheben und wie sie aussehen würde, daß sie aber kommen würde, unter Umständen über den Tod der Leiber der augenblicklich Schaffenden hinweg, das wußte jeder mit heiliger Gewißheit. Keiner machte es sich leicht. Jedes Wort, das von Asch in die letzten Winkel der Heimat hinausgetragen wurde, wurde streng geprüft und dann voll erfüllt. Maßgebend war dabei schon jetzt, daß unter den vielen Weisungen und Anordnungen nicht eine einzige leichtfertige oder oberflächliche war. Da gab es kein Wort der Hetze, kein Wort gegen den Staat, kein Wort gegen die Obrigkeit. Und doch mündete alles und jedes in dem Begriff der Freiheit. Wir übten uns im Dulden des Zwanges, um umso sicherer die Freiheit zu erwerben.

So kam die Zeit heran, in der die Erfolge jahrelangen ernsten Erziehungswillens der Oeffentlichkeit gezeigt werden konnten und mußten, um dem eigenen Volksgenossen die errungene Stärke mitzuteilen, aber auch zu sehen, was der Feind dazu zu sagen habe. In Kaaden, der schönen alten Stadt an der Grenze zwischen Eger- und Saazerland, in der der Blutterror der Tschechen am 4. März 1919 die höchsten Opfer forderte, bot Konrad Henlein im Juni des Jahres 1931 zum ersten Male alle Turner der Gruppe Westböhmen auf, um Heerschau über sie zu halten. Wer Augen im Kopfe zum Sehen und Ohren zum Hören hatte, der konnte schon am Marschtritt dieser westböhmisches Turnerbataillone an ihrem Männerturnfeste, an der neuen Art zu üben und zu turnen, aus ihrem Geländespiel am Burberge, an ihren knappen Aussprachen über völkische Dinge und dem Kern ihrer Ansprachen heraushören, daß eine gründliche Wandlung mit diesen Menschen vor sich gegangen war.

Die Worte, die Konrad Henlein am Vorabend des Festes im Gedenken an die Blutopfer des 4. März sprach, ließen besonders aufforchen. Konrad Henlein sagte damals: „Wir sind keine Vereinigung mehr, die nur aus Freude oder um der Gesundheit willen Leibesübungen treibt, sondern wir sind ein Bund von Männern, dem die Erhaltung der sudetendeutschen Volksgruppe, ihres Lebensraumes und Lebensrechtes heiligstes Gebot ist. Die selbstverständliche Vorbedingung für den Wiederaufbau des Sudetendeutschums ist seine Einigkeit. Parteien und Stände, Gruppen und Bünde haben uns uneinig gemacht und uns dadurch geschichtslos werden lassen. An uns liegt es, ob wir aus dem Völkerleben gestrichen werden oder nicht. Ob wir leben oder sterben, ist belanglos. Daß wir unseren Nachkommen den Weg für eine Zukunft ebnen, für die wir die Verantwortung tragen, das ist unsere Sendung. Einigkeit und Opferbereitschaft sei unser Bannerspruch! Dazu gebe uns Gott die Kraft!“

Und doch war das Kaadener Männerturnfest nur eine Probe, die freilich schon tausendfältigen Gewinn für die Turnbewegung

und die ganze Volksgruppe trug. Denn es gab genug Männer im Lande, die sich allein des Geschauten wegen von dem Kaadener Tage angefangen verpflichtet fühlten, Turner zu werden. Von diesen Tagen an, die dem Verbot des Volkssports vorangingen, begannen engere, wenn auch verständlicherweise streng geheim gehaltene Beziehungen zwischen der Leitung der DNSAP. und der turnerischen Mannschaftsführung. Im ganzen Lande wurde es zum öffentlichen Geheimnis: Die Turnerschaft des Sudetenlandes ist seine SA. Der Anspruch des Turnverbands, Erziehungsverband des Sudetendeutschums zu sein, brach sich Bahn. Der Tag von Kaaden bedeutete den Durchbruch des Verbandes in die sudetendeutsche Öffentlichkeit. Neben das Parteiunwesen der Volksgruppe trat etwas, das, ohne Partei zu sein, politische Ansprüche erhob, ohne daß jemand die Reinheit dieser Verbandspolitik als Politik im schlechten Sinne zu bezeichnen wagte.

Der Verband aber wuchs immer stärker an. Seine führenden Mitglieder drangen in die wichtigen Stellen der übrigen unpolitischen Verbände der Volksgruppe ein, des Bundes der Deutschen, dem durch den Verband die wirtschaftliche Seite und deren Stärkung und Erhaltung als Hauptarbeitsgebiet zugedacht wurde, des Deutschen Schulvereins oder Kulturverbandes, der das deutsche Schulwesen im Vielvölkerstaate zu stützen und das Streu- und Sprachinseldeutschtum schulisch zu betreuen hatte.

Die Jugendbewegungslager wurden der Jungturnerschaft eingegliedert, so daß der Turnverband auch den Anspruch erheben konnte, die einzige und einheitliche Jugendbewegung unter seinen Fahnen zu halten, und der Frauen- und Mädchenerziehung des Landes wurden die ernstesten Kräfte gewidmet, die der Verband nur immer aufbringen konnte.

So war auf unpolitischem, rein erzieherischem Wege im Jahre 1933 der Turnverband ein Staat im Staate geworden, als sein Führer zum Saazer Verbands-Turnfeste in den Tagen des 13. bis 16. Juli aufrief. Seine Ausgliederung war so stark geworden,

seine Arbeitsbereiche so umfassend, daß man von ihm mit Recht die Erfüllung einer politischen Aufgabe erwarten durfte, falls sie an ihn gestellt werden sollte.

Der Ruf zur Beteiligung in Saaz erfaßte das ganze Land und alle Schichten seiner Bewohner. Er rührte die Gemüter aller Sudetendeutschen um so tiefer auf, als in diesen Tagen die Gefahr um den Bestand der DNSAP. ihren Höhepunkt erreicht hatte. Es war bereits in aller Munde, daß der „Volkssportprozeß“ ein Verbot der Partei nach sich ziehen würde, ja, daß gewisse Regierungsstellen bereits von der Auflösung der Partei sprächen. Das Braunhemd war längst verboten, größere Versammlungen und Veranstaltungen über örtliche Bedeutung hinaus konnten die Abgeordneten der Partei selbst nicht mehr einzuberufen wagen.

So fieberte das Sudetendeutschtum den Tagen von Saaz entgegen. Die sudetendeutsche Heimat und all ihre Menschen waren von der Turnidee Konrad Henleins erfaßt.

Das Saazerland prangte im Festschmuck. Die Ankunft der Turnerschaft jedes Gaues war ein immer neues herzliches Ereignis. Turngemeinden gab es, Arbeiterkameradschaften, die in tagelangem Fußmarsch herbeigekommen waren, um Konrad Henlein in die Augen schauen, ihm sagen zu können: „Du kannst dich auf uns verlassen, wenn du uns brauchst.“ Radfahrergruppen kamen aus den entfernten Winkeln des sudetendeutschen Berglandes in Saaz an; ihr Drang, beim Aufbruchsfest des Sudetenlandes dabei zu sein, war unstillbar. Ihre Müdigkeit war verflogen, als die Banner der Stadt, als die Fahnen der Gaue vor ihnen wehten.

Saaz war in ein großes Volkslager verwandelt. In Fabriken und Schulen waren die Gemeinschaftslager der Mann- und Frauenschichten eingerichtet, die Gäste des Festes wohnten als

Ehrgäste in den Wohnungen der Bürger, die Jugend hatte ihre Zeltlager aufgeschlagen, und all die Tausende wurden aus Feldküchen und Gemeinschaftsküchen verpflegt.

Die turnerischen Wettkämpfe waren ein Bild herrlicher körperlicher Arbeit. In den Einzelwettkämpfen wurden hohe Erfolge erzielt. Schwer rangen die Allkämpfer um den Sieg. Es gab keine Leibesübung, die sie nicht zu beherrschen hatten. Da wurde gefochten, geschwommen, an allen Geräten geturnt, gerungen, gelaufen und Speer geworfen. Ein Segelflieger zog lautlose Bogen über die Tische, an denen im Ernst um die Fragen des turnerischen Alltags, um die Fragen volkhafte Lebens zwischen Dietwart und Wettturner gerungen wurde.

Ueber dem Allkampf aber noch stand das Gemeinschaftsturnen der Vereine und Gaue. In ihm konnte gezeigt werden, wie weit die Gefolgschaft und die Zucht, der freiwillige Gehorsam im kleinen Ganzen, vorangeschritten waren.

Ein unvergeßliches Bild bot der Vorturneraufmarsch. In ihm zeigte sich die geballte Kraft, die in jahrelangem ernstem Fleiß und in fragloser Hingabe in der Turnschule Konrad Henleins anerzogen worden war. Säule um Säule besten deutschen Mannertums zog durch das mächtige Tor des Festplatzes, marschierte an, schloß auf, bildete sich zum Block, zum Viereck, zur undurchdringlichen Männermauer. Konrad Henlein trat auf den Befehlsturm, der hoch die Weite des Platzes beherrschte, und sprach zu ihnen: „Wir sind der Erziehungsverband des Sudetendeutschums geworden. — Erziehung ist nicht Uebermittlung von Wissen, sondern klare Ausrichtung nach einheitlichem Ziel, nach einheitlichem Willen. Wir erheben den Anspruch, die gesamte Jugend unseres Landes in unseren Reihen zu erziehen. Das Bild der Jugend von heute ist das Bild der Mannschaft von morgen. Die Tage, die wir jetzt erleben, sind ein Prüfstein unserer Arbeit. Morgen soll man uns wieder mit doppelter Kraft an der Arbeit sehen.“

Liegt nicht eine Ahnung des Kommenden in diesen Worten an die Besten seines Landes? Die Ahnung sollte sich nur zu bald erfüllen.

Der Festzug war der jubelnde und fordernde Aufschrei eines frei sein wollenden Landes.

Voran wurde das Banner des Verbandes getragen. Fanfarenbläser zu Pferde eröffneten den Zug. Reitende Turner schlossen sich an. Die Jungturner im nackten Oberkörper sprühten vor Kraft und wachsender Lust. Ihrem kaum zu zügelnden Zuge reihten sich bunte Oesterreicher an, die trotz Verboten gekommen waren, dann Turner aus dem Reich, schwarz die Hosen, weiß das Hemd, rot die Binde, Hochschüler aus Prag, den grünen Streifen des hoffenden Volkes über der Brust, marschierten in beschwingtem Schritt, und dann flog ein Jubeln, ein Winken, ein Grüßen und Rufen dem Zuge entgegen, die Turnerinnen, die sudetendeutschen Frauen, Jungmütter und Mädchen, kamen, Trachtengruppen der Landschaften, aus denen sie stammten, zogen ihnen voran. Da verriet sich die Farbenfreude des Grenzlandes der vier Stämme, das endlich, endlich in seinem Willensausdruck zusammengefunden hatte.

Das war ein Freuen, das war ein Jubeln, und doch war Ernst und Tiefe in all der Freude, denn als die Fahnenträger kamen, da wandelte sich das Rufen und Winken in Ernst und Stille.

In Ernst und Schweigen sogar, denn in der Mitte der Fahnengruppe blieb ein Platz frei. Und es wußten alle Menschen, daß hier die Fahnen wehen wollten, die den verbotenen Vereinen gehörten und die in Polizeistuben verstaubten.

Ernst und Schweigen herrschten auch, als die Turner in endlosen grauen Reihen vorbeimarschierten mit festem Schritt und ernstem Blick.

Da gab es auch nichts zu grüßen und zu winken.

Der feste Schritt und der ernste Blick teilten sich den Massen mit, die zu beiden Seiten der Straßen standen Kopf an Kopf und Leib an Leib, Mann an Mann und Frau an Frau und Kind an Kind. Der feste Schritt und der ernste Blick sagten ihnen: hier marschirt das gesamte Sudetendeutschtum in eine bessere Zukunft.

Vor dem Markte stand Konrad Henlein auf erhöhtem Sockel. Brausend umtoste ihn der Gruß seiner Turnerinnen, und die Köpfe der Turner flogen rechts, ihre Knie strafften sich und die Sohlen ihrer Stiefel klopften auf das Pflaster, die Sehnsucht fünfzehn Jahre lang vorenthaltenen sudetendeutschen Soldatentums jauchzte in ihnen.

Hunderte Fahnen, unzählbare Turnerinnen und Turner füllten dann den Marktplatz des ehrwürdigen Städtchens und genossen die Seligkeit lang entbehrten engen Beisammenstehens, und eine unübersehbare Zuschauermenge, aus allen Teilen sudetendeutscher Heimat gekommen, jubelte auf nach den weihenden Worten des Dietwartes, zog still ihre Hüte nach dem Verhallen der Glocken, der Klänge des Liedes vom guten Kameraden.

Auf dem Festplatz loderten hundert Fahnen. Ihr Schlagen im Winde begleitete das Tun der Männer. Tausende und aber Tausende säumten nachmittags den Platz als Zuschauer.

Ein Kampfspiel tobte vorüber.

Die Oesterreicher turnten als Gäste.

Die Hochschüler zeigten die wiedergewonnene Jugend ihres Herzens.

Und dann marschierten Hunderte von Männerriegen auf dem Plan. Sie boten die Vielgestalt des Jahnschen Turnens dar.

Nach ihnen erwachsen plötzlich Birken auf dem festlichen Plan. Frauen- und Mädchenriegen liefen zu ihnen, schlossen ihren Kreis und sangen und tanzten und freuten sich an der Freude ihres Tuns und an der Freude, die sie damit über alles

warfen. So schön war das frauliche Bild dieses Lebens, daß sich alles, was saß, von den Sitzen erhob, daß sich alles, was stand, auf die Zehen stellte, und viele ein Weinen der Freude überfiel.

Danach traten die Frauen und Mädchen des Landes geschlossen auf den Platz. Musik klang auf. Ein Wogen der blau gewandeten Leiber, ein Seitwärtsschreiten, ein Rückwärtslaufen, ein Rumpfbeugen und Kreisen, ein ebenmäßiges, klanggebundenes Reigen und Fließen, ein Rausch der Schönheit!

Und wieder die Männer. In gewaltigen Säulen marschierten sie nach vorn. Auf ein Zeichen ist der gesamte Raum mit weißgekleideten Männern bedeckt.

Märsche aus deutschem Geschehen bewegen sie. Arme schleudern ihre Fäuste zum Himmel, schwingen kraftvoll durch die Luft, reißen die Leiber ins Knie, zum Boden, stehen hochgereckt, weiten und engen die Brust, stehen stumm und still. Eine einzige Gerade nach allen Himmelsrichtungen bilden nun ihre Reihen. Wieder herrliches Leben, Speerwurf und Hammer Schlag, Sensenhieb und Schaufelwurf ist ihr federndes Tun. Sprung und Zug, Grätsche und Lauf, Schwung und Fall füllen es beseligend auf. Und die Klänge der Fanfaren durchdringen Leib und Glieder bis in die Tiefe des Herzens.

Bis auch dieses gewaltige Bild vorüber, bis sich auch die weißen Männer wieder geschlossen haben und im hinteren Teil des Platzes im Wogen der wartenden Fahnenträger und Turnerinnen sich scheinbar verloren haben. Scheinbar nur!

Denn jetzt kommen die Fahnen!

So breit der Plan, die Banner füllten ihn aus.

Sie kommen daher im langen, schweren Schreiten. Die Rechte der Träger hält den Schaft, die Linke schleudert frei im Schwung des federnden Ganges, und über den Häuptern, da wehen die Zeichen des Sieges.

Und nun ein zweiter Ruf des Führers, er schwingt den Stab im Takt durch die Luft.

Da brechen die Säulen los. Weiß immer die eine und blau die andere. Sie brechen los, werden länger und länger, kommen näher und näher, sind da und schließen zur breiten Masse unter dem Befehlsturm auf.

Und dann ist ein einziges Schweigen über dem Platze.

Fanfaren schmettern, Konrad Henlein tritt an den Rand des Turmes. Er spricht.

Er spricht all die Gedanken aus, die das Volk ungeformt, aber heißen Willens in sich trägt. Er spricht von der Liebe zur Heimat, von der Treue zur Idee und vom Glauben derer, die von der Unvergänglichkeit des Volkstums leben.

Als der Befehl zum Abmarsch kam, schmetterten die Fanfaren den Fehrbelliner Reitermarsch über das Feld. Und die Fahnen schlugen im Winde. Sie wehten über den Häuptern einer deutschen Volksgruppe, die wußte, wohin sie marschierte, auch dann, wenn man ihr alle äußeren Rechte nehmen sollte. —

Schon wenige Wochen nach Saaz trat die Entscheidung vor das Gewissen Konrad Henleins, den Schritt vom Turnerführer zum Volksgruppenführer, zum politischen Führer, zu tun. Es war eine schwere Entscheidung, eine Entscheidung, die ein Höchstmaß von Verantwortungskraft erforderte.

War der Zeitpunkt der höchsten Gefahr der richtige Zeitpunkt, um ein gesichertes Erziehungswerk zu verlassen und die Führung und Rettung einer ganzen Volksgruppe anzutreten, deren politische Lage sich in höchster Ungewißheit befand? So lautete die Frage.

Konrad Henlein entschied sich zum Schritt in die politische Laufbahn, weil er in seinem turnerischen Erziehungswerk immer nur höchste, reinste Politik, Staatskunst im besten Sinne gesehen hatte. — Und . . . weil im Jänner dieses Jahres in Berlin das andere, das größere Ereignis vorausgegangen war. —

Der sudetendeutsche Teil der NSDAP., die DNSAP., war sich längst der Gefahren bewußt, denen sie entgegenging. Das Volk ertrug das Kommende mit einer seltenen Ruhe, man könnte sagen in dem Wissen, in der Ueberzeugung, daß ihm nichts mehr geschehen könne. Ja, man lächelte im Innern bereits über Maßnahmen, die äußerlich noch so tief verletzten, so schwer einschnitten. So war es möglich, daß dem staatlichen Machtspruch, der die Auflösung der DNSAP. und die Einstellung der Deutschen Nationalpartei befahl, bereits die Selbstauflösung der DNSAP. um einen Tag zuvorgekommen war. —

Freilich war noch ein anderes, wichtiges Ereignis diesen Dingen vorangegangen. Am 1. Oktober 1933 hatte Konrad Henlein vor der Oeffentlichkeit seinen Anspruch auf die Volksgruppenführung angemeldet und mit einigen wenigen unentwegten Kameraden die Sudetendeutsche Heimatfront gegründet.

Mit dem offenen Schritt Konrad Henleins in das politische Leben, mit der Abgabe Hunderter von Führern, Vorturnern und Amtswaltern in die neue und letzte politische Partei des Sudetendeutschums war auch die politische Aufgabe des Turnverbandes erfüllt. Unter der treuen Hand seines Erbauers und Führers trat Willi Brandner, der Leiter der Turnschule in Asch, nach den Oktobertagen 1933 die Weiterführung des Turnverbandes an. Wie sich im politischen Leben von nun an unter Konrad Henleins Führung die vollkommene Einigung und Vereinheitlichung der sudetendeutschen Volksgruppe vollzog, so war es dem Nachfolger Henleins auf turnerischem Gebiete vergönnt, noch all die Aufgaben zu lösen, die im Erziehungswerk Henleins schon angedeutet, aber noch nicht zur Vollendung gebracht waren. Der Frauen-

erziehung wurde höchstes Augenmerk geschenkt. Die Jugendbünde und Grüpplein fanden unter Willi Brandner restlos ihre Eingliederung in den Verband, so daß die Forderung von Saaz ihre tatsächliche Erfüllung fand. Die Vorturner- und Mannschaftserziehung wurde organisatorisch bis ins letzte durchgearbeitet, das Dietwesen fand eine weitere und klare Ausfeilung. Die Beziehungen zu den übrigen Verbänden wurden aufrechterhalten und erweitert.

Vier Jahre nach den Tagen von Saaz, vom 9. bis 12. Juli 1937, beging der Verband unter Willi Brandners Führung die „Tagung für Erziehung“ in Aussig. Auf ihr wurde ehrlich Rechenschaft vor dem breiten Volk gelegt, das begeistert Anteil nahm.

„Seit 1933 kennen wir keinen anderen Gedanken als den des Dienstes und der Erziehung für den neuen Aufbau. Seit diesen Tagen sind wir nicht mehr unseretwegen, sondern für das gesamte Volk und seine Zukunft hier“, sagte Willi Brandner am Schlußappell dieser Tagung. „Für unsere Turner gilt unerschütterlich der Grundsatz: Unser Grund ist der Boden der Heimat, unser Stoff ist das Blut unseres Volkes, unser Ziel ist der Sieg unserer Idee.“

Wer von den Teilnehmern erinnert sich nicht leuchtenden Auges an die Tage von Aussig ebenso wie an die Tage von Saaz! Auch hier marschierte der beste Teil der sudetendeutschen Volksgruppe. Was an den Tagen der Jugend, der Frau und der Mannschaft gezeigt wurde, das wies deutlich darauf hin, daß eine Volksgruppe die ungeheure äußere Not durch schärfstes Zusammenfassen ihrer inneren Kräfte bereits besiegt hatte. Die Jugend des Verbandes kannte keine Grüpplein und Bünde mehr, sie stand einig und selbstbewußt unter dem Banner Konrad Henleins, die Frauen verrieten in ihrem anmutigen Können, daß sie sich ihrer Aufgabe wohl bewußt seien, und die Mannschaft, in deren Mitte bereits der freiwillige Arbeitsdienst marschierte, kannte das Ziel, das Willi Brandner andeutete.

Noch einmal war es dann dem sudetendeutschen Turnertum gegönnt, politisch in Erscheinung zu treten. Es war in den letzten Julitagen des Jahres 1938 zu Breslau, in einer Zeit also, da die Ostmark bereits heimgekehrt war, und große Entscheidungen auch für das Sudetendeutschtum vor der Verwirklichung standen.

Auf dem großen deutschen Turn- und Sportfest des Jahres 1938 zu Breslau, das Tschammer und Osten „ein Fest blutgebundener Kameradschaft“ nannte, und das Konrad Henlein dazu benutzte, um von der Breslauer Schloßstiege herunter zu verkünden: „Wir alle sind unlösbare Teile des großen deutschen Volkes“, auf diesem Feste, dessen Rahmen durch die Teilnahme aller deutschen Volksgruppen gesprengt und das zu einem Feste des Gesamtdeutschtums schlechtweg wurde, durften die Leistungen des Sudetendeutschtums in den Mittelpunkt der Festgestaltung gestellt werden, wodurch vor den zahlreichen internationalen Zuschauern bewiesen wurde, daß das Sudetendeutschtum im Blickpunkte des Großdeutschen Reiches stehe. Mit hellen, leuchtenden Augen, durch straffe, männliche Haltung dankten die sudetendeutschen Turner und Turnerinnen, dankte die sudetendeutsche Jugend dem Führer beim Vorbeimarsch dafür, daß er sie nicht vergessen habe.

Der Gruß der sudetendeutschen Turner vor dem Führer in Breslau war das erste Auftreten vor, war die erste Zusammenkunft großer sudetendeutscher Volksmassen mit dem Führer. Nahmen doch etwa 35 000 Sudetendeutsche an dem Feste in Breslau teil.

Breslau sollte auch den Schlußstein in der turnerischen Sonderentwicklung des Sudetendeutschtums bilden. Wenige Wochen nach der Heimkehr der Breslaufahrer holte der Führer alle Männer und Frauen, alle Turner und Turnerinnen des Sudetlandes, die ihm so inbrünstig zugejubelt hatten, heim ins Reich.

Zusammenfassend darf im Rückblick über die politische Entwicklung und Bedeutung des Turnverbandes gesagt werden, daß der Deutsche Turnverband in seinem Erziehungswerk eine schöne und reine Form des politischen Wirkens im schönsten und besten Sinne gefunden hatte. Er erwies damit der sudetendeutschen Volksgruppe einen hohen Dienst, der sich in der Kampfzeit täglich und stündlich volkserhaltend und selbst bis heute noch segensreich auswirkte.

Das ursprüngliche Nebeneinander zwischen Turnverband und DNSAP. wurde vom Schicksal in ein sinnvolles Nacheinander gewandelt. War es den Turnern vergönnt, mit fliegenden Fahnen den Marsch ins Reich durchführen und mitmachen zu dürfen, den DNSAP. und Volkssport glühenden Herzens und opfernden Mutes vorbereiteten, so dürfen heute die Mitglieder der DNSAP. und des Volkssports mit Stolz und Recht von sich sagen, daß sie das wirkliche Werden mit größter Sicherheit und Gläubigkeit vorausgesehen haben, wenn es ihnen auch das Schicksal verwehrte, diesen ihren Weg unter ihrem alten Kampfnamen bis zu Ende schreiten zu können. Ihre Besten schritten ihn als Turner oder Kampfgefährten Konrad Henleins in der SDP. nicht weniger aufrecht zu Ende.

So endet ein edler Wettstreit, an dessen Ziel beide Teile, auf schönste vereint, als Sieger stehen.

Der Weg der Turner verlief nicht weniger zwangsläufig und durch die Geschichte und Geschehnisse des Landes bedingt, wie der der DNSAP. Oder hätte sich heute ein Sudetendeutscher dafür zu schämen, daß der sudetendeutsche Turner mehr den Weg des Erziehers gegangen ist, weil es seine Art des Einsatzes so von ihm verlangte, während der alte Parteinationalsozialist mehr am Wege des praktischen Politikers dahinschritt, weil er von allem Anfang an die Schwierigkeiten und Nöte des Tageskampfes mit anderen und realer blickenden Augen zu sehen bekam?

Die turnerische Erziehung zielte in erster Linie auf eine gründliche verinnerlichte Erfassung des deutschen Volkstums und des deutschen Wesens ab. Wenn es gelinge, sagte das Turnertum, alle Sudetendeutschen auf diesen Erziehungsweg zu bringen, so ist keine Macht der Welt imstande, das Sudetendeutschtum zu vernichten. Von dieser Grundlage aus folgerten sie, daß auch der Weg des Altreichs gleich dem ihren verlaufen werde. Sie glaubten, daß das Reich erst im Innern vollkommen fertig sein müßte, ehe es an die Lösung seiner außenpolitischen Aufgaben herangehen könne. Nur so war ihre Arbeitsvorbereitung und Einteilung auf lange Sicht zu verstehen. Sie warnten geradezu davor, das Reich in Anspruch nehmen zu wollen, und waren dazu bereit, alle Opfer weiterhin auf sich zu nehmen, nur um den großen Neubau jenseits der Grenzen, dem sie gläubigen Herzens entgegenfieberten, nicht zu stören.

Anders die Praktiker des politischen Lebens. Sie sahen es und bekannten sich auch dazu, daß das Sudetendeutschtum seinem biologischen, sozialen und politischen Tod entgegengehen mußte, wenn ihm nicht bald geholfen wurde. Darauf stellten sie ihr ganzes Wirken ab. Und die Wirklichkeit gab ihnen recht. Der Führer griff eher ein, als es der sicher darum nicht schlechtere Teil des Sudetendeutschtums zu hoffen wagte.

Das deutsche Schicksal belehrte die Erzieher durch die herrlichste Wirklichkeit, die sie sich nur immer wünschen konnten. Den Draufgängern und Praktikern aber legte es die harte Probe der Auflösung ihrer Partei in dem Jahre 1933 und die nicht minder härtere Erziehungszeit von da ab bis zum Einzug des Führers auf.

Heute erst wird die Notwendigkeit des Weges beider Gruppen ganz offenbar, die sich am Ziele glücklich die Hände reichten, weil sie gegenseitig die Gleichheit ihrer Ziele und ihres Glückes kennenlernen durften.

Der Weg ins Reich

„An alle Sudetendeutschen!

Die Bestrebungen in der gegenwärtigen furchtbaren Notzeit, die bestehenden sudetendeutschen Parteien zu einer großen geschlossenen politischen Einheit zusammenzuschließen, sind gescheitert.

Unser Volk ist um eine Hoffnung ärmer.

Schuld tragen jene, denen parteiegoistische und materielle Vorteile wichtiger sind als die Not des Volkes.

Das Volk hat dieses engherzige Parteiwesen satt.

Das Volk will auch nicht mehr den Parteien- und Völkerhaß, sondern sehnt sich nach einem gerechten Aufbau der Volksgemeinschaft durch Ueberwindung des Partei- und Klassenkampfes und nach einem friedlichen Zusammenleben der Völker in diesem Staate.

Ich rufe daher über alle Parteien und Stände hinweg zur Sammlung des gesamten Sudetendeutschtums auf und stelle mich an die Spitze dieser Bewegung.

Dieser Entschluß entspringt nicht persönlichem Ehrgeiz, sondern nur der Liebe zu Volk und Heimat. Die „Sudetendeutsche Heimatfront“ erstrebt die Zusammenfassung aller Deutschen in diesem Staate, die bewußt auf dem Boden der Volksgemeinschaft und der christlichen Weltanschauung stehen. Sie bekennt sich zur deutschen Kultur- und Schicksalsgemeinschaft und erblickt ihre Hauptaufgabe in der Sicherung und dem Ausbau unseres Volksbesitzstandes: unseres Heimatbodens, unserer kulturellen Einrichtungen, unserer Wirtschaft und unseres Arbeitsplatzes. Sie fordert eine gerechte Lösung der sozialen und wirtschaftlichen Fragen der Stände. Im besonderen erblickt sie in

der sozialen und wirtschaftlichen Sicherung des Arbeiters eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Erhaltung unserer Volkskraft.

Die „Sudetendeutsche Heimatfront“ wird auf dem Boden, auf den uns das Schicksal gestellt hat, unter Anerkennung des Staates, bei Einsatz aller gesetzlich zulässigen Mittel, an der Erreichung dieser Ziele arbeiten.

Sie bekennt sich zu den demokratischen Grundforderungen, vor allem der Gleichberechtigung der Kulturvölker, und erblickt in dem friedlichen Ausbau dieser Grundlagen — unter voller Achtung der Volkspersönlichkeiten — die sicherste Gewähr für eine gedeihliche Entwicklung der Völker und Staaten des mitteleuropäischen Raumes.

Die „Sudetendeutsche Heimatfront“ wird auf ständischer Grundlage aufgebaut, um die restlose Erfassung aller Volksgenossen zu ermöglichen und dadurch jedem die volle Entfaltung aller seiner geistigen und wirtschaftlichen Kräfte sowohl innerhalb seines Standes als auch des Volksganzen zu gewährleisten.

In der einheitlichen Vertretung aller politischen, kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Belange entscheidet nur das Wohl des gesamten Volkes.

Arbeiter, Bürger und Bauern!

Schließt die Reihen! Alle Arbeit gilt unserer Heimat!

Konrad Henlein e. h.

Anmeldungen Eger, Marktplatz 32.“

Als Konrad Henlein am 1. Oktober 1933 diesen Aufruf durch die sudetendeutschen Heimatzeitungen und durch Ankündigungen an den Werbetafeln der sudetendeutschen Provinzstädte veröffentlichte, befand sich das Sudetendeutschtum parteipoli-

tisch in seiner schlimmsten Lage. Die tschechischen Behörden hatten es verstanden, das bevorstehende Verbot der völkischen Parteien schon lange vor seiner amtlichen Bekanntmachung entsprechend wirken zu lassen. Ein Teil der Amtswalter der DNSAP hatte schon vor dem „Urteilsspruch“ seine Aemter und Partiestellen niedergelegt. Die Arbeiterschaft fühlte sich führungslos, das Bürgertum, zum Teil in der Deutschen Nationalpartei erfaßt, stand verängstigt da. Die Sozialdemokraten und Kommunisten hoben ihre Köpfe stolzer denn je. Sahen sie doch mit Hilfe der „Humanisten“ Masaryk und Benesch ihre große Zeit gekommen, während Landbündler, Christlich-Soziale und Demokraten selbstgefällig auf das breite Wahlopferfeld der beiden aufgelösten bzw. eingestellten Parteien schielten, weil sie auf ihm billiges Stimmvieh vermuteten.

Man kann sich denken, daß in einer solchen Lage die Versuche des Turnlehrers, wie er verächtlich von seinen Gegnern genannt wurde, in den Gang der Politik einzugreifen, verlacht wurden. Aus den ersten bitteren Erfahrungen heraus sind denn auch die Eingangsworte Konrad Henleins in seinem Aufrufe nur zu verständlich.

Aus diesem Grunde wollen aber auch die ersten Sätze des Heftleins „Vom Wesen und Werden der Sudetendeutschen Heimatfront“, in denen von einer ungeheuren Begeisterung im Sudetendeutschtum und von einer sofort aufstehenden zahlreichen Gefolgschaft aus allen Ständen und Schichten gesprochen wird, etwas näher untersucht sein.

Als Konrad Henlein mit seinem Aufruf zur Sammlung an die sudetendeutsche Oeffentlichkeit trat, fand er zwar tatsächlich aus allen Landesteilen und in allen Schichten der Bevölkerung Zustimmung und Widerhall. So schön, aufrichtend und helfend diese Kundgebungen aber waren, sie konnten den Mann, der den Aufruf erlassen, nicht über die Schwierigkeiten hinwegtäuschen,

die seinem Werke bevorstanden, und über die Notwendigkeit, vorläufig einmal auf lange Zeit hinaus eine verflucht unvolkstümliche Politik machen zu müssen. Beim heutigen Lesen des Aufrufes werden wir nur allzu deutlich an diese Schwierigkeiten erinnert. Wer denkt schließlich heute noch daran, daß die Berufung Henleins auf die christliche Weltanschauung die einzige Möglichkeit war, anzudeuten, daß Juden in der Heimatfront unerwünscht waren!

Auch wird man heute nicht mehr leicht entscheiden können, was denn eigentlich das Schwerste an dem neuen Werke war: die Aufrichtung und Führung einer Parteibewegung aus dem Nichts, die Verantwortung vor und die Verständigung mit der Staatsgewalt oder die Erklärung des Weges für die Volksmassen, deren Vertrauen zu gewinnen war. Auf jeden Fall führte der Weg vorläufig einmal zum tschechoslowakischen Staate. Es gab gar keine andere Möglichkeit. Damit mußte dem Volke aber genau das Gegenteil von dem zugemutet werden, was es wollte und fühlte.

So war es zwar eine Tatsache, daß Konrad Henlein im Anfang eine große Zahl der Sudetendeutschen zujubelte, die es bisher vermieden hatten, sich parteimäßig erfassen zu lassen, weil sie sich immer noch nicht entschließen konnten, sich zu einem Parteigedanken überhaupt zu bekennen, oder daß sich ihm ein Teil der Menschen zuwandte, die im März 1933 zu spät gekommen waren, sich bei der DNSAP. noch rasch anmelden zu lassen. Indessen, die Anmeldezahlen vom Oktober 1933 bis zum März 1934 sagen es deutlich: der weitaus größte Teil des Sudetendeutschums stand dem Beginnen Konrad Henleins abwartend oder gar mißtrauisch gegenüber.

In dieser Lage war es nicht leicht, ernste Mitarbeiter zu finden, die es aus tiefem Glauben heraus trotz der schweren Erfahrungen auf tschechoslowakischem Boden noch einmal wagten, von neuem

zu beginnen. Auf sie aber kam es an. Denn das muß offen gesagt werden. Daß Konrad Henlein in den Oktobertagen des Jahres 1933 das Banner Adolf Hitlers ergriff, das ahnten oder wußten nur ganz, ganz wenige. Und es durfte wohl auch nicht anders sein. Für die Masse des Volkes war damals sein Tun weder das Fortsetzen der DNSAP, noch ein Neuaufrichten des Hakenkreuzbanners im Sudetenland, sondern wirklich etwas von Grund an Neues. Denn wer wollte es im Oktober 1933, da der Führer selbst erst auf wenige Monate aufbauender Staatsarbeit zurückblicken konnte, wagen, zu weissagen, daß das Sudetenland genau in fünf Jahren Reichsland sein werde, das es ehemals war? Mußte nicht vielmehr jeder kluge Politiker nach dem, was kaum geschehen, die Zusammenhänge mit dem Reich zu erwähnen vermeiden, mußte man aus den Reden des Führers selber nicht herauslesen, daß sich das Reich im Augenblick unter gar keinen Umständen mit den Angelegenheiten der Volksgruppen belassen konnte und durfte?

Wie sollte man das aber der Masse der DNSAP.-Mitglieder beibringen, die aus propagandistischen Gründen bis zum Jänner, ja, bis über den März 1933 hinaus, noch in der Meinung bestärkt oder wenigstens belassen worden war: „Bald kehren wir heim!“?

Zunächst war also die Politik Konrad Henleins selbst für den Eingeweihten nicht als Fortsetzung der DNSAP. zu erkennen. Sie mußte Wege gehen, auf denen Konrad Henlein nur der folgen konnte, der blindes Vertrauen zur Führergabe Konrad Henleins besaß. Monatelang gab es also in diesen schlimmen Tagen nur einen einzigen Haltepunkt für den aufrechten Deutschen im tschechoslowakischen Staate: den Menschen, den Charakter Konrad Henlein. Daß er in diesen seinen schwersten Tagen fast nur vom Vertrauen seiner Turner und seiner nächsten Kameraden getragen wurde, ist eine Tatsache. Wer anders hätte ihm auch helfen können?

Die führenden Mitglieder der DNSAP. hatten zum großen Teile das Land verlassen. So schwer ihnen der Gang außer Landes gefallen sein mag, die wenigen Minuten, die ihnen zur Ueberlegung übrig blieben, ließen keinen anderen Entschluß zu. Blieben sie, so gingen sie der völlig nutzlosen Haft in tschechoslowakischen Kerkern und der sicheren Verurteilung als Staatsverräter entgegen. Es waren aber schon so viele Kameraden ihrer Freiheit beraubt, daß ihr neuerliches Opfer völlig sinnlos gewesen wäre. Dagegen bestand die Möglichkeit, vom nahen Deutschland aus den Kameraden jenseits der Sudeten früher oder später doch helfen zu können. Tausenden von Nationalsozialisten, die trotz allem im Lande geblieben waren, wurde seitens der tschechischen Polizei jede weitere politische Betätigung verboten. Wenn sie nicht eingesperrt und ungerecht verurteilt wurden, so wurde ihnen doch eine andere empfindliche Strafe auferlegt. Sie mußten sich täglich zwei- bis dreimal bei der Polizeibehörde melden, um so auf eine für den tschechischen Machthaber billige Art und Weise den Bestraften daran zu erinnern, daß im Staate noch der Tscheche Herr sei, und andererseits die Gewähr zu haben, daß man täglich, ja stündlich eine Kontrolle über die völkisch Verdächtigen oder, wie man sie, einem Ausdruck in der alten Monarchie folgend, nannte, über die politisch Unverläßlichen hatte.

Schon daraus erhellt deutlich, wie schwer es für Konrad Henlein war, auch nur die notwendigsten Amtswalterposten in seiner neuen Bewegung besetzen zu können. Den bewährten Kräften in der aufgelösten Partei war es nicht möglich, mitarbeiten zu können, weil sie durch das Nichtbeachten des tschechischen Verbotes die neue Bewegung gefährdet hätten; ein großer Teil der Bevölkerung stand ängstlich oder gar ablehnend den Ideen Konrad Henleins gegenüber, und die Turnerschaft konnte nicht mehr, als dies schon der Fall war, von führenden Kräften entblößt werden, wollte sie nicht Gefahr laufen, den Erziehungsverband

in seinem Bestande so zu schwächen, daß er im Falle einer Auflösung auch der neuen Partei nicht mehr imstande gewesen wäre, so wie nach der Auflösung der DNSAP. alle Aufgaben der Selbstbehauptung zu übernehmen.

Schon schien ja auch der Staat seinen Zugriff auf den Turnverband ausdehnen zu wollen. Viele seiner Vereine wurden aufgelöst oder eingestellt. Die Turnerführer wurden gezwungen, unterschriftlich zu bekennen, nie mehr turnerisch tätig sein zu wollen. Turnerfahnen wurden auf die Polizeiamter geschleppt, Büchereien beschlagnahmt, die Turnhallen versperrt und versiegelt, kurz, was man vor einem Jahre der DNSAP. angetan, indem man den Volkssport verbot, das schien man nun mit dem Turnverbände wiederholen zu wollen, um hernach auch gegen die Partei des „Turnlehrers“ vorgehen zu können.

Gegen die Partei selbst holte die Behörde auch bald zum ersten Schläge aus. Die Mehrzahl der nächsten Mitarbeiter Konrad Henleins setzte man hinter Schloß und Riegel. Sie mußten auf mehrere Wochen nach Pankrac wandern, um es dort zu büßen, daß sie die Frechheit besessen hatten, sich zu einem so armseligen, bedeutungslosen „politischen Narren“ bekannt zu haben.

Unter solchen Nöten wurde aus dem Nichts heraus — bei Konrad Henlein gab es nur Glauben, kein Geld — der Parteiapparat geschaffen. In Eger am Marktplatze, im Hause, in dem der Egerländer Landtag einst seinen Sitz errichtet hatte, wurden in einigen wenigen Räumen die notwendigsten Schreibstuben geschaffen, in denen ehrenamtliche Mitarbeiter — Gehalt konnte erst viel später gezahlt werden — auf ausgeborgten Schreibmaschinen und auf rasch zusammengebettelten alten Tischen die ersten Organisationsarbeiten leisteten. Aus den persönlichen Ersparnissen Konrad Henleins wurden die ersten Anschaffungen gedeckt. Weil sie bei weitem nicht zureichten, um nur das Notwendigste zu erlangen, mußte geborgt werden; ein Glück, daß es Egerer und Ascher gab, die Kredit gerne gewährten.

In dieser Zeit, da die Bevölkerung ungeduldig nach Eger sah, weil nach ihrer Meinung viel zu wenig geschah, weil alles viel zu langsam ging, pflog Konrad Henlein auf vielen Seiten Verhandlungen und Unterredungen, um Mitarbeiter zu gewinnen, um das Vertrauen der Behörden zu erringen, um der stillhalten- den oder feindlichen Presse zu erklären, worum es ihm ginge. So trat er u. a. am 8. Oktober 1933 im Hotel „Blauer Stern“ zu Prag vor die versammelten Vertreter der Presse, um ihnen aus- einanderzusetzen, wie er zu dem Entschlusse gekommen sei, die „Sudetendeutsche Heimatfront“ zu gründen. Er schilderte, daß Verhandlungen zwischen verschiedenen sudetendeutschen Par- teiführern und ihm wegen Gründung einer Volksfront gescheitert seien, weshalb er sich ganz allein ohne jede Beeinflussung und ohne jede Beratung zur Gründung der Heimatfront entschlossen habe. Er sagte, daß seine Bewegung etwas völlig Neues dar- stelle und nichts mit dem Turnverbände, aber auch nichts mit den aufgelösten oder eingestellten Parteien zu tun habe. Er deutete die Aufgaben an, die er sich gestellt habe, daß seine Bewegung grundsätzlich auf dem Boden des Staates stehe, den Grundge- danken der Demokratie bejahe, weil ja die Demokratie die Gleich- berechtigung der Bevölkerung garantiere, betonte jedoch, daß er sich mit den Seinen stets als ein lebendiges Glied der ge- samten deutschen Kulturgemeinschaft fühle. „Wir sind Deutsche und wir werden Deutsche bleiben“, sagte er wörtlich, „aber wir bekennen uns aus innerster Ueberzeugung zu der Aufgabe, die uns Sudetendeutschen im Rahmen des tschechoslowakischen Staates gegeben ist.“ Daß diese Aufgabe stets eine Reichsauf- gabe war, schwang, freilich kaum beachtet, damals schon in diesem Satze mit. Wer aber kann es heute, da wir längst im Ge- fühl reichischen Geborgenseins zu leben gewöhnt sind, noch rich- tig ermessen, wie schwer es damals Konrad Henlein gefallen sein muß, vor abgebrühten liberalen Journalisten, großenteils sogar Juden, zu parteilichen, religiösen Dingen Stellung zu nehmen, den richtigen und keineswegs den zu heftigen Abstand vom Mar-

xismus zu finden, und überhaupt die Grundlagen eines neuen Wollens vor Feinden und Gegnern zu erklären, die nur darauf lauerten, daß sich der Redner auch nur ein einziges Wort vergab, um ihn packen, ihn unschädlich machen und ihn politisch töten zu können. Diese Auseinandersetzung seines Wollens war die erste Feuertaufe, war die erste große Bewährung Konrad Henleins auf politischem Streitboden.

In eben dieser Zeit, da um den bloßen Bestand der Bewegung heftig gerungen wurde, war es auch, daß

Karl Hermann Frank,

der spätere Stellvertreter Konrad Henleins und jetzige Staatssekretär für Böhmen und Mähren, zu Konrad Henlein stieß.

Als Sohn eines Volksschullehrers, der gleich seiner Frau aus alten Karlsbader oder doch Egerländer Handwerkergeschlechtern stammte, hatte er, am 24. Jänner 1898 in Karlsbad geboren, nach einer unbeschwerten Jugend das Unglück, durch einen Spielkameraden um das Licht eines Auges gebracht zu werden, so daß es ihm verwehrt blieb, trotz wiederholter freiwilliger Meldung den Weltkrieg an der Front als Soldat miterleben zu dürfen. Sein unruhiger Geist und die Verhältnisse in der Familie ließen ihn das Studium der Rechte in Prag nicht vollenden. Als Hofmeister auf einem deutschen Gute knapp hinter der tschechischen Sprachgrenze, als Beamter der Eisenwerke in Witkowitz, als Bergbaubeamter, Angestellter des Verlagsbuchhandels in Leipzig und schließlich als selbständiger Buchhändler und Verleger in seiner Heimat lernte er zur Genüge die sozialen und nationalen Verhältnisse Böhmens und Mährens und des Altreiches kennen, er beteiligte sich am Aufbau der nationalsozialistischen Partei und des DHV. in Mähren-Schlesien in den Jahren 1917 bis 1920, an dem Ringen um Oberschlesien gegen die wildgewordenen Polen 1922, vor und nach dieser Zeit an den sozialen Bestrebungen der Jugendbewegung, später an den kulturellen

und erzieherischen Einrichtungen der Turnbewegung und des Bundes der Deutschen, um sich noch am Tage des Aufrufes Konrad Henleins zu entschließen, dem letzten Versuch einer politischen Rettung des Sudetendeutschums durch die Sudetendeutsche Heimatfront all seine Kräfte zu widmen. Ohne Rücksicht auf Geschäft und Familie begab er sich zu Konrad Henlein, legte ihm die Nachricht von der durch ihn erfolgten Gründung einer ersten Ortsgruppe der SHF., nämlich der Karlsbader Ortsgruppe, vor und kam nach längerer Aussprache mit Konrad Henlein überein, als Organisations- und Propagandaleiter, zu welcher Stellung er als Verleger auch wichtige rechtliche und wirtschaftliche Grundlagen mitbringen konnte, in der Bewegung zu arbeiten. Als die nächsten Mitarbeiter Konrad Henleins verhaftet wurden, waren er und noch ein Karlsbader, der heutige Gaupresseamtsleiter im Sudetengau, Rudolf Sandner, die einzigen, die mit Konrad Henlein die Bewegung über Wasser hielten.

Es waren schwere und heikle Tage, in denen viel Mut und eine unvorstellbar große Nervenkraft dazu gehörten, um den Glauben an die Zukunft nicht zu verlieren. In dieser schlimmen Zeit waren es allein Adolf Hitler und Deutschland, die halfen. Der Name des Führers durfte nicht ausgesprochen, ja, er mußte täglich verleugnet werden, und gerade deswegen wuchs der Glaube an ihn von Stunde zu Stunde.

Schrecklich lastete die wirtschaftliche Not über dem Grenzland. Die Zustände, die eingangs dieses Abschnittes für die Jahre 1920 bis 1933 aufgezeigt wurden, verschlechterten sich noch wesentlich auf allen Gebieten. Die Arbeitslosenzahlen stiegen noch weiter an, von 1000 Arbeitern waren z. B. im Graslitzer Bezirk im Jahre 1934 383 arbeitslos, die dürftigen Versorgungsmöglichkeiten kommen fast nur noch den sozialdemokratisch organisierten Arbeitern zugute, das Leben der Arbeiter in den Mietskasernen oder Baracken geht unter den menschenunwürdigsten Umständen vor sich, das Wohnungselend im allgemeinen steigt

in unvorstellbare Tiefen hinab, vielfach werden Erdhöhlen zum Aufenthalt armer Familien, ganze Landschaften verelenden oder sterben wegen der Fabriksverlegungen in tschechische Gegenden aus, Versteigerungen und Pfändungen sind an der Tagesordnung, die Verschuldung des Handels- und Gewerbestandes nimmt unerträgliche Formen an, Ausgleichs- und Konkurszahlen nehmen von Tag zu Tag zu, die Bevorzugung des tschechischen Arbeiters und Gewerbetreibenden vor den Deutschen schreit zum Himmel. Werden aus strategischen oder unerläßlichen wirtschaftlichen Gründen überhaupt noch öffentliche Bauten im Sudetenland vorgenommen, so werden bei ihnen nur noch Tschechen zur Arbeit zugelassen. Mit den geballten Fäusten in der Tasche stehen die deutschen Arbeitslosen dabei und dürfen in ihrer deutschen Heimat die tschechischen Arbeiter lachen und spotten hören. Der Hunger steht vielerorts auf. Die Löhne der noch Verdienenden sind spottniedrig. Der Kaufmann steht unter der Tür, weil seine Kundschaft nichts mehr kaufen kann. Dabei zieht der Staat die Steuerschraube ununterbrochen fester an. Das deutsche Schulwesen wird immer noch mehr gedrosselt. Das Kulturleben droht zu versiegen, in den Provinzstädten gibt nur der Jude noch den Ton an. Der Geburtenrückgang zeigt von Jahr zu Jahr den immer krasser werdenden Volkstod an. Der wilde Kohlenabbau fordert immer höhere Opfer, die Zahl der Selbstmorde steigt ins Grenzenlose, denn das Leben hat unter solchen Umständen für viele wirklich keinen Wert mehr.

Trotzdem wächst das Vertrauen in die Partei Konrad Henleins — oder gerade wegen der schrecklichen Lage, in der sich das Sudetendeutschtum befindet. Die täglich nach Hunderten zählenden Anmeldungen lassen hoffen, daß der Bestand des begonnenen Werkes gesichert werden kann. Das Egerland stellt von allem Anfang an ein Bollwerk im Leben und Aufbau der Partei dar. Die konservativen Egerländer sehen in ihr bald eine Erfüllung ihrer Ziele. So finden auch die ersten kleineren Versammlungen

vorwiegend im Egerlande statt. Sie werden strengstens von der Polizei beobachtet und dort einzuengen versucht, wo nicht rotes Gesindel es vorzieht, die Polizei abzubestellen, weil man sich in genügend hoher Anzahl an der Störung der Versammlung zu beteiligen gedenkt.

Da überfällt die Nachricht vom mißglückten Aufstand der ostmährischen Nationalsozialisten und Turnerbündler die zu hoffen beginnenden Sudetendeutschen. Das trauervolle Ende der Kämpfe in Wien, Oberösterreich und Steiermark übt im Sudetenland einen niederschmetternden Eindruck aus. Was im stillen Wissen um die unerschütterliche Kampf- und Siegesbereitschaft der Ostmärker auch im Sudetendeutschtum mitgewachsen war — die Gemeinsamkeit des Erlebens und Erstrebens konnte in den Jahren des Entbehrens seit 1919 eben nicht getötet werden —, das drohte mit der österreichischen Niederlage nun doch noch seelisch zusammenzubrechen. Nun mußten die Reden noch vorsichtiger formuliert werden, der scheinbare Abstand vom Nationalsozialismus mußte noch öffentlicher gewahrt werden, der Name Deutschland durfte kaum mehr in den Mund genommen werden. Für manchen alten sudetendeutschen Nationalsozialisten, der aus nicht mehr bezähmbarer Liebe zum Reich schon im Sommer 1933 die Anschlußzeit für gekommen gehalten hatte, bildete die Niederwerfung der Ostmärker einen nicht mehr erträglichen Schlag. Und mancher blinde Draufgänger wollte in diesen Juni- und Julitagen des Jahres 1934 noch verzweifeln, weil er den Führer nicht eingreifen sah. Viele wollten und konnten die Lage des Ganzen eben noch nicht oder nicht mehr verstehen.

Die Führer der Sudetendeutschen Heimatfront zogen sich in die letzten Reserven ihres Denkens zurück. Eine Rede, in diesen Tagen von dem Verfasser des Buches oft gehalten, soll Zeugnis dafür ablegen, wie sehr das Sudetendeutschtum damals bereit war, auf alle, auch die letzten, Aeüßerlichkeiten zu verzichten, nur um Deutschland in seinem neuen Werden nicht zu stören. Sie

wandte sich an alle Volkstumsarbeiter, der Einigkeit und der Zusammenarbeit aller Schutzverbände ihr größtes Augenmerk zu schenken, damit alles Tun der Erhaltung der Volksgruppe und darüber hinaus dem endlichen Siege des Ganzen zukomme.

„Ein Volk stirbt, wenn es sich vom Glauben an die höchsten Ziele entfernt. Unser Volk schwebte in den letzten hundert Jahren in der höchsten Gefahr. Es war nahe daran, sich von den eingeborenen Zielen zu entfernen.

Deutsch — Land, als Land, wo Deutsche leben, begriffen, war nicht erst nach dem Weltkriege in Gefahr, seine Seele zu verlieren. Der Ungeist des Westens, der Geist einer von einer allzu freigebigen Sonne beschienenen Ich-Welt, zweimal in gewaltigen Kämpfen — 1813 und 1870 — vom reinen und vom kleinen Manne in seine Grenzen zurückgedämmt, bahnte sich in zähem Wucher Bahn in deutsches Seelenland. Der Weltkrieg war — so gesehen — nicht mehr ein Krieg, in dem Staaten um Weltgeltung rangen. Der Weltkrieg war ein Vernichtungskrieg gegen die deutsche Art. Die Ich-Welt des Westens wollte die letzten Regungen deutschen Glaubens an die Gültigkeit unseres Volkstums töten. Wie ein Zeichen aus alten Sagen mutet es uns an, wenn wir an das Bild des Krieges denken: Feuer im Westen, im Süden, im Osten. Nur der Norden blieb still. Es ist, als ob sich eine Landschaft hätte bereit halten wollen, ihre sterbenden Kinder zurückzuempfangen, die aus ihr entstiegen.

Das ist nur ein Bild, wie das auch, das uns das mitteleuropäische Reich deutscher Nation am Ende des Weltkrieges in scheinbarer Erfüllung zeigt. Denn vor dem äußerlichen Zusammenbruch Mitteleuropas schneiden seine Grenzen mitten durch Frankreich, durch Norditalien, den Balkan, zeigen seine Grenzen Siedelraum im Osten bereit, friedliches Blut aufzunehmen. Gräber, Steinmale und Fahnen bleiben ein ehernes Zeichen dieser Grenzen.

Der Traum aber zersprang. Es ist nichts gelungen. Das Reich zerfiel.

Aber auch der Ich-Welt ist nichts gelungen. Denn als das Wahnbild von Versailles triumphierte, zog sich das Reich auf sich selbst zurück. — In kleinste Grenzen. — Und es gebar Adolf Hitler. Auf innerstem Boden aber wuchs, notgeboren, eine neue Form deutscher Weltanschauung. Und ihre Träger waren abermals zu sterben bereit.

Opferbereitschaft aber ist geballte Kraft, ist glühendes Leben. — Das gute Blut hatte noch einmal gesiegt. Die Ich-Welt erstarrte vor diesem Wunder.

Als sich das Mutterland, an Grenzen klein geworden, aus sich selber neu gebar, lagen die Glieder bloß, die über die menschgeschaffenen Grenzen hinausragten. Die Glieder lagen schützend unbeschützt, damit Herz und Seele des Mutterlandes sich wiederfinden konnten. Die Glieder lagen ausgesetzt zwiefachem Kampf: dem inneren Kampf um das Wiederfinden zu sich selbst, der das Mutterland, dank den Gliedern, unberührt zur Ausheilung bringen konnte, dem äußeren Kampf um Selbsterhaltung und Selbstbehauptung.

Nach dem vierjährigen Opfergang des Weltkrieges ein schwerer Kampf. Wird er bestanden, ist es ein tröstliches Zeichen für unsere Kraft.

Denn wir sind Glied geworden, schützendes, heilen helfendes Glied. Es wäre verderbliches Irren, zu glauben, daß Not, in hundert Jahren gewachsen, in hundert Monden heilen könnte. Die Seelennot der Völker zählt nicht nach den Jahren der einzelnen.

Diese Erkenntnis ist wichtig für die Erkenntnis unserer eigenen Lage.

Muß ich unsere besondere Not schildern? — Es wäre verderblich, sie zu unterschätzen.

Die Ueberfremdung unserer sudetendeutschen Volksgruppe stand der Ueberfremdung unseres Muttervolkes in nichts nach. Die Grenzlage hat zu doppelten Gefahren geführt. Der Ich-Geist des Westens, der das Blut der Mitte nicht rasch genug sich unterwerfen konnte, sprang nach dem Osten über. Nun bedroht er uns auch in der Gestalt des Bolschewismus vom Osten her.

Unser Gesittungsleben ist in jeder Hinsicht zerrüttet. Unser Wirtschaftsleben leidet nicht nur am Ich-Glauben unserer Unternehmer und an der Ansteckungsgefahr unserer Arbeiter durch den Marxismus, es ist vor allem auch die Zielscheibe des Ausbreitungsangriffes unseres völkischen Gegners. Das politische Leben steht vor schweren und schwersten Aufgaben. Es ist, einer der germanischen Volksherrschaft fremd gewordenen Demokratie preisgegeben, allein auf seine inneren Erziehungskräfte angewiesen. Aeußere Macht- und Zwangsmittel, für Unbelehrbare und artfremd Gewordene unvermeidlich, fehlen ihm gänzlich. — Unser Familiensinn, unser Eheleben sind unterhöhlt worden. Die Frau soll zur bloßen Bettgenossin herabgedrückt werden. Mutterschaft sei nur noch Leibschmerz, Hindernis im Wohlleben, Zwang zur Verantwortung für andere. Unser Drang nach Soldatentum kann nicht gestillt werden. Man hört den Marschtritt freiwilliger Männerbünde nicht gern. — Unser Bauerntum will sich verstädtern. Der Urborn des Volkes neigt sein Ohr dem Ein- und Zweikindersystem zu. Bauernboden geht verloren. Siedelboden wird verkauft. Der Hundertsatz der reindeutschen Bevölkerung geht zurück in allen Landschaften.

Wir leben von der Substanz.

Die Not ist unerhört. Man kann es dem sudetendeutschen Menschen kaum verargen, wenn er verzweifeln will.

Denn unsere Mittel gegen Not und Gefahr scheinen auf den ersten Augenblick gering.

Es scheint, als besäßen wir wirklich nur uns selbst, als stünden wir allein. Die leibliche Verbundenheit, das greifbare Vereint-

sein mit dem Muttervolk ist gestört, die unverlierbare geistige Vereinigung, gemeinsames Volkstum und gemeinsame Kultur, zeigen sich vielfach nicht auf den ersten Blick, müssen vor allem breiteren Volksschichten vollkommen fremd bleiben, die dem Gift des Ich-Glaubens dauernd ausgesetzt waren.

Es ist leider eine Tatsache, daß die breiten Volksschichten unseres Sudetendeutschiums in größter Gefahr schweben. Wollen wir daher unsere Heimat retten, so führt der Weg der Rettung nur über einen gänzlich veränderten Erziehungsmaßstab, den wir an unser Werk anlegen müssen.

Doch haben wir ein Recht, hoffen zu dürfen, daß uns unser Werk gelingt. Denn das sudetendeutsche Blut ist gut, der Sinn unserer Volksgenossen ist letzten Endes unverdorben und unser Heimatboden ist treu.

Tausend Jahre lang senkt sich die deutsche Pflugschar in böhmisches, mährisches und schlesisches Land, der Stadtschreiber Johannes und Adalbert Stifter, der lange noch nicht genug Erkannte, wuchsen aus ihm, Ramphold Gorenz starb für den Sinn der Gemeinschaft auf deutschböhmischem Boden, Schills Vorfahren stammen aus deutschböhmischem Blute, und kein Volksteil fast kann sich mit dem sudetendeutschen messen, wenn es antreten hieße im Zeichen der Weltkriegsopfer für ein Vaterland.

Diese Taten verpflichten.

Sind uns die Besten im Tode vorangegangen, so können wir Nachlebenden aus ihrem Opfer nur die Aufgabe herauslesen, treu zu sein.

In dem Augenblicke aber, in dem wir erst unsere Aufgabe erkennen, hat sich das Schicksal schon für uns entschieden. In dem Augenblicke, in dem es Männer gab, die die Erneuerung der dem deutschen Wesen eingeborenen Idee der Volksgemeinschaft für möglich hielten, sandte uns das Schicksal auch schon den Führer.

Die Wende ist eingetreten.

Die Rettung ist in unsere Hand gelegt.

Wir müssen nur die Kraft finden, einig zu werden und, geworden, es zu bleiben. Wir müssen nur den Weg finden, unseren Volksschichten die Idee unseres Volkstums und seiner Kultur wieder so einzuimpfen, wie es dereinst selbstverständlich war.

Gewiß, die Opfer des Weltkrieges sind unersetzlich. Schon aber marschieren neue Männer, marschiert eine neue Jugend und will das Leben, will

unser Leben.

Wir müssen forschen, wie wir dem einfachen, unverdorbenen Menschen unseres Landes das Gesetz unseres neuen Lebens, einfach und ungekünstelt, vermitteln können.

Denn nur durch Einfachheit und Natürlichkeit werden wir alle retten, die kraft ihres unverdorbenen Blutes gerettet werden wollen. Unser Volksteil schreit nach Leben, er will geführt sein, er will wieder hinaufgehoben werden in die Ordnungen eines deutschen Lebens. Er ist bereit, zu folgen, wenn er nur die Männer sieht, in denen er die Gesetze ahnt.

Die Verhältnisse aber zwingen uns, die Gesetze in eigener Sprache auszusprechen.

Einfach muß die Sprache sein, damit sie auch dem ärmsten Sohne verständlich bleibe. Schwer und tief muß sie klingen, damit sie auch dem letzten Gliede das Blut aufrühre, und verstanden muß sie werden, nicht nur im Herzen der heiligen Mutter, sondern auch in der Brust des Sohnes über den anderen Grenzen, am Meere und in Uebersee.

Denn wir sind ein Teil des Ganzen, und das Ganze lebt nur in seinen Teilen. Das Blut, das heute in uns pulst, sprang vor zweitausend Jahren im Herzen des Vaters Armins, des Cheruskers, sang vor tausend Jahren im Sinne Walthers von der Vogelweide und ward vor zwanzig Jahren zum Lied der Jünglinge von Langemarck.

Weil das aber unauslöschbare Wahrheit ist, dürfen wir das härteste Gesetz an die Spitze stellen:

Die Not des einzelnen ist nichts vor der Not des Ganzen.

Und das will nicht mehr oder weniger heißen, als daß wir, das Glied, der Teil, das Sudetendeutschtum, bereit sein müssen, allein für das Ganze zu leben. Daß wir, wenn es verlangt würde, bereit zu sein hätten, eine noch größere Not auf uns zu nehmen, als die, die wir schon ertragen. Denn ein Teil kann sterben müssen, das Ganze aber, wenn es stürbe, ginge die Welt zurück.

Wovon sollten die Sprachinseldeutschen leben, wenn sie unsere Frontgräber nicht hätten, woran sollten die Südtiroler sich aufrichten, wenn sie nicht im Glauben an das Opfer noch Kinder zeugten, wie könnte sich das Blut der Normannen und Vlamen erhalten, wenn es in seine Schulbücher nicht Lieder und Worte vom guten Vorbild seiner Art aufnehmen könnte!

Wir und alle diese Menschen, Mutter und Kinder, müssen freilich wissen, daß die Zeit für solche Gedanken nicht mit Monden und Jahren einzelner Menschen zu messen ist. Wir müssen, mit einem Worte gesagt, wissen, daß das Wachstum der Völker nach Jahrzehnten und Jahrhunderten zählt, und nicht nach Jahren, wie bei einzelnen Menschen. So, wie dem einzelnen gelehrt werden muß, die Erfordernisse seines Ichs hinter die Notwendigkeit des Volksganzen zu stellen, so wie der einzelne begreifen lernen muß, daß sein Leben nur einen Sinn hat, wenn es eingebettet in Göttlichkeit des übergeordneten Ganzen abläuft, wenn es dem Ganzen dient — so müssen wir auch begreifen lernen, daß die Geschehnisse in der Geschichte eines Volkes nicht verglichen werden dürfen mit den Geschehnissen, die sich im Laufe des Lebens eines einzelnen Menschen abwickeln.

Das Glück des einzelnen kann sich in Jahren erfüllen, das Glück des Volkes zählt nach Jahrzehnten und Jahrhunderten. —

Vor dem Glück des Ganzen treten Glück und Unglück des Volksteils in den Schatten.

Vielleicht aber wird das Glück des Volksteils nicht einmal allen seinen Söhnen verständlich. Denn es will ein hartes Herz sein, das im Abwehrkampf, im Schutzkampf für das hinter ihm wachsende Ganze schon das Glück erkennt.

Es muß ein hartes Herz sein, wer selber auf die Erfüllung verzichten mag, um sie seinen Kindern und Kindeskindern mit tödlicher Sicherheit geschenkt zu wissen.

Es muß ein großer Gläubiger sein, der das Land sieht und es nicht greift, weil er weiß, daß es nach ihm um seines Verzichtes willen größer und schöner geworden sein wird.

Hildebrand ritt in das Heunenland, um seines Sohnes willen. Winkelried riß mit dem eigenen Leib die Bresche in das Geviert des Feindes, um seiner Heimat willen; Scharnhorst starb mit dem inneren Blick auf das Vaterland, und aus den zwei Millionen deutscher Toter des Weltkrieges ward eine einzige Seele, die uns weiterhelfen will. Ich frage alle deutschen Menschen der Gegenwart, ob sie eingedenk dieser Toten noch ein Recht darauf haben, zu sagen, daß sie geboren sind, um die Erfüllung erleben zu dürfen.

Ich rufe meine sudetendeutschen Freunde und Feinde, daß sie mir sagen mögen, ob sie ein Recht dazu haben, die Vernichtung unseres Volksteiles fürchten zu dürfen, während das Herz der Mutter schlägt, während die Seele Deutsch—Land webt, während der Leib der deutschen Menschheit in Geburtswehen kämpft um die neue, um die große Gemeinschaft der erneuerten Völker.

Vor der Sehnsucht und Not des Ganzen verstummt der kleine Teil.

Hat zu verstummen und zu schweigen, um durch unser steiles Leben zu zeigen, daß wir der Teil eines jungen Volkes sind.

Nur im jugendlichen Menschen wird das Opfer zur Selbstverständlichkeit, nur der junge Mensch kann alles verlieren, um alles zu finden. Und so ist es auch im Volke. Nur ein jugendliches Volk heilt im Herzen, während seine Wunden bluten.

Gewiß, es ist hart, erkennen zu müssen, daß wir bluten. Es ist hart, erkennen zu müssen, daß wir nur Einsatz sind, dessen Sinn im Rückzug liegen kann.

Aber so, wie wir die Ueberzeugung in uns tragen dürfen, daß nichts auf der Welt umsonst geschieht, daß kein Teilchen auf der Welt, und sei es das kleinste, verloren geht, so dürfen wir aus dem Glauben leben, daß auch unser Leben und unser Opfer seinen Sinn hat.

Und wer bis hierher mit mir gegangen ist, der wird nun auch bekennen, daß es keinen Sinn hat, sich um kleine Dinge zu raufen. Es gibt nur eines:

Das ist der Glaube an das Werden des Ganzen.

Und es gibt nur eine Sorte von Menschen unter uns, vor denen wir uns hüten müssen: das sind die, denen es verwehrt ist, Sehnsucht tragen zu dürfen.

Allen anderen aber muß der Weg klar sein.

Denn es gibt nur noch einen Weg. Den Weg der Selbsterhaltung über die Bereiche einer geheiligten Ordnung.

Wir müssen die Zerrissenheit unserer Seelen überwinden, wir müssen durch die Adern unseres Leibes wieder reines Blut strömen lassen, wir müssen unseren Geist wieder mit Gedanken erfüllen, die des Lebens unserer Väter wert sind, dann sind wir Volk, Volkskind, Volksteil, würdig unserer Mutter, würdig, neuem Leben nach uns Lebensrecht zu verschaffen.

Wir müssen wissen, daß alles, was deutsch getan wurde auf der Welt, seit dem ersten Laut in unserer Sprache, seit dem ersten Schwerthieb unseres Blutes, seit dem ersten Gedankengang

unseres Geistes, in uns weiterlebt; daß das es ist, was die hundert Millionen Deutscher von heute zum Volke macht — und nicht die Sprache allein —, daß das es ist, was uns den Mut gibt, Kinder zu zeugen und zu leben für das, was nach uns kommt.

Wir müssen wissen, daß dieses Denken im Notwinter von 1808 auf 1909 in einer ersten deutschen Volkshochschule unter Fichte so ungeheuer neu war, wie heute die Rassenlehre, die uns einbettet in das höhere Ganze unserer Art und die uns das Recht gibt, zu glauben, daß wir aufgenommen werden dereinst in die Gemeinschaft des Volkes, das kraft seines Blutes allein würdig ist, die Welt zu tragen.

Das ist Volkstum.

Was für uns Sudetendeutsche nun noch zu tun bleibt, ist klar.

Wir haben Ordnung zu machen unter uns selbst.

Ordnung ist nur in Einigkeit möglich. Wir können die Einigkeit nur durch Vorbilderziehung erreichen.

Nachdem uns die Teilnahme am Staate nicht in der Form gewährt ist, wie sie unserem Wesen entspricht, sind wir auf die Selbsterziehung gleichlaufend mit der Schule, und vor allem unserer Jünglinge nach der Schule angewiesen. Unsere Selbsterziehung kann nur unter dem Grundsatz der Einheitlichkeit stehen. Führung und Gefolgschaft ist die einzige unserem Wesen entsprechende Norm des Erziehungsganges.

Von der Erziehung zur neuen Gemeinschaft her sind alle anderen Gebiete unseres Lebens zu befruchten.

Das staatliche Leben kann sich vorläufig nicht in dem uns vom Staate gewährten Wirken erschöpfen.

Das Wirtschaftsleben ist in den uns gegebenen Möglichkeiten zu überwachen und zu beeinflussen, das Gesittungsleben nicht nur zu lenken, sondern auch zu betreuen.

Hier setzen in selbstverständlicher Forderung die Aufgaben eines Bundes ein, der dem Sinn des Wortes „Bund“ für unseren Volksteil nachkommen will. (Hier ist der Bund der Deutschen gemeint, um dessen Eingliederung in die Partei es geht.)

In einem geeinten Volksteil kann es, so wie in einem einigen Volke, nur e i n e n Bund geben, der eben das Volk selbst ist. Die Bünde, gleich welchen Namens, dürfen sich nur als Ordnungsglieder ihres Volkes oder ihres Volksteiles betrachten.

Ohne auch nur im geringsten auf die gegenwärtige Lage oder auf Gegenwartsauseinandersetzungen dieser oder jener Männer verschiedener Bünde einzugehen, muß als Folge der angeführten Gedankengänge die selbstverständliche Forderung nach der größtmöglichen Zusammenarbeit aller Bünde unter einheitlichem Wollen erhoben werden.

So wie die vielen Bünde der Jugendbewegung eingeschmolzen werden mußten zur einheitlich geführten Landesjugend, so wie diese Einheit der Jugend nur immer stärker werden muß und nie und unter gar keinen Umständen mehr zerfallen darf, soll unsere Selbsterhaltung gelingen, so muß es zu einer freiwilligen Einordnung aller vorhandenen Wirtschafts-, Schulschutz-, Kultur- und Fürsorgebünde und zu ihrer engsten Zusammenarbeit für das Volksganze kommen, soll unsere Selbsterhaltung dem Druck des äußeren Gegners belegend wirken können.

Mut ist ein Teil der Kultur eines Volkes.

Infolgedessen gehört es mit zu unserer Kultur, daß wir die Einheit unter allen Lebensäußerungen unserer Volksgruppe betonen. Wir haben weder Ursache, uns für das staatspolitische Wollen unserer Volksgruppe, noch für das gesamtdeutsche Wollen unseres Kulturstrebens zu schämen.

Unsere Menschen müssen begreifen lernen, daß es gleichgültig ist, für welchen der Volkstumsverbände Arbeit geleistet wird. Die Arbeit als solche aber muß geleistet werden, damit die

Volksgruppe lebt. Die Arbeit wird einzig und allein nur der Volksgruppe als Teilganzem zuliebe geleistet. Jede Arbeit hat den gleichen Wert.

Wir wissen, daß die Oktobertage des Jahres 1933 mehr waren als Parteivergehen und Parteiwerden. Sie waren die Geburtsstunde einer wahrhaften Bewegung. Täglich und stündlich beweist uns das Volk, daß es glaubt an die unverlierbare Kraft seines Blutes.

Wir Volkstumsarbeiter danken diesen Tagen den Aufschwung unserer Verbände. Wir sind dem Volke die größtmögliche Vereinheitlichung auch unserer Verbände schuldig.

Aus dem Glauben an die Auferstehung wuchs uns die Kraft zu neuer eigener Gesetzgebung.

Es muß so weit gebracht werden, daß jeder Verband sein Sachgebiet oder seine Sachgebiete genau umgrenzt betreut. Ist das erreicht, so wird die einträchtige Zusammenarbeit aller Verbände im Dienste am gesamten Sudetendeutschtum ein leichtes sein. Dann werden die einzelnen Führer der Betreuungsverbände von selbst zusammenfinden, um im gegenseitigen Einvernehmen und im Einvernehmen mit dem politischen Führer alle die Dinge zu beraten, die sie betreffen.

Daß das Erreichen dieser Forderung unserem völkischen Gegner neue Achtung abzwingen würde, ist selbstverständlich.

Darum lasset uns alle zeigen, daß wir uns wohl der Kleinheit unseres Ichs vor dem Ganzen bewußt sind, daß wir aber auch wissen, daß jeder einzelne von uns die Pflicht hat, alles aus sich heraus zu geben, zum Frommen für die Gemeinschaft, was immer nur in ihm steckt. Dann leben wir dem Volkstum und, indem wir dem Volkstum leben, der Ewigkeit.

Dann zeigen wir unseren Gegnern, daß sie uns unserer Zahl wegen zwar eine Minderheit nennen können, unserem Willen nach aber brauchen wir keine Minderheit zu bleiben!

Das liegt an uns!“

Gerade die letzte Opferbereitschaft, die auch aus den Gedankengängen dieser Rede hervorgeht, war es, die dem Sudetendeutschum über die schwersten und furchtbarsten Dinge hinwegfinden ließ. So auch über die schlimmen Nachrichten aus Oesterreich, die bewirkten, daß die Hoffnungen auf die endliche Befreiung noch immer tiefer gesteckt werden mußten. Die Opferbereitschaft und die Bereitschaft, zu arbeiten und leben, waren aber durch nichts zu töten. Der Aufbau der Heimatfront wurde mit allen Mitteln weiter betrieben. Um die Erfassung und Vereinheitlichung der noch außenstehenden Bünde, Verbände, Gruppen und Vereine wurde mit einer Zähigkeit gerungen, die unbeschreiblich ist. Bis hinunter zum letzten Volksgenossen drang, als Antwort auf den Sieg der dunklen Mächte in Oesterreich, die Ueberzeugung, daß das Sudetendeutschum völlig geeint werden müsse, wenn es nicht die Hoffnung auf seinen Weiterbestand noch im letzten Augenblick aufgeben wolle.

In zahlreichen Amtswaltertagungen wurde eine Heerschar überzeugter Männer und Frauen ausgebildet, die das Organisationsnetz der Partei in immer festere Formen gossen, die Zahl der Ortsgruppen begann in immer rascherem Tempo zu wachsen, bald gab es keine Stadt mehr im Sudetenland, in der nicht eine Ortsgruppe der SHF. gegründet werden konnte.

Der beginnende Aufstieg der Partei, der hauptsächlich aus den Reihen der Arbeiter und der Aermsten vorgetragen wurde, führte bald zu den ersten Zusammenstößen mit den Roten, die fühlten, worum es diesmal ging. Es wurde ein Kampf, wie ihn das Sudetendeutschum noch nicht erlebt hatte. Um die Seele jedes einzelnen Menschen wurde gerungen.

Im Sommer 1934 kam es zum ersten großen Aufmarsch der Bewegung in Schluckenau, der zahlenmäßig schon ahnen ließ, wes Erbe die SHF. angetreten hatte. 12 000 Menschen umjubelten an diesem Tage in dem kleinen nordböhmischem Städtlein Konrad Henlein. Schon die nächste Kundgebung übertraf die Schluckenauer Versammlung beträchtlich. Ein Jahr war ins Land gegangen, seitdem Konrad Henleins Aufruf an die Herzen der Sudetendeutschen gerührt. Mehrere geplante Versammlungen waren verboten worden. Für ein Verbot der Versammlung am 21. Oktober in Böhm.-Leipa fanden die Behörden endlich keinen Grund mehr. Sie wurde abgehalten. Ueber 30 000 Volksgenossen fanden sich zusammen, um die Verkündung der Leitsätze der SHF. aus dem Munde des Volksgruppenführers zu hören. Ein Jubel ohnegleichen umtoste Konrad Henlein, als er die Grundlagen für ein gesundes Zusammenleben der Völker im tschechoslowakischen Staate verkündete. „Uns geht es um die Einigung des Deutschtums in diesem Staate im Sinne echter und lebendiger Volksgemeinschaft und um seinen Einsatz als notwendiges staatskonservatives Aufbauelement bei gleichzeitiger Wahrung unserer naturgegebenen Rechte.“ Er prägte in seiner Rede den für alle Volksgruppen grundlegenden und wichtigen Satz, daß Volkstreue die Staatstreue nicht auszuschließen brauche, und trat für die Aenderung des Begriffes der Staatsgrenzen als völkertrennende Mauer ein. Statt sich ernstlich mit diesen Ausführungen Konrad Henleins zu beschäftigen, gewisse Uebereinstimmungen zwischen ihr und der Rede des deutschen Reichskanzlers vom 17. Mai des gleichen Jahres herauszuhören, und zur Anbahnung eines neuen Verhältnisses mit dem größten Nachbar zu benützen, machten sich die Tschechen über den ernsten Willen der damals schon als stärkste politische Partei einzuschätzenden SHF. lustig. Die so ablehnende Haltung des Tschechentums, das damit gleichzeitig bewies, wie fern es den wirklichen Vorgängen in Europa stand, kann schon als der eigentliche Anfang vom Ende seiner staatlichen Selbständigkeit be-

zeichnet werden. Denn schon wenige Monate später trat mit dem Ausgang der Wahlen vom 19. und 26. Mai 1935 das Sudetendeutschtum in eine völlig geänderte Lage ein.

Inzwischen war der Ausbau der Partei unentwegt weiter fortgeschritten. Im Jänner 1935 konnte bereits die tausendste Ortsgruppe der Partei gegründet werden; ein Beweis dafür, wie rasch die Niederlage in Oesterreich überwunden wurde. Mit dem Beginn des Jahres 1934 war die erste Parteizeitung, die „Rundschau“, ins Leben gerufen worden, ein Wochenblatt, dem in der Wahlzeit der „Wahlruf“ als Tageblatt an die Seite trat.

Ein großes und herrliches Kampf- und Selbsterhaltungsmittel war die Sudetendeutsche Volkshilfe, das Selbstschutz- und Hilfswerk, das in den Händen des Bundes der Deutschen lag, und durch seine für die schlimme Lage der Volksgruppe geradezu großartig zu nennenden Ergebnisse unermeßlichen Segen zu verbreiten imstande war. In den Jahren 1934 bis 1937 wurden z. B. durch die Sudetendeutsche Volkshilfe fast 40 Millionen Tschechenkronen aufgebracht. Nur der, der die Armut kennt, in der das Sudetendeutschtum in diesen Jahren lag, kann die Leistung richtig beurteilen, die in dieser Zahl ausgedrückt wird.

Gleichzeitig mit dieser Hilfsaktion begann der Kampf um die Gewinnung des Bauerntums, der besonders zäh geführt werden mußte, weil die Beharrlichkeit des sudetendeutschen Bauern, durch Jahrhunderte bewährt, vom notwendig gewordenen Neuen nicht leicht zu überzeugen war.

Die Feindschaft der völkischen und der Parteigegner nahm immer schärfere Formen an. Beschlagnahmen, Versammlungsauflosungen und -störungen, Verleumdungen sind an der Tagesordnung. Als die Wahlzeit herannahte, glaubte die Regierung einen besonders glücklichen Schlag gegen die Partei führen zu können. Sie hob den Einstellungsbefehl gegen die Deutsche Nationalpartei auf und glaubte, damit neue Uneinigkeit ins

Sudetendeutschtum tragen zu können. Allein, die Sudetendeutschen waren hellhörig geworden. Sie vertrauten Konrad Henlein und seinem Weg. Noch sprach es niemand aus. In Versammlungen und öffentlichen Reden wurde sogar das Gegenteil gesagt. Im Herzen aber ahnte es bereits jeder. Konrad Henlein war doch der Statthalter des Führers.

Konrad Henlein besuchte auf seiner kaum vierwöchigen Wahlreise alle Gaue des Landes. Von Eger aus durchreiste er das südliche Egerland, den gesamten Böhmerwald, Iglau und Znaim, wo ein Attentat auf ihn mit der glücklicherweise nicht ernstesten Verletzung des Hauptschriftleiters der „Rundschau“, Kamerad Hermann Hönig, abging, Brünn, Schlesien, den Schönhengstgau, Ost- und Nordböhmen, um durch das Kohlen- und Bergbauggebiet Nordwestböhmens und auf dem Erzgebirgskamm ins Egerland zurückzukehren. In 95 Wahlversammlungen spricht Konrad Henlein vor mehr als 600 000 Menschen. Tage gibt es, an denen er fünfmal und noch öfter sprechen muß. Am 1. Mai wird die Höchstleistung der Wahlreise erreicht. Es gibt allein an diesem Tage elf Wahlversammlungen, in denen sich der Volksgruppenführer an das Volk wendet.

Ein wahrer Triumphzug ist diese Wahlreise. Viele begeisterte Kraftwagen und Motorradfahrer begleiten Konrad Henlein von einer Stadt in die andere. Ueberall erwarten ihn Tausende von Menschen an den Straßen, die der Zug berührt. Von den inzwischen geschaffenen mannschaftlichen Musikkapellen wird er mit schmetternden Liedern empfangen, die Ordnerscharen treten in gute Haltung, die Banner der Bewegung fliegen empor, so hält er als Sieger überall Einzug. Alles steht schon in den Reihen der Bewegung. Arbeiter, Bürger und Bauer, Greise und Jünglinge, alte Mütterlein und kleine Mädchen, alle sind darauf erpicht, dabei zu sein, wenn Henlein kommt.

Der Wahlkampf im Kleinen wird in stiller Verbissenheit und mit Zähigkeit auf beiden Seiten geführt. Die Ordner und Turner haben in den Nächten vom 19. April bis zum 19. Mai in den Sudeten Großes an stummen Opfern, in zähen Kämpfen und wilden Raufereien vollbracht. Nur wer dabei war oder ähnliches anderwärts in deutschen Landen erlebt hat, weiß, welche Kämpfe der Anbringung von Losungsworten und Listennummern vorangegangen waren, die allmorgens den erwachenden Bürger in leuchtender Kalkschrift, in riesenhaften Plakaten von unersteigbaren Stellen aus, von scheinbar unerreichbaren Hausgiebeln herunter, von steilen Felsen herab grüßten. Nur die Nachtarbeiter dieses Wahlkampfes wußten es aber auch, daß andererseits die Aufschriften „Tod dem Henlein!“ in manchen noch immer rot verseuchten Ortschaften oder das „Ven s fazistom Henleinom!“ in Orten mit jüngst erst erobelter tschechischer Mehrheit blutigen Ernst bedeuteten.

Als alle Wahlvorbereitungen zu Ende gebracht, als Millionen von Flugzetteln und Plakaten gedruckt, größtenteils schon zur Verteilung oder zum Anschlag gebracht worden waren, als der Sieg der SHF. für die jugendlichen Führerherzen bereits feststand, erfolgte der heftigste Schlag der Regierung gegen die Bewegung. Der Name „Sudetendeutsche Heimatfront“ wurde wegen seines militärischen, seines diktatorischen Klanges verboten. Einer Partei in der demokratischen Republik stünde der Name Front schlecht an, hieß es allen Ernstes in der Begründung des Verbotes. Die schrecklichsten Gerüchte durchdrangen nach dem Verbot sofort wieder die Sudetenheimat. Die Partei sei verboten, nicht nur ihr Name. Konrad Henlein sei in Asch, K. H. Frank in Prag verhaftet worden. Alles sei verloren. So flogen die Lügen durchs Land, sie wurden von den Feiglingen geglaubt und weitergetragen, von den Mißgünstigen und Gegnern jubelnd und bewußt verbreitet und richteten tatsächlich noch einmal Angst und Verwirrung an. Aber auch dieser Schlag

wurde aufgefangen. Die Front wurde am Papier in die Sudetendeutsche Partei (SdP.) verwandelt, und nach drei Tagen bange Harrens ging der Kampf weiter.

Die politischen Gegner gaben nicht nach. Während sich die landständische Jugend aus dem Verbands des Bundes der Landwirte loslöste und unter fliegenden Fahnen zu Konrad Henlein marschierte, arbeiteten Sekretäre und Abgeordnete der alten Bauern mit verbissenen Mienen um die Erhaltung des sudetendeutschen Parteienzwistes. Die Roten aber scheuten keine Schlechtigkeit und Gemeinheit mehr. Jedes Mittel war ihnen recht.

Wer in diesen Tagen mit den Rednern Konrad Henleins über Land fuhr — und es verging kein Tag, in dem nicht in Hunderten von Wahlversammlungen die nächsten Mitarbeiter Konrad Henleins bis hinunter zum letzten Amtswalter vor dem Volke sprachen —, dem bot sich die Landschaft und jede Ortschaft als Ausgeburt einer Papierschlacht dar. Künstlerisch wertvolle Plakate hingen am Giebel des letzten Bauernhauses neben einfachen, vom Besitzer selbst geschriebenen oder verfaßten Wahlsprüchen, Radfahrgruppen fuhren durchs Land und sangen unermüdlich ihre Sprechchöre, Millionen von Zeitungen und Flugschriften wurden verteilt, und Jünglinge und Mädchen, die das Wahlalter noch nicht erreicht hatten, ersetzten die ihnen fehlenden Monde und Jahre durch doppelten und vielfachen Eifer in ihrer Arbeit für die Partei und ihren Führer Konrad Henlein.

In vielen Orten kam es zu blutigen Wahlschlachten. Im Egerlande und im Erzgebirge und überall fast im ganzen Sudetenlande gab es bald Schwer- und Leichtverwundete, deren Verletzungen von den mitgeschleppten Totschlägern und verborgen gehaltenen Knüppeln der verhetzten Roten herrührten, die die tschechische Polizei ihnen abzunehmen wohlweislich vergessen hatte; kontrolliert wurden eben nur die „Henleinovci“. Aber aller Haß gegen das sich einigende Sudetendeutschtum schlug, wie schon

einmal in den Jahren 1931 und 1932, immer wieder zum Nachteil der anderen aus. Der Siegesmarsch zur Einigkeit unter Henleins Fahnen war einfach nicht mehr zu hemmen.

Als am Abend des Wahlsonntags, dem 19. Mai 1935, das Ergebnis bekannt wurde, war der Jubel des Sudetendeutschtums unermesslich. Alt und jung lag sich in den Armen. Es gab keinen Standesunterschied mehr. Der Sieg wurde von den Volksgenossen gefeiert, wie sie sich gerade trafen. Frauen und Mädchen weinten vor Freude, und die Jungen entzündeten Feuer auf den Höhen des Landes, daß die Berge an den Grenzen weit hinaus ins Altreich verkündeten: Das Sudetendeutschtum ist aufgestanden zum letzten, zum endgültigen Marsch ins Reich.

Aber auch nun durfte das Wort vom Marsch ins Reich noch nicht in den Mund genommen werden. Nur in den Herzen setzte es sich immer stärker fest, im Innern jedes einzelnen Sudetendeutschen trat nun wieder die Gewißheit obenauf: was wir erleben, ist nur eine neue Station nach all den Haltepunkten des Leides am Weg in die Freiheit. Denn diese Gewißheit hatte unter den Schlägen und Ereignissen der letzten drei Jahre Ungeheuerliches zu bestehen gehabt. Das Verbot der DNSAP., die Auflösung vieler Turnvereine, die Verhaftungen Tausender und aber Tausender wegen angeblichen Militärverrats, die furchtbar anwachsende leibliche und seelische Not der Volksgruppe hatten doch sehr an der Stärke und Widerstandskraft der dreieinhalb Millionen Sudetendeutscher gezerrt und gerüttelt. Da war der Sieg des 19. Mai wahrlich bitter not.

Der Sieg aber riß alle Herzen auf. 1 249 500 Stimmen waren für die Liste Konrad Henleins abgegeben worden. Die Sudetendeutsche Partei war damit nicht nur die stärkste deutsche Partei geworden. Sie war sogar die stärkste Partei im Staate überhaupt geworden. Die tschechischen Agrarier, bisher immer zahlenmäßig die stärkste und darum tonangebende Partei des Staates, waren mit 1 176 600 Stimmen im Hintertreffen geblieben.

67,4 v. H. aller deutschen Wähler der tschechoslowakischen Republik hatten sich für Konrad Henlein, 16,1 v. H. für die Sozialdemokraten, 8,8 v. H. für die Christlich-Sozialen und 7,7 v. H. für den Bund der Landwirte entschieden.

In dem tschechischen Nationalstaat, der der Welt seit Versailles als Einheitsstaat vorgestellt worden war, in dem es nur Einsprengsel deutscher Bevölkerung geben sollte, war plötzlich eine völkisch-deutsche Partei die weitaus stärkste Partei geworden. Da mußte etwas nicht stimmen. Die Welt begann aufzuhorchen.

Tatsächlich war neben dem gewaltigen inneren Erfolge, den der Wahlsieg darstellte, dem neuen hoffnungsvollen Vorwärtsblicken des Sudetendeutschtums, der allgemeinen Rückenstärkung durch das Bewußtsein, wir sind eine Macht, wenn auch diese Macht vor weiteren und wahrscheinlich noch den schwersten Kämpfen steht, das Aufhorchen der Welt als der eigentliche Gewinn dieser Wahlen anzusehen. Die Tschechen hätten jedenfalls viel darum gegeben, wenn sie die Wahlzahlen hätten verheimlichen können, und schworen sich im geheimen: „Nie wieder Wahlen!“ Lieber Abkehr von der Demokratie!

Aber das Geschehene war nicht mehr ungeschehen zu machen. Die Welt begann tatsächlich Vergleiche zu ziehen und wurde darauf aufmerksam, was es heißen müsse, wenn in einem tschechischen Nationalstaate allein mehr Deutsche wohnten, als andere europäische Staaten überhaupt Einwohner hatten. Das mußte ja einen Staat im Staate ergeben, sagte man sich, und man begann, die Schriften und Veröffentlichungen des K.-H.-Frank-Verlages in aller Herren Länder aufmerksam zu lesen und zu studieren. Konrad Henlein wurde nach England eingeladen, um in London vor politisch interessierten Zirkeln zu sprechen. Die italienische Presse forderte Aufsätze von den Abgeordneten der Sudetendeutschen Partei an, amerikanische und französische Journalisten begannen das Land zu bereisen und sich von der

Not zu überzeugen, die durch die tschechische Regierungsfähigkeit über das Deutschtum gebracht worden war.

In der Heldengedenkhalle des Egerlandes in Eger nahm Konrad Henlein, der sich selber aus dem Parlament fernhielt, am 2. Juni 1935 die Angelobung der 44 Abgeordneten, 23 Senatoren und 26 Landesvertreter vor, acht Tage nach den Parlamentswahlen hatten nämlich auch die Wahlen in die Landesvertretung stattgefunden und der Partei nochmals die Bestätigung ihres großen Sieges gebracht.

Als die Männer zum ersten Male ins Prager Parlament einzogen — sie taten es wohlgeordnet und geschlossen, im Gegensatz zu allen übrigen Parteien, deren Vertreter wild und regellos ihre Plätze einnahmen, zu früh oder zu spät kamen, und durch ihr Benehmen schon rein äußerlich bekundeten, daß sie vor ihrem eigenen Berufe keine allzugroße Achtung hätten —, erzitterte das Haus. An diesem Tage gingen den Abgeordnete in der tschechoslowakischen Nationalversammlung zum ersten Male die Augen auf. Erst jetzt wußten sie, mit wem sie es eigentlich zu tun hatten. „O jeh, to jsou Náci!“ tuschelten sie untereinander, und der Kampf ging weiter.

Die Worte des Fraktionsführers des Parlamentarischen Clubs der SdP., Karl Hermann Frank, gesprochen anlässlich der ersten Sitzung des Hauses am 19. Juni 1935, stießen, wie nicht anders zu erwarten, wiederum auf taube Ohren. Franks Ausführungen ließen noch alle Türen zu einer Verständigung offen. Denn die durch ihn ausgesprochene Idee einer konstruktiven Opposition legte ihren Hauptton ehrlich und offen auf das Wort „konstruktiv“. Das neuerliche Bekenntnis: „Im Vordergrund all unserer Erwägungen und Gedanken steht die bange Sorge um die Erhaltung der Lebensbasis unserer Volksgruppe, die durch die gewaltige Vernichtungswege der Wirtschaftskrise, die vollends ungenügende Gegenwirkung im Inlande und die Ungleichheit staatlicher Fürsorge schmerzlich und empfindlich verengt worden ist“,

konnte wohl von niemandem mehr anders aufgefaßt werden, als es gemeint war. Und die Forderungen Franks, daß der soziale und wirtschaftliche Einigungsprozeß nicht mehr gestört werden dürfe, daß die nationale Expansion des Tschechentums aufhören müsse und die schmalen noch vorhandenen kulturellen Grundlagen des Sudetendeutschtums erhalten bleiben müssen, konnten unmöglich der Grund für das weitere ablehnende Verhalten der Tschechen sein. Denn den tschechischen Abgeordneten war ja weder die wahre Lage des Sudetendeutschtums noch die Entwicklung des nationalsozialistischen Deutschen Reiches ein Geheimnis geblieben. Wenn sich die Tschechen nach der Maiwahl 1935 noch weiterhin ablehnend gegen Deutschland und das Sudetendeutschtum verhielten, so konnte der wahre Grund nur in ihrem schlechten Gewissen, in ihrem kleinlichen Denken und in einer uns Deutschen unbegreiflichen Angst vor der Zukunft verborgen liegen.

Im Sommer 1935 wurde die dreitausendste Ortsgruppe der Partei gegründet. Im September 1935 nahmen 70 000 Menschen an einer Versammlung in Haida teil, auf der Konrad Henlein nach seiner Englandreise verkündete: „Wenn der Staat nicht willens oder in der Lage ist, die Not zu lindern, so muß er durch ein großes internationales Hilfswerk die Möglichkeit geben, unsere Brüder und Schwestern vor dem Verhungern zu bewahren.“

Am 1. Oktober 1935 konnte an die Gründung eines Tageblattes geschritten werden. Es erschien „Die Zeit“. Darüber hinaus war die Wirtschaftskraft des Parteiwesens so erstarkt, daß einzelne Wahlkreise an die Herausgabe eigener Kreiswochenblätter denken konnten.

Wenige Wochen später versammelten sich 100 000 Menschen in Teplitz, die den Einiger des Sudetendeutschtums feierten, ihn umjubelten und ihm unbedingte Gefolgschaft versprachen. Die Massen waren in ihrer Begeisterung kaum mehr zu halten. Was sich in den Jahren vor der Machtergreifung im Altreich zugetra-

gen, das begab sich nun im Sudetenland. Und die in Teplitz gesprochenen Worte, so bitter sie den Tschechen in die Ohren klingen mochten, waren nichts als volle Wahrheit: „Wir sind nicht irgendeine Partei, wir sind das Volk und die Träger seiner Rechte, die unveräußerlich sind!“ Gerade dieses stolze Bekenntnis berechtigte die Partei zu der Bekanntgabe ihrer weiteren Bereitschaft an der Mitarbeit im Staate, wenn man dem Deutschtum die naturgegebenen und selbstverständlichen Grundrechte des Volkslebens einräume. Nie aber waren die Tschechen scheinbar weiter von einer Verständigung und Befriedung entfernt als gerade jetzt, da sie ihretwegen am notwendigsten gewesen wäre. Denn jetzt trat zur anerzogenen tschechischen Abneigung gegen das Deutsche neuerdings wieder die Angst und die Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit und Bedeutungslosigkeit. Sie fühlten sich außerstande, ernstlich den Zuständen und der Not ihres Staates begegnen zu können. So griffen Sie gehenlassen, Teilnahmslosigkeit und Selbsttäuschung unter ihnen um sich. Während im Parlament wilde Hetzreden gehalten wurden, die deutschen in Form von Parlamentsreden vorgetragenen Forderungen aber auf verständnisloses Zuhorchen oder auf gänzliche Nichtbeachtung stießen, gingen die deutschen Versammlungen in der Landschaft draußen weiter. In jeder dieser Versammlungen erklang der Schrei nach der endlichen Gleichberechtigung lauter.

Am 23. Februar 1936 verkündete Konrad Henlein in Prag vor den Vertretern aller kulturellen Verbände und Körperschaften, vor führenden sudetendeutschen Künstlern und Wissenschaftlern und vor vielen ausländischen Gästen, darunter Vertretern der Gesandtschaften, in einer Rede das Kulturprogramm der Bewegung. Er brachte in seiner Rede die Ablehnung einer sudetendeutschen Sonderkultur unmißverständlich zum Ausdruck und erklärte darin, daß alle Versuche, das Sudetendeutschtum von der großen deutschen Kulturgemeinschaft trennen zu wollen, scheitern müßten. Die Kulturgemeinschaft der Deutschen sei

etwas Natürliches, Gottgegebenes. Wenige Wochen später, am Parteitag in Eger, konnte er diesem kulturellen Bekenntnis eine stärkere politische Note geben, indem er verkündete: „Ich will lieber mit Deutschland gehaßt werden, als aus dem Haß gegen Deutschland Nutzen ziehen“, und an anderer Stelle: „Es ist unerlässlich, daß man in Prag endlich einmal ein neues, anständiges Verhältnis zum gesamten deutschen Volke und besonders zum Deutschen Reich schafft.“ Auch der Stellvertreter Konrad Henleins, Karl Hermann Frank, hielt auf der Egerer Tagung eine bedeutungsvolle Rede zur außenpolitischen Lage der Tschechei, die in der Weltpresse beachtet wurde.

Wie sich indessen die Tschechen dieses Verhältnis vorstellten, ging aus dem Staatsverteidigungsgesetz hervor, das sie ausarbeiten ließen und zur Annahme auch durchsetzten. Es war eine kleinliche Antwort auf die großartige Machtentfaltung, die Adolf Hitler in Deutschland schaffen konnte; denn das Gesetz sah unter anderem in einer 25 Kilometer breiten Grenzzone, also überall in sudetendeutschem Gebiet, die Möglichkeit vor, alle wichtigeren Betriebe als Verteidigungsbetriebe bezeichnen zu können, deren Arbeiter auf ihre politische Verlässlichkeit hin geprüft werden konnten. Damit war der Staat jederzeit in die Lage versetzt, jeden Betrieb im Sudetenland von heute auf morgen schließen zu können, indem er ihm einfach alle Fachkräfte als politisch unverlässliche Menschen verhaften oder entziehen konnte. Daneben enthielt das Gesetz eine Fülle von persönlichen Einschränkungen, die ausgesprochen der Beschneidung sudetendeutscher Rechte dienten.

In welcher haltlosen Lage die Tschechen aber trotz dieser Gesetzgebung schon wieder ein Jahr später gekommen waren, zeigt am besten ein Blick auf die tschechische Staatspolizei. Sie arbeitete nur noch mit Mitteln der Gewalt. Die Gefängniszellen in Pankrac und Bory, in Theresienstadt, Brünn und Mähr.-Ostrau waren mit politischen Häftlingen deutscher Nationalität zum

Bersten gefüllt. Was sich hinter den Toren der genannten Anstalten abspielte, spottet jeder Beschreibung. Den unmenschlichsten Qualen waren die zu Untersuchungszwecken abgeschleppten deutschen Jünglinge und Mädchen, Männer und Frauen ausgesetzt. Wer da weiß, daß unseren Kameraden die Fußsohlen mit Eisenstäben bearbeitet wurden, bis sie nicht mehr stehen und gehen konnten, weil ihnen die Füße wie Klumpen an den Knöcheln hingen, daß der Rücken mit dünnen Ruten geschlagen wurde, bis die Striemen aufplatzten, daß die Hoden mit Zigarettenglut verbrannt, die Fingernägel ausgerissen wurden und der Tod des Erhängens langsam angedeutet wurde, indem man eine dem Häftling um den Hals gelegte Schlinge immer fester anzog, bis die Zehenspitzen des Gequälten den Fußboden zu verlassen drohten, während man ihm sagte, daß ja niemand mehr je erfahren werde, wie der Betreffende eigentlich ums Leben gekommen sei, der weiß auch, daß die Tschechen zu den Taten befähigt gewesen wären, die ein Jahr später die Polen an unseren volksdeutschen Kameraden im Warthegau verübt haben. Darüber soll und muß sich das deutsche Volk im klaren sein und bleiben.

Dabei fühlten gewisse tschechische „Staatsmänner“ doch, daß die Lage immer unhaltbarer wurde. Deswegen benützten sie den sogenannten sudetendeutschen Aktivismus noch einmal, um am 18. Februar 1937 eine Reihe Versprechungen zu machen, die nach außenhin die angeblich konsolidierten Verhältnisse der Tschechei vorspiegeln sollten. Das selbstverständliche Nichteinhalten auch dieser Versprechungen brach den Aktivisten den Hals. Der 18. Februar 1937 wurde im Vorwärtsstürmen der sudetendeutschen Politik zu einem geflügelten Spottwort gegen die Tschechen.

Als Antwort auf die Versprechungen brachte Konrad Henlein einen Entwurf für ein Volksschutzgesetz ein. Aber auch dieser Entwurf sowie alle anderen Forderungen und Vorschläge stießen auf kühle Ablehnung oder gar Verachtung. Der Ruf nach völkischer Selbstverwaltung in der Haupttagung der SdP. am

28. Februar 1937, die Forderung einer staatlichen Systemänderung vom 12. Mai 1937, von Prag aus aufgestellt, der Schrei nach dem Volksentscheid vom 6. Juli 1937, all das wurde offensichtlich bewußt und entschieden überhört. Die Entgegnungen der tschechischen Presse auf all diese Äußerungen gipfelten in der Drohung: Wenn ihr Deutschen nicht klein beigibt, kommt es einfach zum Krieg gegen Deutschland. Unsere Bundesgenossen in Ost und West stehen fest hinter uns. Im September 1937 kam es in Teplitz-Schönau sogar zu offenen Auseinandersetzungen zwischen SdP.-Abgeordneten und tschechischen Polizisten. Die tschechische Zensur sorgte dafür, daß über diese ungleichen Raufereien zwischen Volksvertretern und Staatsgewalt nichts in die Öffentlichkeit kam.

Während all dieser Ereignisse stieg die Wirtschaftsnot im Sudetenland immer höher an. Damit begann sich eine neue Gefahr für die Bewegung Konrad Henleins zu entfalten. Die Verdienstlage im Altreich, im nahen Bayern, Sachsen und Schlesien hatte sich derart gebessert, daß der sudetendeutsche Arbeiter einfach nicht mehr verstehen konnte, warum es gerade ihm so schlecht gehen sollte. Tausende von ihnen gingen deshalb über die Grenze hinaus, um dort zu arbeiten, wo es Arbeit in Hülle und Fülle gab. Sie kehrten allabendlich oder allsamstäglich nach Hause in ihre ärmliche Umgebung zurück und brachten nicht selten die Nachricht mit, morgen, nächste Woche, in zwei Monaten längstens holt uns der Führer heim. Er schaut der Ungerechtigkeit nicht länger mehr zu, der wir ausgesetzt sind. Wir sind dieselben Deutschen wie die drüben. Leider gab es auch Unverantwortliche, die tolle Gerüchte austreuten und damit die Erhaltung der Disziplin unter den Sudetendeutschen ernstlich erschwerten. Gerade in diesen Tagen aber hing der endgültige Sieg allein von der Erhaltung der Disziplin in den Reihen Konrad Henleins ab. Die tschechische Polizei kannte diese Sachlage und lauerte mit Argusaugen auf die Verletzung irgendeines Paragraphen, um durchgreifen zu können, ehe der Führer so weit war.

Denn als das Jahr 1937 zu Ende ging, war es Deutschen und Tschechen gleichermaßen zur Gewißheit geworden, daß nur noch der Führer oder die Westmächte eine Aenderung der Lage herbeiführen konnten. So wäre ein deutscher Uebergriß für das Benesch-System nur hochwillkommen gewesen.

Kaum mehr im Zaume zu halten war die Jugend. Die einen sagten, der Führer holt uns heuer noch heim, die anderen glaubten doch die Kraft zu haben, in Disziplin warten zu können, bis die Stunde schlug, da Deutschland stark genug geworden war, entscheidend einzugreifen. So wurde der erschte Tag der Freiheit zu einer Ursache des Streitens, wobei die Lehren Rosenbergs, häufig noch ungenügend erfaßt, in die Streitfragen eingemengt oder das Gedankengut anderer großer oder weniger großer Deutscher herangezogen und verwandt wurde. Daß solche Auseinandersetzungen nicht immer Segen brachten, liegt auf der Hand.

Es war auf vielen Seiten eben eine letzte Nervosität, ein Nicht-mehr-erwarten-Können der Freiheit eingetreten, deren Licht sich am Horizont der Jugend schon besonders deutlich abzeichnete.

In die erregten Unterhaltungen der Jugend hinein erklang plötzlich die Nachricht von den Verhandlungen des Führers mit Schuschnigg und bald darauf die Kunde von der Befreiung der Ostmark wie eine Erlösung. Oesterreich war frei. Nun konnten Knechtschaft und Not wirklich nicht mehr lange dauern. Nun begriff es auch der letzte, daß die Tschechen rasch nachgeben mußten, wenn sie nicht zu allem zu spät kommen wollten. Die politische, strategische und völkische Lage der Tschechen war unter den alten Voraussetzungen einfach über Nacht unhaltbar geworden. Nun mußte etwas geschehen. Das Sudetenland fieberte und zitterte, wenn es am Rundfunkgerät horchte. Der deutsche Gruß, vorläufig nur das stumme Armheben, war plötzlich wieder erlaubt, ohne daß nach einer Aufhebung des Verbotes mehr gefragt wurde, die Jagd auf die Weißbestrumpten ließ nach und hörte schließlich ganz auf. Das Sudetenvolk lugte überhaupt nur noch über die Grenzen, als ob Gesetze und Vorschriften nur noch

von drüben kommen könnten, und die Tschechenpolizei wurde ziemlich kleinlaut.

Unter solchen Zeichen und Sternen ging man der Haupttagung der Partei am 23. und 24. April 1938 entgegen. Als Tagungsort war Karlsbad erwählt worden. Die Karlsbader waren stolz darüber. Glaubten sie doch mit Recht, in der Wahl ihrer Heimatstadt eine Anerkennung dafür erblicken zu dürfen, daß Karlsbad als eine der ersten erneuerten Turngemeinden seinerzeit zu Konrad Henlein stieß, daß es drei der ersten Mitarbeiter Konrad Henleins, Karl Hermann Frank, Dr. Fritz Köllner und Rudolf Sandner, in die Parteiführung entsandt und daß es die erste Ortsgruppe der SHF. gestellt hatte. Im ganzen Lande erwartete man, daß Konrad Henlein in Karlsbad etwas Besonderes verkünden werde, ohne freilich irgendwelche Vermutungen dafür aussprechen zu können. Bei den ganz kühnen Optimisten hielt sich sogar das Gerücht, Konrad habe mit dem Führer gesprochen.

Alle diese kleineren Gedanken und Redereien aber verblaßten vor dem stolzen Bewußtsein, daß sich Konrad Henlein mit Recht als einziger vollberechtigter Sprecher des Sudetendeutschums bezeichnen konnte. Denn Bund der Landwirte und Christlich-soziale Volkspartei hatten ihre Parteien inzwischen der Selbstauflösung zugeführt und die sozialdemokratische Arbeiterpartei bemühte sich vergeblich, auch nur kleinste Versammlungen noch zustandezubringen. Ihre Vertreter standen vor leeren Räumen, wenn sie zu Veranstaltungen aufriefen, die Auflagen ihrer Zeitungen waren so zusammengeschrumpft, daß mehrere Provinzblätter vereinigt werden mußten, und auch diese in stark vermindertem Umfange erscheinenden Zeitungen konnten die Rotationspressen der oft großen Druckereiunternehmen nicht mehr lohnend beschäftigen.

So gab es wirklich nur noch ein einiges Sudetendeutschtum, als die Karlsbader Tagung begann. Die Bevölkerung schwebte in gehobener Feststimmung. Jeder einzelne Mitarbeiter wurde mit Jubel empfangen. Als Konrad Henlein in Karlsbad ankam,

waren die zu Tausenden versammelten Menschen vor dem Gasthof „Post“ nicht mehr zu halten. Die Arme flogen zum Himmel, die Ordnerreihen wurden durchbrochen, Blumen wurden dem Volksgruppenführer in den Wagen geworfen und Rufen und Singen wollte kein Ende nehmen. Sprechchöre veranstaltete die Menge, und sie verlief sich nicht eher, bis Konrad Henlein sich noch einige Male dem Volke gezeigt.

Am Samstag, dem 23. April, sprachen die Mitarbeiter Konrad Henleins im Kurhaussaale zu Karlsbad. Dr. Anton Kreißl und Ernst Kundt zeigten auf, wie die gesamte Gesetzgebung und der ganze Verwaltungsapparat des tschechoslowakischen Staates seit dessen Gründung nur ein Ziel gekannt, die Ausbreitung des Tschechentums und die Durchdringung deutschen Volksbodens, um so im Nachhinein das Bild Böhmens schaffen zu können, das nach dem Memoire III laut Benesch's Darstellung schon 1918 bestanden haben soll. Dr. Wilhelm Sebekowskys Ausführungen erbrachten die geistesgeschichtliche Begründung für die tschechischen Expansionsbestrebungen und wiesen gleichzeitig den Irrtum nach, den sich die Tschechen durch ihr Tun zuschulden kommen ließen. Der Vortrag Dr. Fritz Köllners gab einen Einblick in das Organisationswerk der Partei und ließ daraus die gewaltige Widerstandskraft erkennen, die dem Tschechentum in Gestalt der Partei entgegengestellt werden konnte. Er konnte u. a. mitteilen, daß die Partei über 800 000 eingetragene Mitglieder zähle. Schließlich hielt Karl Hermann Frank eine grundlegende politische Rede, durch die er die Stellungnahme Konrad Henleins am folgenden Tage vorbereitete.

Die Reden wurden von dem versammelten Amtswalterkorps mit größter Begeisterung aufgenommen. Veröffentlicht konnten sie vorläufig nicht werden. Zeitungen, die es wagten, Auszüge zu bringen, wurden beschlagnahmt.

Am Sonntag, dem 24. April, hielt Konrad Henlein seine große Rede. Die Amtswalter erwarteten sie mit ungeheurer Spannung. Tausende von Menschen umlagerten, von dem Augenblicke ange-

fangen, da Konrad Henlein das Kurhaus betreten hatte, die Versammlungsstätte. Als Karl Hermann Frank Konrad Henlein die Bereitschaft der Anwesenden meldete, lag der Geist heiliger Entschlossenheit über allen. Noch einmal zeichnete Konrad Henlein die geschichtliche Entwicklung des Sudetendeutschtums in den letzten zwanzig Jahren, seine völkische, soziale, wirtschaftliche und seelische Bedrückung, und stellte schließlich die Forderungen der Volksgruppen auf, deren Erfüllung notwendig sei, wenn eine wirkliche Gleichberechtigung der Nationen und damit die einzig mögliche Befriedung im Staate erreicht werden sollte. Er konnte diese Forderungen um so nachdrücklicher formulieren, als er auf die ständige Verwerfung aller sudetendeutschen Vorschläge zur Befriedung der Verhältnisse hinweisen, sich andererseits aber auch auf die Rede des Führers vom 20. Februar stützen konnte, in der der Führer von zehn Millionen Deutschen an den Grenzen des Altreichs gesprochen hatte, deren Leben unter den unwürdigsten Verhältnissen verlief. Oft und oft wurden die Darlegungen Konrad Henleins durch rauschenden Beifall unterbrochen, der sich immer bis auf die Gasse hinaus fortsetzte. Denn draußen lauerte die Menge und trug jeden kleinsten Laut weiter, der sich durch die Fenster oder die Türen des Versammlungssaales hinausstahl. Mit unvorstellbarer Begeisterung aber wurden die Worte und Forderungen aufgenommen, die hier festgehalten werden müssen, weil sie unterdessen gesamtdeutsche Bedeutung erworben haben: „Unterdrückt werden wir Deutschen uns so lange fühlen, so lange wir nicht das Gleiche tun dürfen wie die Tschechen!“ sagte Konrad Henlein. „Alles, was den Tschechen erlaubt ist, muß auch uns erlaubt sein. Mit einem Worte: Wir wollen nur als Freie unter Freien leben.“

Wenn es zu einer friedlichen Entwicklung im tschechoslowakischen Staate kommen soll, dann ist neben der dreifachen Revision — der Revision des Geschichtsmythos, der Revision der Auffassung vom Bollwerk gegen das Deutschtum und der Revision

der außenpolitischen Stellung — folgende Staats- und Rechtsordnung zu schaffen:

1. Herstellung der vollen Gleichberechtigung und Gleichrangigkeit der deutschen Volksgruppe mit dem tschechischen Volke im Staate.
2. Anerkennung der sudetendeutschen Volksgruppe als Rechtspersönlichkeit zur Wahrung dieser gleichberechtigten Stellung im Staate.
3. Feststellung und Anerkennung des deutschen Siedlungsgebietes.
4. Aufbau einer deutschen Selbstverwaltung im deutschen Siedlungsgebiet in allen Bereichen des öffentlichen Lebens, soweit es sich um Interessen und Angelegenheiten der deutschen Volksgruppe handelt.
5. Schaffung gesetzlicher Schutzbestimmungen für jene Staatsangehörigen, die außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebiets ihres Volkstums leben.
6. Beseitigung des dem Sudetendeutschtum seit 1918 zugefügten Unrechts und Wiedergutmachung der ihm durch dieses Unrecht entstandenen Schäden.
7. Anerkennung und Durchführung des Grundsatzes: Im deutschen Gebiet deutsche öffentliche Angestellte.
8. Volle Freiheit des Bekenntnisses zum deutschen Volkstum und zur deutschen Weltanschauung.“

Die Zustimmung, die die Versammelten nach der Verkündung dieser Forderungen erteilte, wollte kein Ende nehmen. Wie ein Mann aber erhob sich alles von den Plätzen und streckte den Arm zum Schwure aus, als Konrad Henlein das Bekenntnis der sudetendeutschen Volksgruppe zum Nationalsozialismus aussprach. Der Augenblick wird jedem, der dabei sein durfte, als ein unvergeßlicher in seinem Leben haften bleiben, als Konrad Henlein zu sprechen anhub.

„So wie das Deutschtum der ganzen Welt bekennen auch wir uns zu den nationalsozialistischen Grundauffassungen des Lebens, die unser ganzes Fühlen und Denken erfüllen und nach denen wir das Leben unserer Volksgruppe im Rahmen der Gesetze gestalten wollen.

Es ist für uns unerträglich — und das muß ich mit aller Offenheit und Entschiedenheit aussprechen —, daß etwa weiterhin unter dem Deckmantel ausgeklügelter juristischer Konstruktionen Verfolgungen stattfinden, die in Wahrheit nicht gegen strafbare Tatbestände, sondern nur gegen jene Gesinnung gerichtet sind, die heute als die schlechthin deutsche bezeichnet werden muß.

Wenn aber das Sudetendeutschtum noch nicht in vollem Ausmaß für die nationalsozialistische Weltanschauung innerlich aufnahmebereit gewesen wäre, dann würden jetzt nach dem Siege dieser Idee und den unglaublichen Erfolgen des Nationalsozialismus die Herzen aller Sudetendeutschen mit elementarerer Wucht erfaßt werden.

Und welche Anmaßung wäre es, Ideen durch Polizeimaßnahmen bekämpfen zu wollen! Denn es ist ein ewiges Gesetz der Geschichte, daß die Idee stärker ist als alle Gewalt. Das hat der ganzen Welt das österreichische Beispiel gezeigt und hoffentlich auch gelehrt.

Die nationalsozialistische Weltanschauung weiterhin unter Strafsanktionen stellen zu wollen, wäre daher ebenso sinnlos und fruchtlos, wie den Sudetendeutschen zu verbieten, sich als Deutsche zu fühlen.

Jedes Volk ist einmalig und unteilbar. Es trägt in sich seine eigenen und inneren Gesetze, und seine Weltanschauung ist nichts anderes als der Ausdruck seines inneren Wesens. Wir wollen weder nach innen noch nach außen den Krieg, aber wir können nicht länger einen Zustand dulden, der für uns Krieg im Frieden bedeutet.“

Noch am gleichen Tage verbreitete sich die Nachricht vom öffentlichen Bekenntnis des Sudetendeutschtums zur nationalsozialistischen Weltanschauung im ganzen Lande und wurde mit stürmischer Begeisterung gefeiert. Es war den dreieinhalb Millionen sudetendeutscher Menschen an diesem Abend, als auch der deutsche Rundfunk die Nachricht verkündete — die Sudetendeutschen hörten natürlich nur Leipzig und Breslau —, als ob die Heimkehr schon begonnen hätte. Ein Freudentaumel erfüllte alle Herzen. Nun war es endlich, endlich ausgesprochen, was jeder wie eine Last seit Jahren mit sich herumgetragen hatte, wovon niemand reden durfte und wes eines jeden Mund doch so voll war. Ja, nun war es offen herausgesagt: Wir sind Nationalsozialisten, wir waren Nationalsozialisten, dem Herzen und dem Denken nach oft schon viel länger als mancher drüben im Altreich, und daß wir Nationalsozialisten bleiben würden, das zu beweisen würde nun hoffentlich auch bald von uns verlangt werden.

Der Beweis sollte indessen manchem sudetendeutschen Volksgenossen nicht leicht gemacht werden. Wohl brandete am 1. Mai, dem Tage der deutschen Arbeit, ein Jubel ohnegleichen durchs ganze Land. Wohl marschierte an diesem Tage alles, was nur immer konnte, mit in den endlosen Zügen der feiernden Sudetendeutschen und lauschte den Worten der Redner, die in Konrad Henleins Auftrag als Antwort auf die entrüsteten tschechischen Pressestimmen, die das deutsche Bekenntnis vom 24. April als Staatsverrat bezeichneten, verkündeten, daß das Volk von dem einmal ausgesprochenen Bekenntnis nicht mehr ablassen werde. Wohl tosten die Losungssätze und Sprechchöre aus den Umzügen und konnten dem etwa anwesenden Fremden ein Bild unserer Heimat vermitteln, daß er sich über die wahre Gesinnung der Bevölkerung unmöglich mehr im unklaren sein konnte. „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“, „Lieber Führer, mach' uns frei von der Tschechoslowakei!“ und „Juden raus, Tschechen raus!“



Konrad Henlein als sudetendeutscher Turnführer

waren noch durchaus gemäßigte Streitrufe. Aber schon drei Wochen später sollte dem Sudetendeutschtum auf blutige Weise noch einmal klargemacht werden, daß die Zeit in Wahrheit noch nicht so weit vorgeschritten war, wie es den Anschein hatte.

Die drei Wochen nach dem 1. Mai 1938 waren angefüllt mit brutalen Anschlägen und Herausforderungen der deutschen Bevölkerung durch Behörden, Polizei und Minderheitstschechen. Der Höhepunkt der Herausforderungen wurde am 21. Mai erreicht. An diesem Tage wurden in Eger die Bauern Georg Hofmann und Niklas Böhm von tschechischen Gendarmen erschossen. Am gleichen Tage war die Teilmobilisierung des tschechischen Heeres erfolgt. Das war eine Maßnahme, um einerseits das innerlich so sehr erregte Sudetendeutschtum einzuschüchtern, das am 22. Mai in einigen Städten zur Urne für Gemeindewahlen schreiten sollte — sie brachten über 90 v. H. aller Stimmen für die SdP. —, andererseits, um der Welt eine Macht vorzutäuschen, die in Wirklichkeit nie vorhanden war. Wohl wäre in einem Kriege mit Deutschland die tschechoslowakische Bunkerlinie, die weit außerhalb des tschechischen Siedelbodens fast überall mitten durch deutsches Gebiet mit deutschem Steuergeld und unter französischer generalstäblicher Patenschaft angelegt worden war, eine Widerstandslinie gewesen, deren Niederkämpfung Opfer gekostet hätte, in Wirklichkeit aber wäre jede gewaltsame Auseinandersetzung zwischen Deutschland und der CSR. eine — und freilich die letzte — Wahnsinnstat Beneschs gewesen.

Als Grund für die Mobilisierung wurde angegeben, daß man leider Gerüchten glauben müsse, die besagen, daß deutsche Heere im Aufmarschgebiet gegen die CSR. zusammengezogen würden. Mit dem Mobilisierungstage begann für die Sudetendeutschen die letzte Leidenszeit. Alles aber, was ihnen nun noch widerfahren sollte, geschah schon unter dem immer stärker aufblitzenden Lichtschimmer der nahenden Freiheit. Und so wurden die Leiden verhältnismäßig leicht ertragen.

— Das Ausland, und insonders die jüdische Presse, spann aus der erfundenen deutschen Truppenzusammenziehung an der tschechoslowakischen Grenze und der dawider erfolgten Teilmobilisierung eine Niederlage für Großdeutschland zusammen, das aus Angst vor der CSR. und der Bereitschaft ihrer Bundesgenossen Frankreich und England den Rückzug angetreten haben sollte, als der nie beabsichtigte deutsche Angriff ausblieb. Den tschechischen Truppen aber wurde nach ihrer Demobilisierung und Heimkehr ins Innere Böhmens ein triumphaler Empfang bereitet, als ob sie Sieger in einem Feldzuge gewesen wären. Das waren nun einmal die Methoden der Demokratie, zu siegen.

Die Beerdigung der in Eger erschossenen Bauern Böhm und Hofmann steigerte sich zu einer offenen Kundgebung gegen die tschechischen Gewaltmaßnahmen, in die zum erstenmal der Führer öffentlich sichtbar eingriff. Er entsandte zwei Beauftragte, den Militärattaché der deutschen Gesandtschaft in Prag, Oberst von Toussaint, und Luftattaché Major von Möricke, die Kränze mit Widmungen des Führers an den Särgen der Ermordeten niederlegten. Das Volk empfand den Gruß des Führers deutlich als seinen Dank für das Bekenntnis zum Nationalsozialismus. Nun kann uns ja nichts mehr geschehen, fühlte es, nun hält schon der Führer seine Hand über uns. Zum Abschied an die toten Bauern sprachen Senator Pfrogner, Karl Hermann Frank und Konrad Henlein. Auf den tschechischen Mobilisierungsschwindel aber erteilte der Führer eine ganz andere Antwort. Er gab den Befehl zur Errichtung des Westwalls, um nach dessen Fertigstellung dem tschechischen Spuk ein Ende zu bereiten.

Die Tschechen freilich taten so, als ginge sie das alles nichts an. Nicht einmal Vorsprachen ihrer feinen Bundesgenossen, die langsam etwas vorsichtiger wurden, beachteten sie. Die englischen und französischen Gesandten in Prag mußten nämlich, als umfangreiche Baubewegungen im Westen Deutschlands bekannt wurden, in Prag den Rat erteilen, den Forderungen der Natio-

nalitäten so weit als möglich entgegenzukommen. Man wußte eben in Paris und in London, daß man sich der länglichen Gestalt der Tschechoslowakei halber keinen Krieg gegen Deutschland leisten konnte. Die Benesch-Regierung aber blieb stumm gegenüber all den Warnungen und Ratschlägen. Die freimaure-
rischen Verbindungen nach Paris waren für Herrn Benesch maßgeblicher als sogenannte offizielle Gesandtenbesuche. Nicht einmal eine letzte schwächliche Geste der Engländer wollte die tschechische Regierung als das erkennen, was sie schließlich in Wirklichkeit war, nämlich als Warnung. Der alte Lord Runciman kam nach Prag, um noch einmal nach all den vielen Besuchen englischer Journalisten die wahre Lage des Sudetendeutschtums zu überprüfen. Er konnte schließlich nichts anderes feststellen, als was auch er mit eigenen Augen sehen mußte. Die Sudetendeutschen lebten tatsächlich, auch nach zwanzigjähriger Unterdrückung noch, in geschlossenen Siedlungsgebieten und hatten nur den einen Wunsch, dem Großdeutschen Reich angeschlossen zu werden. Während seiner Anwesenheit in der tschechoslowakischen Republik meldeten alle Nationalitäten des Staates ihre Ansprüche auf Selbstverwaltung an, fand auf sudetendeutscher Seite das große Fest des Bundes der Deutschen in Komotau statt, wird aus Ordnern und Turnern der Freiwillige Schutzdienst, eine Uebergangs- und Vorbereitungsorganisation zu SA. und SS, gebildet, der über Nacht sozusagen in allen Teilen des Landes marschbereit dasteht, erreicht der Arbeitsdienst eine Stufe der Ausbildung, daß man ihn wohl als Vorstufe des Reichsarbeitsdienstes bezeichnen kann, und ziehen endlich die Turner nach Breslau, um von dort begeistert, benediet, umjubelt und um ein herrliches Erlebnis bereichert zurückzukehren.

Die Zwischenfälle in der Heimat aber nahmen immer ernstere Formen an. In Glaserwald im Böhmerwald wurde ein Arbeiter namens Paierle von Marxisten und tschechischen Finanzern überfallen, mißhandelt, niedergestochen und sodann in seinem Blute

liegen gelassen, bis er starb. In Brüx kam es zu vorsätzlichen Ueberfällen der vereinten Tschechen und Roten auf eine SdP.-Kundgebung. Die Grenzzwischenfälle mehrten sich von Tag zu Tag, so daß die Parteileitung in der Zeit vom 1. bis 16. August über 200 Ueberfälle mit einem Todesopfer, 17 schweren und 180 leichteren Verletzungen verzeichnen muß. Die Meldung durfte natürlich nicht veröffentlicht werden, wie ja überhaupt die Nachrichten von den gemeinen Ueberfällen der Tschechen auf Deutsche in den Zeitungen nicht mitgeteilt werden durften. Wagte es eine Zeitung doch, auch nur mit einem Satze anzuzeigen, daß es dort oder hier zu einem Zwischenfall gekommen war, verfiel sie sofort der Beschlagnahme. Und zehn Beschlagnahmen hatten die Einstellung der Zeitung zur Folge.

Während der andauernden Plänkeleien zwischen zwei Völkern, die einander nicht ausstehen konnten, wie sich Mussolini in einem offenen Briefe an Lord Runciman ausdrückte, dessen Inhalt allerdings sowohl der sudetendeutschen als auch der tschechischen Oeffentlichkeit vorenthalten wurde, sollten nun Verhandlungen der SdP. mit der Regierung gedeihen, zu denen sich Herr Hodtscha, der damalige Ministerpräsident der csl. Republik, bereitgefunden hatte. Das war natürlich nicht gut möglich. Lord Runciman griff schließlich persönlich in die Verhandlungen ein, wahrscheinlich über einen heimlichen Wink aus London, daß Großbritannien im Augenblicke unter keinen Umständen einen Krieg brauchen könne. Er bat Konrad Henlein um eine Begegnung, bei der dem Engländer an Hand der Sachlage klargemacht wurde, daß das Sudetendeutschtum unter den gegebenen Verhältnissen die volle und restlose Gleichberechtigung mit dem tschechischen Volke fordern müsse, sollte eine wahre Befriedung geschaffen werden.

So kam es seitens der tschechischen Regierung zu einem sogenannten ersten, einem zweiten und schließlich zu einem dritten Plan oder Vorschlag, die sich jedoch alle als lächerliche Teilstücklein von Meinungen unfähiger Beamter erwiesen. Da es sich

herausstellte, daß selbst die letzten und höchsten Verantwortlichen auf tschechischer Seite immer noch nicht ernstlich daran dachten, auf einen wirklichen Ausgleich hinzuarbeiten, da schließlich Herr Hodscha des öfteren von den Absichten Beneschs nicht unterrichtet war und umgekehrt, wandte sich Konrad Henlein am 2. September geradeaus an den Führer um seinen Rat. Er besuchte den Führer am Obersalzberg und fand dort den völligen Gleichklang mit seinen Gedanken. Konrad Henlein konnte sich diese Reise zum Führer erlauben, weil sie von Lord Runciman über Londons Rat gefordert worden war. Die englische Regierung wollte auf diese Weise über Konrad Henlein die Stellungnahme des Führers kennenlernen. Obwohl die Reise Konrad Henleins zum Führer in der deutschfeindlichen Welt schwerste Verdächtigungen hervorrief, kündigte Prag doch einen sogenannten vierten Plan zur Zufriedenstellung des Sudetendeutschums an. Prag versuchte eben immer noch mit alten Mitteln zu arbeiten. Es sorgte dafür, daß seine Freunde in der verjudeten Auslandspresse Konrad Henlein auf das häßlichste verdächtigten, während man in Prag selber scheinbar den Frommen spielte und „Plan auf Plan“ schmiedete. Das Sudetendeutschtum ließ sich aber von dieser Pläneschmiederei nicht mehr umgarnen, weil Hand in Hand mit den Plänen Beneschs und Hodschas die Drangsalierung der Bevölkerung immer weiter fortschritt.

In Mährisch-Ostrau wurde ein sudetendeutscher Reservist, namens Alfred Knoll, von entmenschten „Kameraden“ in der gleichen Uniform zu Tode geprügelt. Seine Leiche war so entstellt, daß man sie nicht einmal mehr dem Vater zeigen konnte. Die Bevölkerung war empört und verlangte geschlossen die Herausgabe des gepeinigten Körpers. Die Gendarmerie zerstreute mit Gewalt die Demonstranten. Achtzig neue Festnahmen erfolgten. Die neuerlich Verhafteten wurden wiederum mißhandelt. Die sudetendeutschen Abgeordneten Dr. Fritz Köllner und Franz May reisen nach Mährisch-Ostrau, um die Zwischenfälle nachzuprüfen. Sie werden samt der Menge, die sie begleitet, mit

Reitpeitschen traktiert. Daraufhin sieht sich die SdP. gezwungen, die Verhandlungen über den vierten Plan, die inzwischen in Gang gekommen waren, abzubrechen. Während die deutsche Bevölkerung allerorts Kundgebungen für das Selbstbestimmungsrecht abhält, findet in Nürnberg der Parteitag statt, an dem Konrad Henlein, sein treuer Kanzler Karl Hermann Frank, wie ihn Konrad Henlein nennt, und viele Tausende von Sudetendeutschen teilnehmen.

Mit ungeheurer Spannung wird die Rede des Führers erwartet, weil die ganze Welt, nicht nur die Sudetendeutschen, annimmt, daß der Führer das erlösende Wort in der tschechoslowakischen Deutschenfrage sprechen wird.

Und so ist es auch. Am Abend des 12. September, es ist ein Montag, und die Vorführungen der deutschen Wehrmacht sind übertags in achtungsgebietender Weise verlaufen, gibt es keinen Sudetendeutschen, der nicht mit Stolz und doch auch zugleich leisem Bangen am Rundfunkgerät saße und horchte. Der Führer spricht die denkwürdigen Worte:

„Ich spreche von der Tschecho-Slowakei!

Dieser Staat ist eine Demokratie, d. h. er wurde nach demokratischen Grundsätzen gegründet, indem man die überwiegende Mehrheit der Bewohner dieses Staates einst, ohne sie zu fragen, kurzerhand zwang, die in Versailles fabrizierte Konstruktion hinzunehmen, und sich in sie zu fügen.

Als echte Demokratie begann man daraufhin in diesem Staat die Mehrheit der Bewohner zu unterdrücken, zu mißhandeln und um ihre Lebensrechte zu bringen . . .

Nun ist das, was uns Deutsche zur Anteilnahme an diesem Problem verpflichtet, etwas sehr Natürliches. Unter der Mehrheit der Nationalitäten, die in diesem Staat unterdrückt werden, befinden sich auch 3,5 Millionen Deutsche, also ungefähr so viel Menschen unserer Rasse, als z. B. Dänemark Einwohner hat.

Diese Deutschen sind nun ebenfalls Geschöpfe Gottes. Der Allmächtige hat sie nicht geschaffen, damit sie durch eine Versailler

Staatskonstruktion einer fremden, ihnen verhaßten Macht ausgeliefert werden. Und er hat die sieben Millionen Tschechen nicht geschaffen, daß sie 3,5 Millionen Menschen überwachen, bevormunden und noch viel weniger vergewaltigen und quälen.

Die Zustände in diesem Staat sind, wie allgemein bekannt, unerträgliche. Politisch werden hier über 7,5 Millionen Menschen im Namen des Selbstbestimmungsrechtes eines gewissen Herrn Wilson um ihr Selbstbestimmungsrecht beraubt. Wirtschaftlich werden diese Menschen planmäßig ruiniert und dadurch einer langsamen Ausrottung ausgeliefert. Dieses Elend der Sudetendeutschen ist ein namenloses.

Man will sie vernichten. Menschlich werden sie in unerträglicher Weise unterdrückt und entwürdigend behandelt.

Wenn dreieinhalb Millionen Angehörige eines Volkes von fast achtzig Millionen kein Lied singen dürfen, was ihnen paßt, nur weil es den Tschechen nicht gefällt, oder wenn sie blutig geschlagen werden, weil sie Strümpfe tragen, die die Tschechen einfach nicht sehen wollen, oder wenn man sie terrorisiert oder mißhandelt, weil sie einen Gruß grüßen, der den Tschechen unangenehm ist, obwohl sie damit nicht die Tschechen, sondern nur sich selbst untereinander grüßen, wenn man sie wegen jeder nationalen Lebensäußerung wie das hilflose Wild jagt und hetzt — dann mag dies den würdigen Vertretern unserer Demokratien vielleicht gleichgültig, möglicherweise sogar sympathisch sein, weil es sich hier ja nur um 3,5 Millionen Deutsche handelt.

Ich kann aber den Vertretern dieser Demokratien nur sagen, daß uns dies nicht gleichgültig ist und daß — wenn diese gequälten Kreaturen kein Recht und keine Hilfe selbst finden können — sie beides von uns bekommen werden.

Die Rechtlosmachung dieser Menschen muß ein Ende nehmen.

Ich werde unter keinen Umständen gewillt sein, einer weiteren Unterdrückung der deutschen Volksgenossen in der Tschechoslowakei in endloser Ruhe zuzusehen.

Herr Benesch treibt Taktik, er redet und will Verhandlungen organisieren, nach Genfer Muster die Frage der Prozeduren klären und kleine Beruhigungsgeschenke geben. So geht das auf die Dayer nicht!

Hier handelt es sich nicht um Redensarten, sondern um Recht, und zwar um verletztes Recht.

Was die Deutschen fordern, ist das Selbstbestimmungsrecht, das jedes andere Volk auch besitzt, und keine Phrase.

Herr Benesch hat diesen Sudetendeutschen keine Geschenke zu geben, sie haben das Recht, ein eigenes Leben zu beanspruchen, genau wie jedes andere Volk. Wenn die Demokratien aber der Ueberzeugung sein sollten, daß sie in diesem Falle, wenn notwendig, mit allen Mitteln die Unterdrückung der Deutschen beschirmen müßten, dann wird dies schwere Folgen haben!

Ich glaube, dem Frieden mehr zu nutzen, wenn ich darüber keinen Zweifel lasse. Ich habe nicht die Forderung gestellt, daß Deutschland 3,5 Millionen Franzosen unterdrücken darf, oder die, daß uns etwa 3,5 Millionen Engländer zur Unterdrückung ausgeliefert werden, aber ich stelle die Forderung, daß die Unterdrückung der 3,5 Millionen Deutschen in der Tschecho-Slowakei aufhört und an dessen Stelle das freie Recht der Selbstbestimmung tritt.

Es würde uns leid tun, wenn darüber unser Verhältnis zu den anderen europäischen Staaten getrübt oder Schaden nehmen würde. Allein die Schuld läge dann nicht bei uns.

Im übrigen ist es Sache der tschecho-slowakischen Regierung, sich mit den berufenen Vertretern der Sudetendeutschen auseinanderzusetzen und eine Verständigung so oder so herbeizuführen.

Meine Sache und unser aller Sache, meine Volksgenossen, aber ist es, dafür zu sorgen, daß hier nicht aus Recht Unrecht wird. Denn es handelt sich um deutsche Volksgenossen.

Ich bin auch keineswegs gewillt, hier mitten im Herzen Deutschlands durch die Tüchtigkeit anderer Staatsmänner ein

zweites Palästina entstehen zu lassen. Die armen Araber sind wehrlos und vielleicht verlassen. Die Deutschen in der Tschecho-Slowakei sind weder wehrlos, noch sind sie verlassen. Das möge man zur Kenntnis nehmen!“

Was die Worte des Führers im Herzen der Sudetendeutschen entfesseln, ist unbeschreiblich. Der Führer hat kaum geendet, da treibt es schon alle hinaus auf die Straßen, (Tausende und Zehntausende sammeln sich in den Städten und Dörfern, die Menschen umarmen und küssen sich vor Freude und innerem Jubel, sie lassen den Führer und Konrad Henlein hochleben und können sich vor Freude kaum fassen. Die tschechische Polizei ist an diesem Abend machtlos. Sie hat auch nichts zu tun, denn die Freude der Sudetendeutschen bedarf keiner Hüter.

Aber nur kurze Zeit währt ihre Freude. Als ihre Städte sich am nächsten Morgen mit Hakenkreuzfahnen schmücken, als sich anderntags die Männer und Frauen, die Jünglinge und Mädchen vermeintlich schon als Reichsbürger begrüßen und in den Gemeinden beraten wird, was weiter zu geschehen hat, denn man faßt das Wort des Führers schon allgemein als Befreiungs-urkunde auf, erfolgen die ersten bitteren Gegenschläge, die dem jubelnden Sudetendeutschtum nur zu schnell beweisen, daß sein Leidensweg noch nicht zu Ende ist. Die Gewalt, die vor dem urkräftigen Ausbruch des Volkswillens nach der Parteitagrede des Führers zurückgewichen war, erholte sich am anderen Tage wieder und kehrte, gestützt auf die Bajonette der tschechischen Soldateska, zurück.

In vielen Orten kam es zu blutigen Zusammenstößen, denn das Volk wollte die Hakenkreuzfahnen nicht mehr freiwillig entfernen. Die Panzerwagen rasen durch die Straßen. Ihr blindwütiges Schießen ist das letzte Dokument, das die csl. Demokratie gegen den deutschen Volkswillen anzustellen vermag. Tote und Schwerverletzte sind die Zeugen der endlich aufgehenden Freiheit. Denn nicht nur auf sudetendeutscher Seite fallen die Ka-

meraden, der Widerstandswille beginnt aufzustehen über den Tod hinaus. In Haderspirk im Egerland, in Graslitz im Erzgebirge, in Pürstein, Ronsperg, Chodau, Wassersuppen und Schönpriesen finden ernstliche Gefechte statt, in denen das tschechische Militär und die Gendarmerie trotz der Wehrlosigkeit der deutschen Bevölkerung ebenfalls Verluste erleidet. Die Stadt Asch, deren Landzipfel strategisch von den Tschechen nicht gehalten werden kann, bildet einen Freistaat mit eigener Regierung und Verwaltung. Als die erste Bilanz der Zusammenstöße gezogen werden kann, es ist am 14. September, an dem es in Eger, Neudek, Preßnitz, Elbogen, Karlsbad, Kaaden, Graslitz, St. Joachimstal, Falkenau Tachau, Bischofsteinitz, Krummau, Reichenberg, Rumburg, Schluckenau und in anderen Bezirkshauptmannschaften zur Erklärung des Standrechts gekommen ist, sind bereits 21 Sudetendeutsche ermordet und 200 schwer verletzt.

Bald aber erlahmt der Widerstand der Waffenlosen vor den gleißenden Bajonetten der Gewalt. Angst züngelt auf. Tausende und aber Tausende von Müttern treten den Fluchtweg über die Grenze ins rettende Reich an. Die Grenzbewohner fliehen mit Hab und Gut. Die weiter von der Grenze entfernt Wohnenden raffen nur das Notwendigste in Koffern und Rucksäcken zusammen und trachten, irgendwo über die Grenze zu kommen. Tag und Nacht sahen sie nichts anderes mehr als Panzerwagen und drohende und grinsende Gesichter aus tschechischen Uniformen. Da überwältigte sie die Furcht und sie verließen die Heimat. Es war für keinen ein leichter Weg.

Auch den Männern fiel er nicht leicht, die vorsätzlich das Land verließen, um sich draußen Konrad Henlein zur Verfügung zu stellen, der ja nun bald irgend etwas unternehmen mußte. Daheim durften sie sich ja doch nicht mehr sehen lassen, weil eine regelrechte Jagd auf Amtswalter, auf Männer des Freiwilligen Schutzdienstes und auf Turner vorgenommen wurde.

Das Landvolk wird von der Soldateska zu Schanzarbeiten gezwungen. Ein letzter Verhandlungsversuch scheitert, als eine

Aufforderung Konrad Henleins, das Standrecht aufzuheben und die Staatspolizei zurückzuziehen, seitens der Regierung unbeantwortet bleibt.

Noch einmal versucht die englische Delegation einzugreifen. Ueber Karl Hermann Frank werden die Mitarbeiter Lord Runcimans am 15. September in Eger noch einmal mit Konrad Henlein in Verbindung gebracht, der freilich nach den vorgefallenen Ereignissen nur noch auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes verhandeln zu können erklärt. Wie recht er hatte, beweisen die Ereignisse, die sich wenige Stunden später in Eger an der Stelle abspielen, wo eben noch die Engländer gewesen waren. Das Hotel „Viktoria“, die Hauptstelle der SdP., wird mit Geschützen, Maschinengewehren, Panzerwagen und Handgranaten angegriffen und so lange beschossen, bis sich nichts mehr in dem großen Hause und in seiner Umgebung rührt. Eine wahre Heldentat, auf die die „Ceska vojna“ stolz sein darf. Vor dem tschechischen Angriff noch hatten Köllner und Frank im Verein mit den treuen Angestellten der Partei alles vernichtet und weggeräumt, was den Tschechen nicht in die Hände fallen durfte. Nachdem sie alle Beamte, bis auf sechs, beurlaubt und entlassen hatten, verließen auch sie das Haus. Bei ihrer Fahrt nach Asch passierten sie bereits die zum Angriff angesetzten Tschechentanks. Die sechs Letzten verließen das Haus während des tschechischen Granatfeuers auf heimlichem Wege. Einer von ihnen wurde leider ertappt und verhaftet. Das Haus wurde übel zugerichtet.

Tags darauf erläßt Konrad Henlein bereits von Deutschland aus den Aufruf: „Wir wollen heim ins Reich!“ Er trägt ihm den Haftbefehl und der Partei das Verbot ein. „Die Zeit“ in Prag muß ihr Erscheinen einstellen, alle Parteistellen werden von tschechischem Militär besetzt, das Standrecht wird auf das ganze Sudetenland erweitert, die Ausreise aus dem Lande wird für alle Männer unter 50 Jahren untersagt, ein Waffenablieferungsgebot wird mit Ausnahme für die Marxisten erlassen, kurz, der Krieg scheint nicht mehr verhindert werden zu können.

Da wird die Welt von dem Angebot Neville Chamberlains überrascht. Der Führer empfängt ihn am Obersalzberg und spricht sich mit ihm über die Lage aus. Bald verlautet, daß eine neuerliche Aussprache vorgesehen sei, da sich Herr Chamberlain noch mit seinen Kollegen beraten will. Das wäre nun freilich wenig für die bedrängte Lage des Sudetendeutschums gewesen, wenn nicht ein Wort aus einer Unterredung des Führers mit dem englischen Journalisten Ward Price bekannt geworden wäre, das den in größter Not befindlichen Sudetendeutschen zum Lichtblick wurde: „Wenn Henlein verhaftet wird, bin ich der Führer der Sudetendeutschen!“ sollte der Führer gesagt haben. Das gab Mut.

Daß am Obersalzberg bereits ein grundsätzliches Uebereinkommen für die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete an Deutschland besprochen worden war, erfuhr im Sudetenland natürlich niemand. Auch das ahnte noch niemand, daß Herr Chamberlain nur zum Führer gekommen war, um in der sudetendeutschen Frage nachzugeben, weil England im Jahre 1938 einfach noch nicht genügend vorbereitet war, um sich mit Deutschland in einen Krieg einzulassen. Der Krieg selber war in englischen Kreisen damals schon längst beschlossene Sache.

Eine letzte gemeine Attacke ritt die tschechische Regierung gegen die sudetendeutschen Heimatblätter. Das Prager Innenministerium rief die Schriftleiter der Tageszeitungen in Asch, Karlsbad, Komotau, Brüx und Tetschen an und drohte: Wenn Sie von morgen an nicht gegen Konrad Henlein schreiben, werden Sie verhaftet und Ihr Verlag wird beschlagnahmt. Die Schriftleiter des ganzen Landes trafen sich am Tage nach diesem Anruf und beschlossen, lieber ihre Zeitungen sofort einzustellen, als der tschechischen Aufforderung Folge zu leisten. Nur zwei Herren schlossen sich aus, einer aus Reichenberg und einer aus Rumburg. Sie begingen später Selbstmord. Zur Verhaftung der Bedrohten kam es natürlich nicht mehr. Dazu fand man in Prag

nicht mehr die notwendige Zeit. Doch befanden sich später im Geiselnzug dann mehrere Schriftleiter. Eine nicht weniger gemeine Zumutung mußten die Amtsvorstände und Schuldirektoren erfahren; sie wurden dazu verhalten, von ihren Amtskollegen und Beamten Erklärungen an Eidesstatt zu verlangen, daß sie gegen Konrad Henlein und seine Bewegung eingestellt seien.

Am 19. September sprechen Rudolf Sandner und Dr. Wilhelm Sebekowsky, der Pressechef der Partei, in Dresden in einer Versammlung zu 20 000 Flüchtlingen aus ihrer Heimat. Das sudetendeutsche Freikorps wird aufgestellt und findet binnen kürzester Frist mächtig Zulauf. Bald muß die Aufnahme gesperrt werden, da Ausrüstungs- und Ausbildungsmöglichkeiten für mehr als 4 Korps zu je 10 000 Mann nicht gegeben erscheinen. Sie versehen mit erbeuteten tschechischen Gewehren, mit Jagdflinten und heimlich über die Grenze gebrachten Waffen, meistens nur mit einem Revolver oder gar nur mit einem Messer bewaffnet, den Dienst. Es kommt trotzdem zu vielen Plänkeleien, in denen sich das Freikorps bewähren kann. Die Grenzverletzungen der tschechischen Soldateska können mit ihrer Hilfe leichter überwacht und festgestellt werden, den Flüchtlingen bei Nacht und Nebel kann mancher wertvolle Hilfsdienst geleistet werden. Grenzgefechte kommen dabei in Gang, bei denen manch tapferes Stücklein geleistet wird. Und es mag für den verschworenen Draufgänger eine bittere Enttäuschung gewesen sein, als er zur Kenntnis nehmen mußte, daß eine Armeeführung kaum an den ernstlichen Einsatz der Korps denken konnte.

Dieweil schlossen sich die daheimgebliebenen Jünglinge und Männer immer fester aneinander. Die Lage sagte ihnen, daß tatsächlich mit allen Möglichkeiten gerechnet werden mußte. So gab es bald noch genug beherzte Motorradfahrer und Grenzgänger, die die Verbindung mit draußen durch das schwerbesetzte Grenzgebiet aufrechterhielten. Sie schlüpfen durch die geheimsten Steiglein, die nur Wild und Wilderer kannten, über die Grenzen, empfangen Weisungen, wie sie einem etwaigen Vor-

marsch dienen konnten, und nur so war es möglich, daß mancher tschechische Transport gerade die Wege plötzlich durch gefällte Bäume versperrt fand, die für einen etwaigen Rückzugsweg der tschechischen Truppe von großer Wichtigkeit gewesen wären.

In Prag geht es indessen drunter und drüber. Wenn auch die tschechische Bevölkerung im Grunde genommen ebenso wenig wie die deutsche über die wahren Vorgänge unterrichtet war, so wußte doch Herr Benesch genau, wieviel es geschlagen hatte. Er wußte, daß am 17. und 18. September in London und Paris über die Abtretung der deutschen Gebiete Vorschläge ausgearbeitet worden waren, die er schon am 19. September durch die englischen und französischen Gesandten in Prag vorgelegt erhielt. In den Vorschlägen wurde der tschechischen Regierung die Abtretung der sudetendeutschen Gebiete nahegelegt. Herr Benesch versuchte mit allen Mitteln seiner traurigen Künste um eine klare Antwort herumzukommen. Am 21. September aber war selbst die Geduld der beiden Westmächte zu Ende. Sie erteilten Herrn Benesch eine letzte Frist zur Annahme ihrer Vorschläge.

Nun muß Herr Benesch in den sauren Apfel beißen. Am 20. September gegen Abend teilt die Regierung Hodscha den Gesandten ihrer Verbündeten die vorbehaltlose Annahme mit und verkündet daraufhin „schmerzerfüllt“ der Oeffentlichkeit ihren Beschluß.

Die Wirkung ist eine überwältigende. Die Prager Straße erkennt plötzlich, wohin sie geführt wurde. Ueber das Sudetendeutschum aber bricht zum zweiten Male ein Freudentaumel herein. Während man alle Anordnungen zur Uebergabe der Verwaltung trifft, während das Land in das brennende Rot der Hakenkreuzfahnen und in das Grün der Girlanden getaucht wird, packen überall die tschechischen Beamten, die in den letzten Jahren zu Tausenden herversetzt worden waren, ihre Siebensachen, machen sich zum Abzug bereit und fahren endlich auch mit Sack und Pack ab. Mit ihnen verlassen die roten „Führer“ und die Juden das Land. Menschen und Landschaft atmen auf wie nach einem schweren, schweren Alpdruck. Endlich will die

Freiheit Einkehr halten in einem Lande, das sie so sehr ersehnt, das sie so tapfer erkämpft hat.

Da stellt es sich plötzlich heraus, daß Herr Benesch selbst die Erklärung seiner eigenen Regierung etwas anders aufgefaßt wissen wollte, als ihr klarer Text besagte, der nirgends auch nur eine Andeutung enthielt, daß das sudetendeutsche Gebiet nicht sofort abgetreten werden sollte. Herr Benesch hatte sich nämlich bei der Ausgabe seiner Erklärung gedacht, daß er die sudetendeutschen Gebiete zwar abtreten wolle, aber vielleicht erst in ein oder zwei Jahren, nach einer Zeit also, in der man alles aus Sudetenland gar herausgestohlen haben wollte, was einem noch gefiel. Er erläßt Befehl zur sofortigen Wiederbesetzung der bereits geräumten Gebiete, und so hebt für das gequälte Sudetendeutschtum am 22. September erst noch einmal eine, und zwar die ärgste, Leidenszeit an.

Wo morgens eitel Lust und Freude, Hoffnung und Frohsinn geherrscht haben, da fallen abends und nachts die Schüsse der Maschinengewehrschützen von den zurückkehrenden Panzerwagen. ziehen nachts die Patrouillen der tschechischen Soldateska durch die Straßen der Städte und Dörfer und führen ein schlimmeres Regiment denn je. Denn mit den Tschechen kehrt nicht ein mutiges, selbstbewußtes und siegessicheres Regiment zurück, sondern ein bereits geschlagenes, im Gewissen gestorbenes, feiges Gesindel, das nur noch in Mord und Terror die Möglichkeit eines elenden Lebens erkennt.

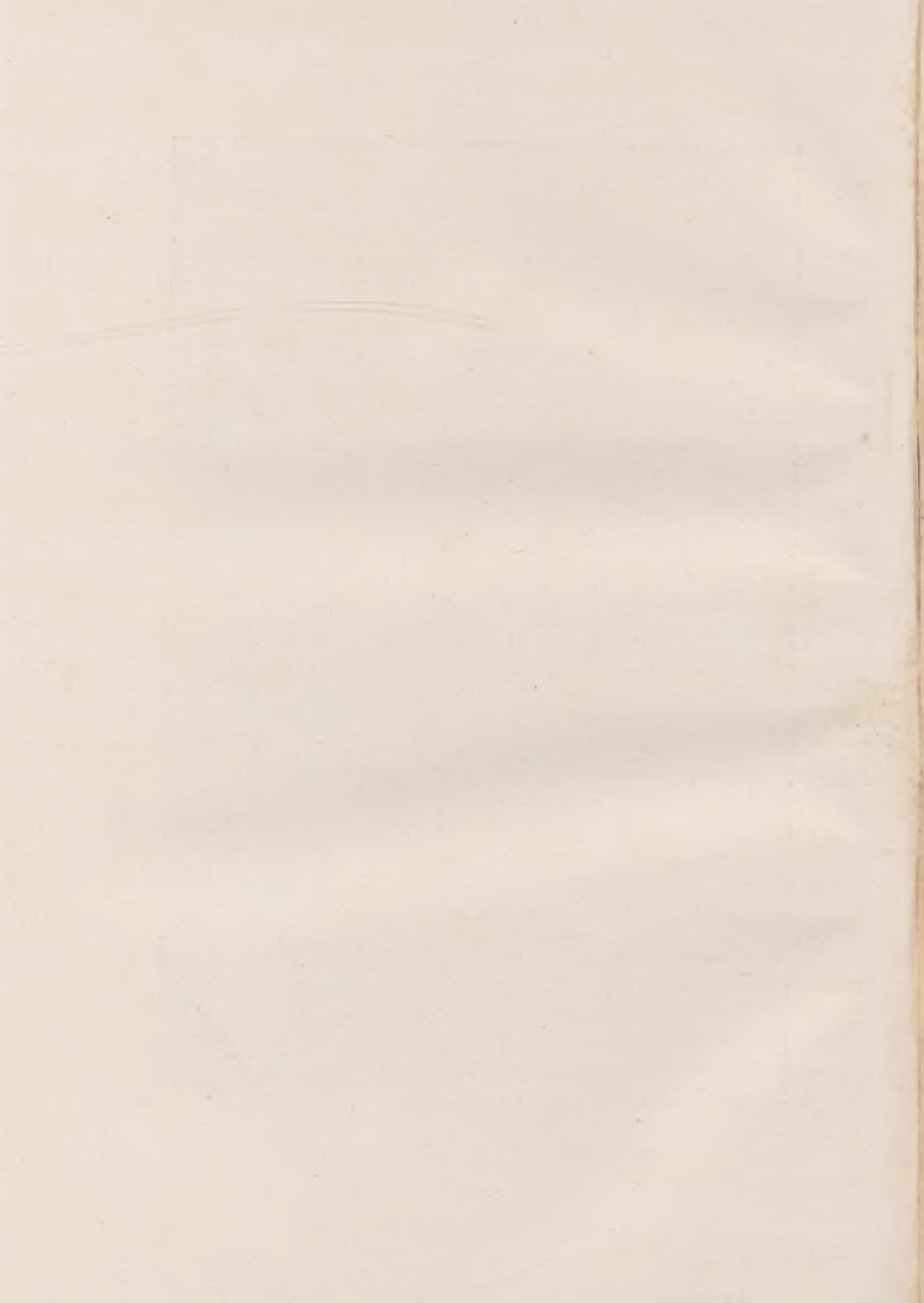
Was sich in diesen letzten acht Tagen vor der endgültigen Befreiung im Sudetenland tut, ist kaum zu beschreiben. Wo Ordner, Turner und Frontkämpferverbände die Verantwortung für die öffentliche Sicherheit übernommen hatten, wo die plötzlich aus allen Winkeln und Verstecken wieder aufgetauchten Amtswalter die Gemeindegeschäfte in die Hände genommen hatten, wo der Anfang einer geordneten Selbstverwaltung gemacht worden war, da ziehen über Nacht Terror und Unfreiheit, Gewalt und Unordnung ein. Das Egerland und Erzgebirge, Nordböhmen und

Schlesien, Eger und Graslitz, Braunau und Rumburg, Jägersdorf und Freiwaldau werden „zurückerobert“; überall ziehen bei Nacht — ja nicht bei Tage — die „siegreichen Truppen“ wieder in deutsche Städte ein, und weil sie wissen, daß sie als übelste Feinde angesehen werden, kommen sie mit Gewalt und Kugeln. Die Menschen werden aus dem ersten Schlaf geweckt, den sie in Freiheit zu tun können glaubten. Wieder bellen die Maschinengewehre durch die Straßen, Brücken fliegen in die Luft, Eisenbahnstrecken werden gesprengt, und wo vor Stunden noch echtes, wahres Leben atmete, tritt noch einmal das eisige, grauenhafte Schweigen des Todes ein.

Denn Herr Benesch hat seinen Plan. Während am 23. September neuerlich tausende und aber tausende sudetendeutsche Verfolgte über die Grenze ins Reich fliehen, während Tausende von Amtswaltern verhaftet, verhört und gequält werden, während die Wohnungen derer, die sich doch wieder verstecken konnten, durchsucht und zerstört werden, brütet Herr Benesch nur über dem einen Gedanken, wie er die Verhandlungen in Godesberg, die neuerdings zwischen dem Führer und Chamberlain in Gang gekommen sind, stören könnte. Denn Benesch weiß sehr wohl, daß es nun ums Letzte geht. Er ahnt, daß der Führer nun nur noch an die Rettung des deutschen Volkes in den Sudeten denkt, und daß dieser Führer alles daransetzen wird, die Lage der Deutschen so rasch als möglich zu ändern. Hier gilt es also den Hebel anzusetzen. Abgetreten müssen die Gebiete werden, sagt sich Herr Benesch. Aber das Wann, das Wann muß zum rettenden Anker für „seine“ Tschechei werden, denkt er. Und er läßt alle Freimaurer- und Judenverbindungen spielen, Tag und Nacht setzt er Telegraf und Telefon in Bewegung, um die Welt noch einmal über die wahre Lage zu täuschen. Zeit gewonnen, ist alles gewonnen, denkt Herr Benesch. Irgendwie wird sich das Schlimmste von der Tschechei noch abwenden lassen. Weil aber nichts verfängt, weil er erfahren muß, daß in Godesberg die Besprechungen ihren normalen Verlauf nehmen und



Der Führer, Konrad Henlein und Karl H. Frank nehmen den Vorbeimarsch der Sudetendeutschen beim Turnfest in Breslau 1938 ab.



mit einer terminisierten Abtretung der deutschen Gebiete zu enden droht, greift er zum letzten, zum gefährlichsten Mittel. Er legt einen, freilich reichlich unklaren, Ratschlag der Westmächte so aus, wie es ihm gefällt, und ordnet die Mobilisierung an. Wenn wir auch nicht imstande sind, einen Krieg gegen Deutschland zu gewinnen, einen Weltkrieg zu entfesseln sind wir stark genug, denkt Herr Benesch und handelt danach. Ob er gewußt hat, daß England und Frankreich einfach deswegen nachgeben mußten, weil sie erst in einem oder in zwei Jahren diesen Krieg beginnen wollten, den Benesch schon 1938 von ihnen forderte?

Während die Verhandlungen in Godesberg noch laufen und eine durchaus gütliche Bereinigung der Verhältnisse zu bringen versprechen, schafft Herr Benesch eine neue Lage. Er mobilisiert. Er schützt die Lüge vor, Chamberlain sei erfolglos abgereist, London und Paris hätten ihm den Rat zur Selbstwehr gegeben, und so mobilisiert er in der festen Hoffnung, daß auch der Führer nun nicht anders handeln könne und ebenfalls mobilisieren müsse. Damit wäre zum Ausbruch der Gewalthandlungen nur noch ein letzter Schritt zu machen gewesen, den zu tun ihm wahrscheinlich auch nicht mehr schwer gefallen wäre. Wie leicht war doch ein Anstoß dazu gefunden worden! — Das also war Herrn Beneschs Plan!

Der Plan aber war falsch. Beneschs Rechnung ging nicht auf. Deutschland mobilisierte nicht. Vielvölkerstaaten wie die Tschechei bildeten im Ernstfalle keine Gefahr mehr für Deutschland. Das bildete sich Herr Benesch nur ein.

Als die Verhandlungen in Godesberg mit der Ueberreichung eines deutschen Memorandums, in dem die endgültige deutsche Stellungnahme zur Lage in der Tschechei enthalten war, und das durch die englische Regierung in Prag überreicht werden sollte, beendet waren, war die Mobilisierung in der Tschechei schon in vollem Gange.

Damit gerieten die deutschen Bewohner der Sudetenländer neuerdings in eine fürchterliche Erregung. Denn von dem wahren Sachverhalt erfuhr die Bevölkerung so gut wie nichts. Die Männer zwischen zwanzig und vierzig sahen sich vor die Entscheidung gestellt: Volkstreue oder Halten des geleisteten Fahneneids. Ein Aufruf Konrad Henleins, dem Befehl Beneschs keine Folge zu leisten, erging durch den Aether. Ihm zu folgen, fiel manchem aus verschiedenen Gründen nicht ganz leicht. Das Land war derart mit Militär überzogen, daß ein Durchkommen an die Grenze recht unwahrscheinlich war. Auf Fahnenflucht aber stand der Tod. Auch der Bruch des einmal geleisteten Eides, wengleich er erzwungen war, machte manchem Ordnung und Treue gewohnten Manne zu schaffen. So brachte die Nacht vom 23. zum 24. September manchem Sudetendeutschen schwere Gewissensqualen.

Im aufstrahlenden Morgen des 24. aber hatten sie sie überwunden. Nur wenige rückten ein. Viele traten trotz der lauernenden Gefahren den heiklen Gang über die Grenze zum Freikorps an. Die meisten aber versammelten sich in den ausgedehnten, den rettenden Wäldern der Heimat, um hier der einmarschierenden Truppen zu harren und ihnen so bald als möglich zu helfen, oder sie versteckten sich daheim, so gut es ging, in Kanälen und Rauchfängen, in Schächten der Umgebung, in leeren Kammern oder unbenützten Wohnungen, in Spitalern oder Spelunken. Und der deutsche Herrgott tat das Seine dazu. Er ließ ein strahlend schönes Wetter über Sudetenland heraufziehen, daß den Kameraden das Kampieren im Freien eine Lust wurde und zu einem schönen, unvergeßlichen Abenteuer. In den Nächten gingen die Väter und Bräute Essentragen, Hirsche und Rehe bildeten die Nahrung der zwangsläufigen Freibeuter, und mancher Gendarm fand aus einem Walde nicht mehr hinaus, in den er mit bösen Absichten eingebrochen.

Schrecklicher freilich erging es der daheimgebliebenen Bevölkerung. Allzuleicht gingen die Gewehre der Tschechen los. Aller-

orts kam es zu Zusammenstößen. Ein Menschenleben galt nichts mehr. Die Zerstörungen nahmen immer größere Umfänge an. Plünderungen waren an der Tagesordnung und manche ebenfalls wieder heimgekehrten Kommunisten und Emigranten hatten ihre hohen Tage. Sie setzten sich an die Spitze tschechischer Polizeipatrouillen und begannen nun alles, was nur halbwegs den Ruf des Volksmannes genoß, zu verhaften und zu verschleppen. Täglich verbreiteten sie das Schreckensgerücht: Heute abend wird die Stadt angezündet, oder: Heute nacht ist Bartholomäusnacht! Und die täglich durch die Straßen ratternden und schießenden Tanks sorgten dafür, daß die Gerüchte nur allzu leicht Glauben fanden und Angst und Aufregung verbreiteten. Die einzige Aufmunterung und Aufrichtung bedeuteten in diesen schweren Stunden die Klänge des Dreiundsiebzigers, des Marsches des Egerländer Hausregiments, k. u. k. Inf.-Reg. Nr. 73, der nach jeder Nachrichtendurchgabe im deutschen Rundfunk gespielt wurde. Wer auf den Gedanken kam, den Dreiundsiebziger täglich einigemal spielen zu lassen, der sei im Namen des Sudetendeutschums gesegnet. Der Dreiundsiebziger half die Herzen immer wieder ins Gleichgewicht und zum Hoffen zu bringen.

Prag sperrte jeden Bahn- und Postverkehr ins Ausland. Dafür führten die Züge lange Kolonnen sudetendeutscher Geiseln ins Innere des Landes. Darunter befanden sich meistens harmlose Männer und Frauen, die der entsetzlichsten Behandlung ausgeliefert waren. Es war der Vorbote jener slawischen Grausamkeit, der ein Jahr später durch die Polen die Krone aufgesetzt wurde.

Ein schwerer Schlag wurde der Bevölkerung durch das Gebot der Ablieferung sämtlicher Rundfunkgeräte am 26. September zugefügt. Wenn auch viele dem Gebot nicht nachkamen oder es umgingen, indem sie alte Kisten, verpackte Steine oder wertlose Gegenstände ablieferten, praktisch war es den Tschechen damit doch gelungen, das schon stark eingeschüchterte Sudetendeutschum von der Außenwelt abzusperren. So kam auch der Inhalt der Führerrede vom 26. September abends, derentwegen das

Radioablieferungsgebot erlassen worden war, dem größten Teil des Sudetendeutschums erst mit großer Verspätung zur Kenntnis. Es handelte sich um jene Versammlung, in der der Führer die Antwort auf aufkeimende Vorschläge gab, eine internationale Konferenz wegen der Tschechenfrage in Fluß zu bringen.

Damals sprach der Führer die denkwürdigen Worte: „Ich habe nunmehr ein Memorandum mit einem letzten und endgültigen Vorschlag der britischen Regierung zur Verfügung gestellt. Dieses Memorandum enthält nichts anderes als die Realisierung dessen, was Herr Benesch bereits versprochen hat. Der Inhalt dieses Vorschlags ist sehr einfach: Jenes Gebiet, das dem Volke nach deutsch ist und seinem Willen nach zu Deutschland will, kommt zu Deutschland, und zwar nicht erst dann, wenn es Herrn Benesch gelungen sein wird, vielleicht ein oder zwei Millionen Deutsche ausgetrieben zu haben, sondern jetzt, und zwar sofort!

Herr Benesch sagt nun, dieses Memorandum sei eine neue Lage. Und worin besteht in Wirklichkeit die neue Lage? Sie besteht darin, daß das, was Herr Benesch versprochen hat, dieses Mal ausnahmsweise auch gehalten werden soll. Das ist die neue Lage für Herrn Benesch . . .

Ich habe nun verlangt, daß nach zwanzig Jahren Herr Benesch endlich zur Wahrheit gezwungen wird. Er wird am 1. Oktober uns dieses Gebiet übergeben müssen.

Herr Benesch setzt seine Hoffnungen nun auf die Welt . . . Da kann ich jetzt nur eins sagen: Nun treten zwei Männer gegeneinander auf:

Dort ist Herr Benesch! Und hier stehe ich! Wir sind zwei Menschen verschiedener Art. Als Herr Benesch sich in dem großen Völkerringen in der Welt herumdrückte, habe ich als anständiger deutscher Soldat meine Pflicht erfüllt. Und heute stehe ich nun diesem Mann gegenüber als der Soldat meines Volkes! . . .

Ich habe Herrn Benesch ein Angebot gemacht, das nichts anderes ist als die Realisierung dessen, was er selbst schon zuge-

sichert hat. Er hat jetzt die Entscheidung in seiner Hand! Frieden oder Krieg! Er wird entweder dieses Angebot akzeptieren und den Deutschen jetzt endlich die Freiheit geben, oder wir werden diese Freiheit uns selbst holen! . . .

Ich gehe meinem Volke jetzt voran als sein erster Soldat, und hinter mir, das mag die Welt wissen, marschiert ein Volk, und zwar ein anderes als das vom Jahre 1918!

Und so bitte ich dich, mein deutsches Volk: Tritt jetzt hinter mich, Mann für Mann, Frau um Frau! In dieser Stunde wollen wir alle einen gemeinsamen Willen fassen. Er soll stärker sein als jede Not und als jede Gefahr. Und wenn dieser Wille stärker ist als Not und Gefahr, dann wird er Not und Gefahr einst brechen.

Wir sind entschlossen! Herr Benesch mag jetzt wählen!“

Wieder vergehen nach der Rede kostbare Tage, in denen das gequälte Sudetendeutschum der Verzweiflung näher getrieben wird, denn es vernimmt ja den Inhalt der Rede nur gerüchweise, und Gegengerüchte der fürchterlichsten Art werden sofort bewußt in die Welt gesetzt. Von einer Antwortrede Chamberlains wird gesprochen, die außerordentlich tschechenfreundlich gewesen sein soll. England, Frankreich und Italien sollen bereits mobilisiert haben, heißt es. Nur drüben, ein paar Kilometer jenseits der Grenze, scheint man sich nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Dem Sudetendeutschum selbst kommt diese Ruhe schon unbegreiflich vor. Es bangt einer Lösung entgegen, gleich welcher, und wenn es der Krieg sein sollte! Befreiung aus diesem schrecklichen Zustand der Ungewißheit ist sein einziger Wunsch. Denn es erscheinen ja keine Zeitungen mehr. Die wenigen, die es gewagt hatten, ihr Rundfunkgerät daheim zu behalten, dürften natürlich nichts von ihrem erlauschten Wissen mitteilen. Nur Gerüchte oder Nachrichten über Freikorpskämpfe, Ueberfälle auf Wehrlose und Verhaftungen waren das einzige, was die Daheimgebliebenen, die Eingeschlossenen, erfuhren.

Sie hörten erst nach der Befreiung, daß der Führer tatsächlich für den 28. September die Mobilisierung geplant hatte, daß dieser äußerste Entschluß aber durch das Eingreifen Mussolinis nochmals um 24 Stunden hinausgeschoben wurde, während der es dem Duce gelang, die Führerzusammenkunft in München einzuleiten. Viel später auch erfuhr das Sudetendeutschtum erst von der dramatischen Unterhaussitzung in London, in der wahrscheinlich die britische Mobilisierung beschlossen worden wäre, wenn es nicht zur Unterbrechung der Sitzung gekommen wäre, weil die Einladung des Führers nach München eben eingetroffen war.

Und sonderbar: die Nachricht von der Zusammenkunft der vier Staatsmänner, Adolf Hitler, Benito Mussolini, Neville Chamberlain und Daladier, wurde fast noch am gleichen Tage abends bekannt. Der herrlichen Nachricht konnte keine Maßnahme das Tor verschließen.

Nun hatten die Eingeschlossenen ihre neue Hoffnung. Der 29. vergeht noch in Zittern und Zagen. Wird es dem Führer gelingen, den Frieden zu erhalten? Wird er trotzdem die sofortige Abtretung der Gebiete durchsetzen oder wird es doch noch eine längere Uebergangsfrist zu überdauern gelten? Wird es zu einer Volksbefragung kommen? Wird das oder jenes gefährdete Gebiet, das in den letzten zwanzig Jahren der Tschechisierung besonders stark ausgesetzt war, noch für Deutschland zu retten sein? Oder sind alle Hoffnungen doch nur trügerische Gebilde? Tausenderlei Fragen schwirren hin und her, während am 30. September langsam die große Gewißheit durchdringt:

Der Führer hat gesiegt!

Sudetenland wird frei, wirklich und endgültig frei. Die Räumung beginnt am 1. Oktober und muß am 10. beendet sein.

Nun kennt der innere Jubel aber keine Grenzen mehr. Es gibt nur noch eine Frage: An welchem Tage kommen wir daran? Und dann wird endlich der Inhalt der Vereinbarungen von München bekannt. Das Sudetenland muß in vier Abschnitten geräumt werden. Abschnitt I wird am 1. und 2. Oktober besetzt.

Wer sind die Glücklichen, die schon morgen mit dem Einzug der deutschen Truppen rechnen dürfen? Die Böhmerwäldler sind's, die ärmsten unter den vielen armen Sudetendeutschen, die Holzfäller und Wald- und Heimarbeiter des Böhmerwaldes werden die ersten sein, denen die Freude des Empfanges gegönnt ist.

Der Abschnitt II kommt am 2. und 3. Oktober an die Reihe. Es sind die Deutschen des Niederlandes bis nördlich von Reichenberg. Die Reichenberger selber müssen noch etwas länger Geduld haben.

Der Abschnitt III umfaßt das gesamte Egerland. Er kommt in den Tagen des 3., 4. und 5. Oktober an die Reihe der Befreiung. Und endlich gibt es dann noch den Abschnitt IV. — Es sind die rein deutschen Gebiete Schlesiens, die am 6. und 7. Oktober den Einmarsch erleben werden. Aber auch alle restlichen Gebiete deutschen Charakters müssen bis zum 10. Oktober von den Tschechen geräumt und von deutschen Soldaten besetzt sein.

Die endgültige Festlegung der deutschen Grenzen wird einem internationalen Ausschuß überlassen, der auch die Gebiete nennen wird, in denen es zur Abstimmung kommen soll. Innerhalb vier Wochen müssen alle Sudetendeutschen aus den tschechischen Militärverbänden entlassen sein, und selbst auf die politischen Häftlinge in Pankrac, Bory usw. ist nicht vergessen, auch sie müssen innerhalb der gleichen Frist der Freiheit zurückgegeben werden.

Der Jubel ist unvorstellbar, der ob des Erreichten aus den Herzen der Sudetendeutschen quillt. Man soll sich nur ihre zwanzigjährige Not noch einmal vergegenwärtigen, um ihn ganz begreifen zu können. Nun hat alle Qual um den Bestand des Volkes, nun hat alles Leid, auch des letzten Volksgenossen Leid, sein Ende gefunden. Nun kann man wieder hoffen, nun weiß man wieder, wofür und warum man lebt, nun hat die Arbeit wieder einen Sinn und alles Fühlen und Denken. Es geht ein einziges Singen und Freuen durch das Land. Leise und verhalten noch, denn noch sind die Tschechen da. Aber morgen und übermorgen und überübermorgen, da wird man einmal loslegen,

da wird man einmal schreien vor Glück und jubeln und weinen! Besonders stolz sind die Amtswalter der SdP. — Genau vor fünf Jahren, am 1. Oktober 1933, hat Konrad Henlein zu arbeiten und zu rufen begonnen. Und heute, am 1. Oktober 1938, ist das Land frei! Nein, es ist wirklich unvorstellbar. Schweigen wir lieber davon!

Auch die Ungarn und die Slowaken werden zu ihrem Rechte kommen. Auch sie werden vom tschechischen Joch befreit werden. Die Slowaken werden Selbstverwaltung innerhalb des Reststaates eingeräumt bekommen. Und dies alles hat die Arbeit der SdP., hat Konrad Henlein, der Einiger, bewirkt. Da darf man wirklich stolz sein.

Und die ganze Welt atmet auf. Es wird also nicht zum Kriege kommen. Benesch war zu schwach, einen Weltkrieg zu entfesseln.

Ungeheurer Jubel bemächtigt sich der Flüchtlinge in den Lagern im Altreich. 250 000 haben sich jenseits der Grenzen versammelt, die nun der raschen, fröhlichen Heimkehr harren.

Und Stolz beseelt die Freikorpsmänner. Viele Tote haben sie zu betrauern und zu ehren. Aber jeder einzelne Gefallene hebt ihren Stolz, stärkt ihr Bewußtsein, am richtigen Platz gestanden zu sein. Viele der Kameraden sind auch gefallen, die sich in den Wäldern verborgen gehalten haben, um gleich in der Heimat und bereit zu sein, wenn der deutsche Vormarsch erfolgen sollte.

Zweiundachtzig Sudetendeutsche, die mit Kampfesmut und heiliger Begeisterung vom 14. September an den Grenzen gestanden und gewacht, zweiundachtzig Sudetendeutsche, die in diesen Tagen in den Wäldern versteckt, gehungert, gelitten, gefroren und gehofft und geglaubt haben, sollten die Befreiung ihrer Heimat nicht mehr erleben. Sie sind unvergessen.

Das Schicksal eines dieser zweiundachtzig soll hier aufgezeichnet stehen. Das eine Schicksal für das Schicksal aller. Das Schicksal des Bauern Michel Bohner aus Dürrmaul im Duppauer Gebirge.

Es hat sich erfüllt, weil das Gras in diesem Jahre 1938 noch so spät auf den Hängen des Johannesberges draußen lag und

der Hafer noch nicht eingebracht hat werden können. Schuld daran war das schlechte Wetter, das so spät in diesem Jahre der Sonne Platz machte, und die Aufregung dieser Tage, die den Amtswalter der Sudetendeutschen Partei nicht dazu kommen ließen, dem Grummet und dem Hafer sein Recht werden zu lassen.

Das Grummet und der Hafer ließen ihm keine Ruh im Walde draußen, in dem er sich versteckt hielt vor den tschechischen Bajonetten. Auch war die Bleß nicht ganz in Ordnung. Sie stand vor dem Kalben. Das letzte Einspannen war ihr zuviel gewesen.

Mit dem allen sollte nun seine Frau allein fertig werden, wo sie doch auf die beiden Würceln achtgeben mußte, die ihr um die Schürze liefen, während das dritte freilich noch brav in der Wiege schlief.

Das hielt der Bauer nicht aus.

Wenn sich die Kameraden täglich nachts um zwölf zwischen Eichberg und Radkoppe trafen, dort, wo die Wälder am dichtesten waren, dann war er mit seinen Gedanken bei Weib und Kind, im Stall und am Feld. Und am fünften Tage stand er nicht mehr oben unter den Fahnenflüchtlingen, denen die Liebe zu Hof und Heimat mehr galt als ein leidvoll getaner Schwur zu einer fremden Fahne, und hörte es also auch nicht mehr, was die heimlichen Sendboten den Versteckten berichteten. Er hörte die Warnung nicht, besonders auf der Hut zu sein, denn die tschechischen Gendarmen schlichen auf samtene Pfoten. In der Nacht vom fünften auf den sechsten Tag, als die Sendboten ihre Gabensäcke an die zwangsläufigen Waldgänger verteilten, lag der Bauer Bohner schon bei Weib und Kind, schaffte im Mantel der Nacht leise auf seinem Hof, pflegte die Bleß und rechte heimlich das Grummet zusammen. Er konnte nicht anders, er mußte es tun.

So sorgsam er sich verbarg, es sprach sich um. Am sechsten Abend hatte ihn eine kommen sehen, am achten Tag früh, als es zu dämmern begann, hatte ihn eine hinausschlüpfen sehen in den Wald.

Das sollte ihm zum Verderben werden. Nicht als ob die Wissenden nun zu den Gendarmen gelaufen wären oder den Soldaten. Einen Judas gab's im Duppauer Landl nicht. Aber unter den Gendarmen waren zwei, die schon seit mehreren Jahren mitten unter den Deutschen ihren Dienst taten. Die kannten jeden einzelnen Bauern und jede Frau und jedes Kind, und wußten auch, daß der Bohner bei den Bauern als ein Führer galt. Also spannten sie besonders auf ihn, als er verschwunden war.

Sie hatten etwas wispern gehört vom Bohnerhof. Am zehnten Tage nach des Bauern Flucht gingen sie nachts hin und stülpten das unterste zu oberst. Allein sie fanden nichts.

Und doch waren sie die Klügeren. Der Haß gab ihnen die Klugheit ein. Sie zogen vom Hofe ab. Aber nur zum Schein.

Hinter den Hecken und Stauden blieben sie liegen im Schutze der Dunkelheit.

Als längst alles ruhig geworden war und kein Mensch sich mehr etwas Argem versah, tappte einer, der sich versteckt gehalten, über Scheuer und Hof gen den Wald. Leise war sein Schritt und vorsichtig. Aber nicht leise und vorsichtig genug für das Ohr der Häscher, deren Sinne vom schlechten Gewissen überwacht wurden.

Als sich Michel Bohner über den Aubach schwingen wollte, dessen Wasser seinen Weg zu den Kameraden im Walde kreuzte, fegte ein Schuß durch die Nacht. Er traf den springenden Mann gut, so daß er mitten in das Bachbett fiel.

Der Schuß peitschte die Menschen im Dorfe vorzeitig aus dem Schlafe. Als die Gendarmen hörten, daß sich hinter den Häusern etwas zu rühren begann, taten sie so, als kämen sie von ihrem Dienstgang heim. Mit feindseligen Augen gingen die Männer und Weiber aus dem Dorfe an ihnen vorüber. Keines tat eine Frage.

Erst als es gegen Tag ging, fanden sie den Toten. Sie schleppten den großen Mann, den die Wasser des Aubachs noch schwerer machten, in seinen Hof.

Die Frau fiel über ihn und glaubte, ihn durch Jammern und Schreien ins Leben zurückrufen zu müssen. Die anderen aber hatten das nachsickernde Blut erkannt. Es kam gerade aus der Herzgegend.

*

Auch der Dankruf Konrad Henleins im Namen des Sudetenvolkes, den er an den Führer richtete, kam aus dem Herzen. „Worte sind zu schwach“, schreibt er, „um Ihnen das auszudrücken, was wir alle in diesem Augenblick für Sie empfinden. In tiefer Dankbarkeit wird das gesamte Sudetendeutschtum jederzeit in treuester Gefolgschaft hinter seinem Befreier stehen.“

Und die Toten des 4. März, die Erschlagenen und zu Tode Gemarterten und die 82 Toten der Septembertage von 1938 werden immer mit in dieser Reihe der Dankbaren stehen. — —

Das Volk bereitet sich schon auf den Einzug der deutschen Truppen vor. Aengste und Nöte, Leiden und Schmerzen sind von ihm abgefallen wie Schall und Rauch. Es ist, als ob die zwanzig Jahre nur ein böser Traum gewesen wären. Ist es möglich, daß man so rasch vergessen kann? Ja, es ist möglich! Das Schlimme und Böse vergißt man rasch, auch ein ganzes Volk oder ein ganzer Volksteil vergißt das Häßliche rasch. Die abziehenden tschechischen Polizisten und Soldaten werden kaum mehr beachtet. Kein Wort des Hohnes ist für sie da. Es ist, als lebten sie schon nicht mehr. Nur die Hoffnung und die Freude auf das Kommende sind da. Hakenkreuzfahnen werden zurechtgeschneidert, Girlanden werden zu Tausenden gebunden. Diesmal, Meister Wald, mußt du opfern helfen. Plakate, Führerbilder, Transparente werden gemalt, und alles, alles harret der Glockenzeichen, die erklingen werden, wenn der letzte Tscheche deutschen Boden verlassen hat. Dann kann das Schmücken beginnen.

Die Städte füllen sich wieder. Was tot und leer lag, nimmt wieder Leben an. Die Menschen, die sich wochenlang versteckt gehalten, sind plötzlich wieder da. Die Gassen beleben sich. Kin-

der spielen wieder in den Gärten. Es ist eine Auferstehung, die alle ergreift und glücklich macht. Vor den Toren draußen treffen sich die Bürger. Junge Menschen gehen wieder Hand in Hand über Land, und über aller Stirnen ist Feier und Freude gebreitet. Unsäglich schön sind auf einmal all diese Menschen geworden, denn sie gehen der Freiheit entgegen.

Und dann klingen richtig die Glocken auf. Es ist am frühen Morgen. Die Türen öffnen sich und die Fenster, die Mägde steigen auf die Leitern und winden die Girlanden um die Fensterrahmen, die Männer hissen die Fahnen und heften die mächtigen, heimlich gefertigten Hakenkreuze an die Hausfront, die Kinder ziehen jubelnd und schreiend, kleine Fähnchen schwingend, über die Straßen und rufen immer und immer wieder den einen Gruß, das eine Wort, das man ihnen hatte jahrelang verbieten müssen:

Heil Hitler! Heil Hitler!

Es ist, als ob es Ostern wäre im Sudetenland!

Und dann geht ein einziger Schrei durch die Gassen: „Sie kommen!“ — — —

Sie kommen! Sie kommen! pflanzt es sich von Mund zu Mund, von Haus zu Haus fort. Die Menschen stellen sich vor ihre Haustüren, sie heben die Arme zum Gruß, und auf einmal, ja, auf einmal, da sehen sie nichts mehr, denn die Tränen trüben ihre Augen, und das Schluchzen der Freude, die Schönheit des Erlebens überwältigt sie.

Der Einmarschierenden und Einziehenden aber sind viele, viele. Da trocknen auch die weichsten Gemüter ihre Tränen und nehmen froh einen Gast ins Haus. Nun sitzt er am Herd und wird angestrahlt, geliebt und bewirtet. Ein richtiger deutscher Soldat, mit Gewehr und Uniform im deutschen Haus Böhmens, Mährens und Schlesiens. Kein preußischer wie anno 66, ein deutscher! Wie schön das ist! Wer sich das in den dunklen Tagen von 1919 hätte träumen lassen, als die Männer aus Krieg und Ge-

fangenschaft heimgekehrt waren und am Herde ihr Antlitz in die Hände stützten, weil sie nicht wußten, wohin vor Leid.

Die Jugend hat ihre Rührung schnell überwunden. Und bald sind alle angesteckt. Da geht's an ein Herunterreißen der Tschechenwappen, der fremden Aufschriften, Plakate und Ankündigungen, nichts, aber auch gar nichts mehr soll an die Tschechenzeit erinnern. Aus ist der Spuk und vorbei. Und so geschieht's in Asch und Eger, in Reichenberg und Gablonz, in Freudenthal und Troppau, in Wallern und in Prachatitz, überall, wo Tschechenfäuste gedroht, wird nun die Farbe ewiger Vergessenheit darüber gebreitet.

Ein Erlaß des Führers verkündet die Uebernahme der sudetendeutschen Gebiete in die Verwaltung des Reiches. An die Spitze der Sudetengebiete wird Konrad Henlein als Reichskommissar gesetzt. Wieder braust der Jubel auf. Nun werden wir uns endlich selbst verwalten, endlich uns selbst Herr sein.

Und dann bricht plötzlich die größte Freude, das größte Glück über das Egerland herein. Das Gerücht geht um, der Führer selber werde im Egerland mit einziehen. Nein, das wird wirklich nur ein Gerücht sein. Ein Gerücht, das die übergroße Freude geboren. Die Nachricht ist ja zu schön, um wahr sein zu können. Und doch darf sie geglaubt werden. Während die Egerer, die Karlsbader, die Graslitzer und die Falkenauer, während Männer und Frauen, Kinder und Greise noch zweifeln und bangen, hat sich das Große, das Schöne schon begeben.

Der Führer ist am 3. Oktober bei Asch ins Egerland eingezogen, umjubelt und begrüßt, wie nie vor ihm ein Deutscher, hat auf freiem Feld mit seinen Soldaten einen Imbiß eingenommen und ist dann nach Eger gefahren, um hier die versammelten und zusammengeströmten Tausende mit den Worten: „Meine Egerländer“ anzusprechen. „Für euch war die Nation bereit, das Schwert zu ziehen!“ so sprach der Führer seine Egerländer an. Sie haben es verstanden. Sie wissen, daß dieses Wort eine Verpflichtung ist. „Für euch war die Nation bereit, das Schwert

zu ziehen!“ Der Satz dringt in das Blut der Egerländer ein. Der Führer hat damit seine Egerländer ganz und für ewig in die Nation aufgenommen.

Der Jubel ist unendlich. Noch schwerer aber wiegt der Schwur, der an diesem Tage im Egerlande dem Führer geleistet wird. Der Führer kann die Egerländer nach seinem Besuche ruhig wieder verlassen. Er wird immer in ihrem Herzen sein.

Am 4. Oktober lernt der Führer die Graslitzer, die Zwodauer, die Haberspirker, die Falkenauer, die Karlsbader kennen. Die Verwundeten werden an die Straßen getragen, die der Führer durchfährt. Er reicht ihnen die Hand. Weiß einer, was es heißt, dem Führer die Hand geben zu dürfen? Da hören die Wunden auf zu brennen, und die Furchen, die die Tränen des Leides gegraben haben, werden glatt.

Karlsbad erwartet ihn vor dem Stadttheater. Kaum zwei Kilometer von der Stadt entfernt, am Flugplatz draußen, stehen noch die Tschechen in langem Troß. Die Benzinversorgung klappt nicht bei ihnen. Da müssen die deutschen Truppen oft warten, die hinter den Tschechen herziehen.

Karl Hermann Frank kann den Führer in seiner Heimatstadt begrüßen. „Ich wußte nicht, wie und auf welchem Wege ich einmal hierher kommen würde. Aber daß ich einmal hier stehen würde, das habe ich gewußt!“ sagt der Führer zu den Karlsbadern. Darauf will auch hier der Jubel kein Ende nehmen. Die Karlsbader wollen den Führer nicht mehr fortlassen. Oh, auch sie haben es gewußt, einmal, ja, einmal würden sie wieder Reichsland werden, aber wann! Daß gerade wir es erleben durften!

Auch Reichenberg und Nordböhmen haben das Glück, den Führer sehen und begrüßen zu dürfen. Ebenso Schlesien und Mähren, und später auch noch der Böhmerwald und Südmähren. — — —

Am 10. Oktober ist das ganze Sudetenland frei. Freudenfeuer springen von den Höhen zum Himmel, der Taumel der Befreiten

will sich nur langsam legen und der neuen Arbeit Raum geben. Denn riesenhaft wird die Arbeit des Aufräumens und Aufrichtens.

Die Mitarbeiter des Führers besuchen unsere Heimat, Hermann Göring, Dr. Goebbels, von Brauchitsch, Dr. Ley, Dr. Frick, Rust und viele andere. Die SA, SS, NSKK., NSFK. und die anderen Formationen errichten ihre Werbestellen. Tausende sudetendeutscher Jünglinge melden sich zur Flugwaffe. Die Begeisterung wandelt sich in frohe Arbeitsbereitschaft und Mithelferschaft für das neue, das letzte, das große Reich.

Das Freikorps kann aufgelöst werden. Seine Männer haben noch das schöne Erlebnis des gemeinsamen Einmarsches in die Heimat. Dann dürfen auch sie wieder am neuen Aufbau mit-schaffen. Die NSDAP., Gau Sudetenland, ersteht unglaublich rasch. Die SdP. war ja im letzten Jahre nichts anderes mehr als eine Auslandsorganisation der Partei gewesen. Zu Tausenden melden sich die Menschen zur Partei und zum Opferring. Schon am 5. November wird die SdP. in die NSDAP. in der zur Gauhauptstadt erkürten Stadt Reichenberg übernommen.

In Prag aber geht es mit Herrn Benesch zu Ende. Das verführte Volk der Tschechen sieht endlich ein, was es dem großen Freimaurer zu verdanken hat, und jagt ihn von seinem Thron. Wenige Monate später schon soll dann auch das innere Böhmen und Mähren wieder dort eingegliedert werden, wo es Jahrhunderte lang daheim und geborgen war, im Reich.

Die internationale Kommission verzichtet auf die Volksabstimmung. Sie sieht eben ein, daß tatsächlich im Sudetenland nur Deutsche wohnen und daß das tschechische Element nur in den letzten zwanzig Jahren künstlich gezüchtet war.

Noch einmal bekommt das Sudetendeutschtum Gelegenheit, sein Bekenntnis zu Führer und Reich abzulegen. Die Reichstagswahlen für den Sudetengau sind für den 4. Dezember 1938 ausgeschrieben. Im Dezember beschließt der Führer mit einer Rede in Reichenberg die Wahlversammlungen. „Bekennst du dich zu unserem Führer Adolf Hitler, dem Befreier des Sudeten-

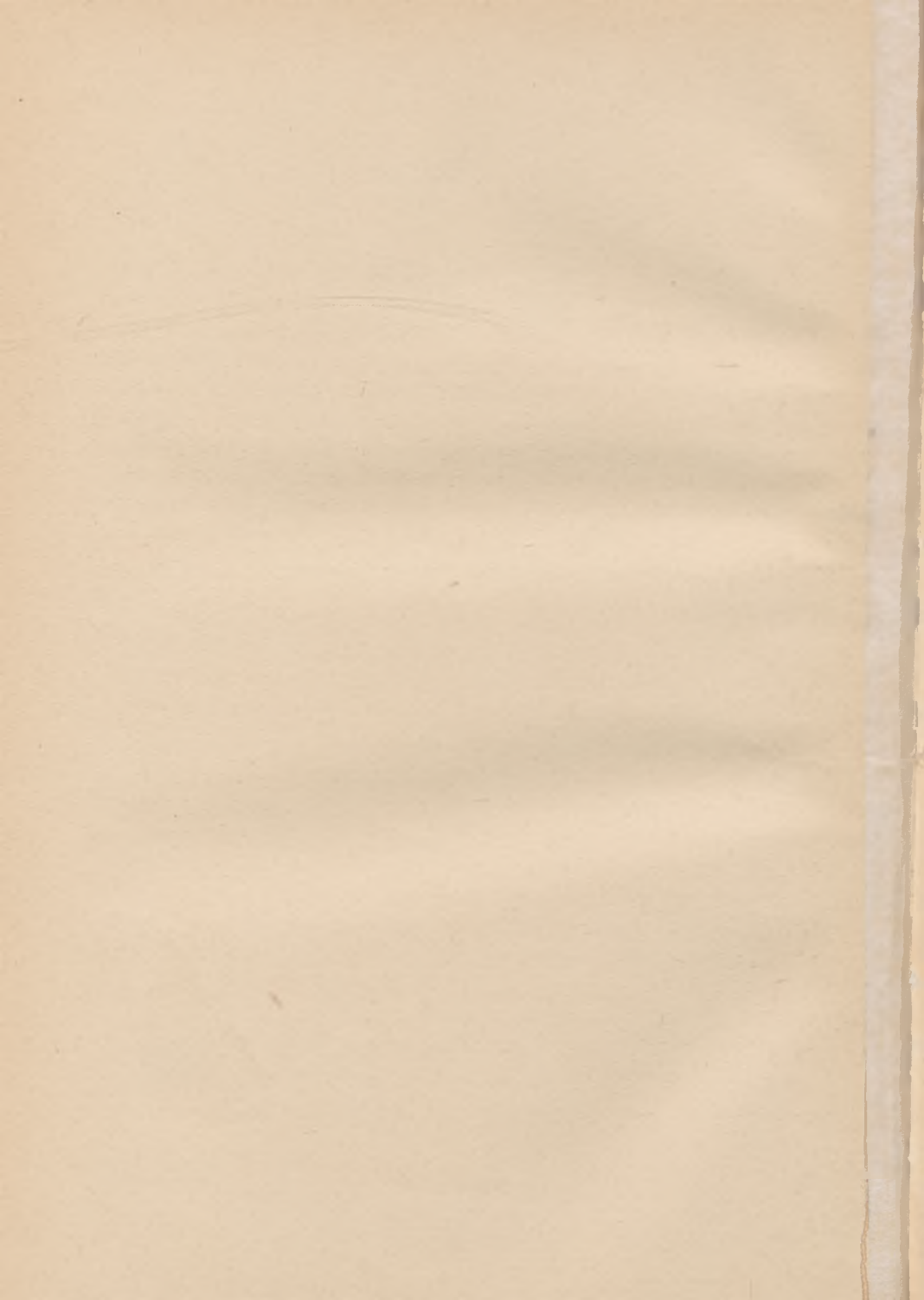
landes, und gibst du deine Stimme dem Wahlvorschlag der NSDAP.? Dieser führt an seiner Spitze folgende Namen auf: Adolf Hitler, Konrad Henlein, Karl Hermann Frank“, so lautet die Frage, die noch einmal an die sudetendeutsche Volksgruppe gerichtet wurde. Sie wurde mit 2464000 Ja-Stimmen beantwortet. Das bedeutete eine Wahlbeteiligung von 98,61 v. H., von denen wiederum 98,9 v. H. ja sagten. Eine schönere und überzeugendere Antwort hätte das Sudetenland wohl kaum geben können.

Der Führer hatte bei seiner Wahlrede in Reichenberg schon gewußt, daß das Ergebnis so ausfallen würde, und in Voraussicht des Kommenden die Worte gesagt: „Die Geburtsurkunde des Zweiten Reiches wurde unterzeichnet von den deutschen Fürsten. Die Geburtsurkunde des Dritten Reiches wird ausgestellt und bestätigt durch das deutsche Volk.“

Das Sudetendeutschtum wird sich immer glücklich schätzen, die Geburtsurkunde des Dritten Reiches mit unterzeichnet zu haben.

5. Abschnitt

Freiheit heißt Verpflichtung



Einen weiten Weg sind wir nun miteinander gegangen, lieber Leser. Ueber zwei Jahrtausende hinweg haben wir der Geschichte der Sudetenländer zu folgen versucht. Aus ihrem Auf und Ab, aus ihrem großen und gewaltigen, aus ihrem erhebenden und oft schrecklichen Geschehen leuchtete immer die eine Gewißheit klar hervor: Böhmen ist Reichsland. Wenn es am festesten mit dem Reich verbunden war, war es am glücklichsten. Wenn es sich aus seinem geschichtlich gegebenen, seinem natürlichen Verbande zu entfernen versuchte, brach Unheil über das Land herein.

Das lehrt die Vergangenheit.

Die letzten neunzig Jahre sudetenländischer Geschichte sind abermals nur eine Bekräftigung dieser Lehre geworden. Diese Zeit konnten wir eingehender verfolgen; lebten doch unsere Väter und Großväter in ihr, aus deren Mund wir das und jenes noch erzählt und bestätigt bekamen.

Die jüngsten Jahre aber, die letzten zwanzig, haben wir selber durchlebt und durchlitten. Der Weg der tschechoslowakischen Republik war ein Irrweg. Das darf heute wohl gesagt werden, nachdem das Sudetendeutschtum in seine größere Heimat heimgefunden hat und ganz Böhmen und Mähren wieder in den Ordnungsbereich eingegliedert werden konnten, dem sie nach Geschichte und Natur zugehören.

Wohl trennt die Sprachgrenze als Grenzlinie zwischen dem Reich und seinem Schutzgebiet heute Böhmen und Mähren in zwei Teile. So sehr aber diese Grenze einen Schlußstrich unter die Zeit von 1848 bis 1938 darstellt, der größere Blick lehrt uns, daß sie nicht dauern braucht, wenn beide Völker, deretwegen sie

gezogen wurde, dem neuen Denken ganz gewonnen sein werden, durch das Europa und die ganze Welt heute neu geformt werden. Das Denken von 1848 bis 1938 ist überholt. Die Sudetendeutschen hatten darin, lange genug besiegt und unterdrückt, rechtzeitig die Oberhand gewonnen. Wenn auch das tschechische Volk — und der starke deutsche Blutsanteil in ihm läßt Gutes hoffen — wieder so stark reichisch fühlen wird, wie dies in seinen besten Zeiten der Fall war, so wird die Grenze von 1938 Böhmen und Mähren nicht mehr teilen, sondern binden, weil die Jahre von 1848 bis 1938 als Episode einer Zeit angesehen werden wird, in der deutsches Wesen nicht stark genug war, seine ihm vom Schicksal aufgetragene Aufgabe ganz zu erfüllen: nämlich auch den kleinen Völker Mutter und Reich zu sein, die zwischen Ost-europa und Herzeuropa des Schutzes und der Führung bedürfen.

Die Sudetendeutschen als Grenzdeutsche haben diese Aufgabe immer begriffen. Allein ihr Hinterland, das geborgene, durch sie geschützte, war nicht immer stark genug. Die Sudetendeutschen wußten stets — es wurde ihnen ja stündlich vor Augen geführt —, daß Böhmen und Mähren Reich sein mußten, wenn das Reich an seinen anderen Grenzen die Achtung behalten wollte, derer es sich erfreuen muß — aus Lebensgründen, aus Selbsterhaltungsgründen.

Darum wissen die Sudetendeutschen von heute auch, daß ihre Aufgabe mit der Grenzziehung zwischen ihrer Heimat und dem Protektorat nur in einen neuen Abschnitt eingetreten ist. Das Leben geht weiter. Der größere Kampf, den wir Sudetendeutsche heute an der Seite unseres Führers mitkämpfen dürfen, unterbricht den kleineren auch nicht auf eines Augenblickes Länge. Er ist für die Sudetendeutschen keine Mehrbelastung, sondern nur eine Bestätigung für die Notwendigkeit ihres kleineren Kampfes.

Wenn je, so kann ja unser Grenzland der vier Stämme zeigen, wie sehr es sich in seinem kleineren Kampfe schon auf den großen Kampf vorbereitet hat. Ist es in seiner zwanzigjährigen

Notzeit nicht aus vier verschiedenen Stämmen zu einem kleinen Ganzen zusammengewachsen? Nicht, indem es seiner Herkunft jenseits der böhmischen und mährischen Gebirge vergaß, indem es seiner ostmärkischen, seiner bayrischen, seiner sächsischen oder seiner schlesischen Seelenlaute lachte, oder gar sich von ihnen lossagte, weil es zu einem „sudetendeutschen Stamm“ gefunden, sondern weil es das Beste aus aller vier Stämme Gut zusammentat, um das zu behaupten, was es in Zeiten der Not allein zu behaupten galt, Leib und Leben, Blut und Boden, Volk und Heimat.

Durfte das Sudetendeutschtum nicht im Kleinen, im Grenzlandbegrenzten, vorleben, was das ganze, große, deutsche Volk eben auch tun muß, ein Ganzes werden aus aller deutschen Stämme Land? Ja, es war eine schöne Aufgabe, die hier das Sudetendeutschtum im Kleinen vorleben, im Kleinen erfüllen durfte. Unwissentlich fast ist sie ihm gelungen, notgetrieben. Wie oft wurde sie falsch verstanden, wie oft wurde übersehen, daß z. B. der Begriff des Stammes als politisches Abwehrmittel schon von Schönerer geprägt und von Knirsch und Henlein gleichermaßen verwandt wurde! Wer den Reichtum der deutschen Stämme kennt, wer die Tiefe ihres Fühlens, den Adel ihres Denkens und die Größe ihres Wollens nur gutwillig zu erfassen versucht, wird nie in die Schwäche verfallen, zu fürchten, daß der Eigenart Schaden geschehen könnte, wenn dem Ganzen Opfer gebracht werden müssen. Wer hier etwas anderes sucht oder das Ziel mißdeutet, mißtraut seinem eigenen Volke.

Wo aber noch wurde eines Volkes Herrgott so hart geprüft, wie in den Kämpfen an seiner Grenze! Diese Prüfung hat es auch mit sich gebracht, daß der deutsche Herrgott im Sudetenland heute schon stark von konfessionellem Beimengsel gesäubert ist. Ihm genügt es, wenn einer dem Volk gegenüber seine Pflicht erfüllt. Dann fragt er nicht mehr viel nach katholischem Dogma, nach protestantischer Rechtgläubigkeit oder gar nach einem

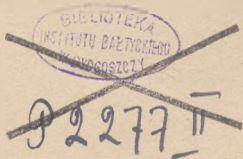
Christus besonderer Art. Ihm sind die Menschen recht, wenn sie nur fleißig sind und arbeitsam, mutig und tapfer. Von diesem Herrgott her schrieb sich die Bescheidenheit in Kampf und Leben, die deutschen Boden und deutsches Blut über Jahrhunderte hinweg in Böhmen und Mähren sich erhalten ließ, von ihm her schreibt sich heute wiederum ein Ehrgeiz, der weder in Uniform und Stiefel, noch in Orden und Rängen allein eine Erfüllung sehen kann. Dieser Herrgott, erhalte uns das Du der Kameradschaft, das uns vom ersten bis zum letzten Kämpfer in härtesten Zeiten verband.

Dann wird uns nie das Vertrauen fehlen, das notwendig ist, um dereinst nach dem Sieg im Kampf um Europa auch auf sudetischem Boden den Weg zu Ende gehen zu können, der auch hier zum Siege führen wird, zum Sieg der Dauer. Er wird unter unserem Führer endgültig errungen werden. Denn von der dauernden Befriedung des böhmischen Raumes wird eh und je auch weiterhin das Schicksal Europas beeinflußt werden.

Zu diesem letzten Kampf noch möge uns die Kraft beschieden sein. Er wird ein geistiges und ein leibliches Ringen sein, er wird am Ackerfeld des Bauern wie in der Werkstatt des Arbeiters geführt werden und am Katheder gleichermaßen wie im Ehebett. Es aber wird allein die größere und edlere Kraft, der härtere Mut und die zähere Ausdauer entscheiden. Und Schweiß wird fließen und Opfer werden gebracht werden. Denn ohne Schweiß kein Leben, ohne Opfer kein Sieg.

Aus Arbeit und Opfer wuchs der Sieg der Sudetendeutschen, wuchs ihre Befreiung im Jahre 1938, wuchsen Böhmen und Mähren neu ins Reich.

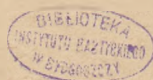
Daß Freiwerden und Freisein ewig nur neue Verpflichtung bedeuten, wollen die Sudetendeutschen erkannt haben aus dem Gang ihrer Geschichte, wollen sie behüten als heiligste Erkenntnis ihres eigenen Lebens, wollen sie weitergeben an die, die das Reich tragen zur ewigen Kraft und Herrlichkeit.



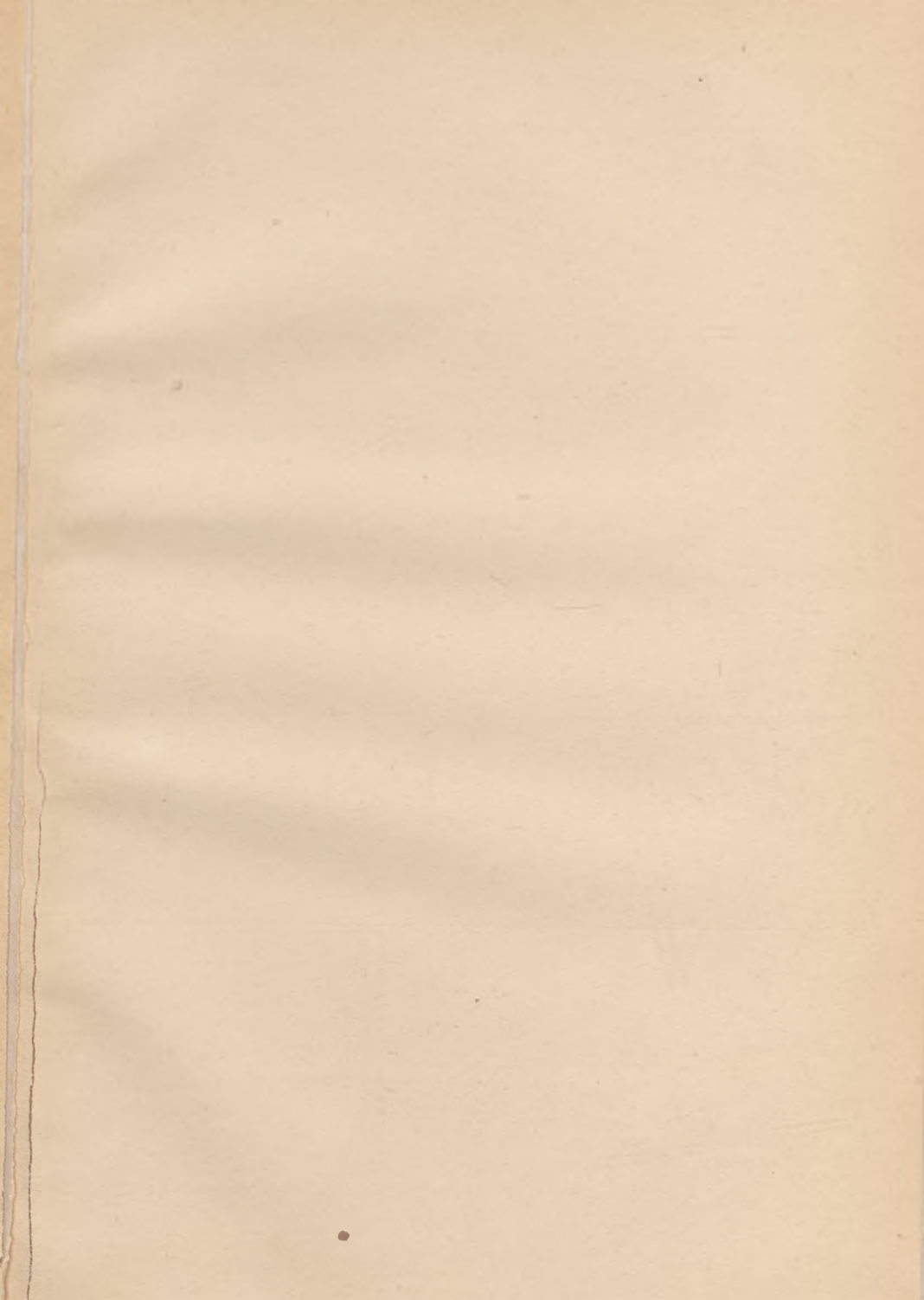
Benütztes Schrifttum

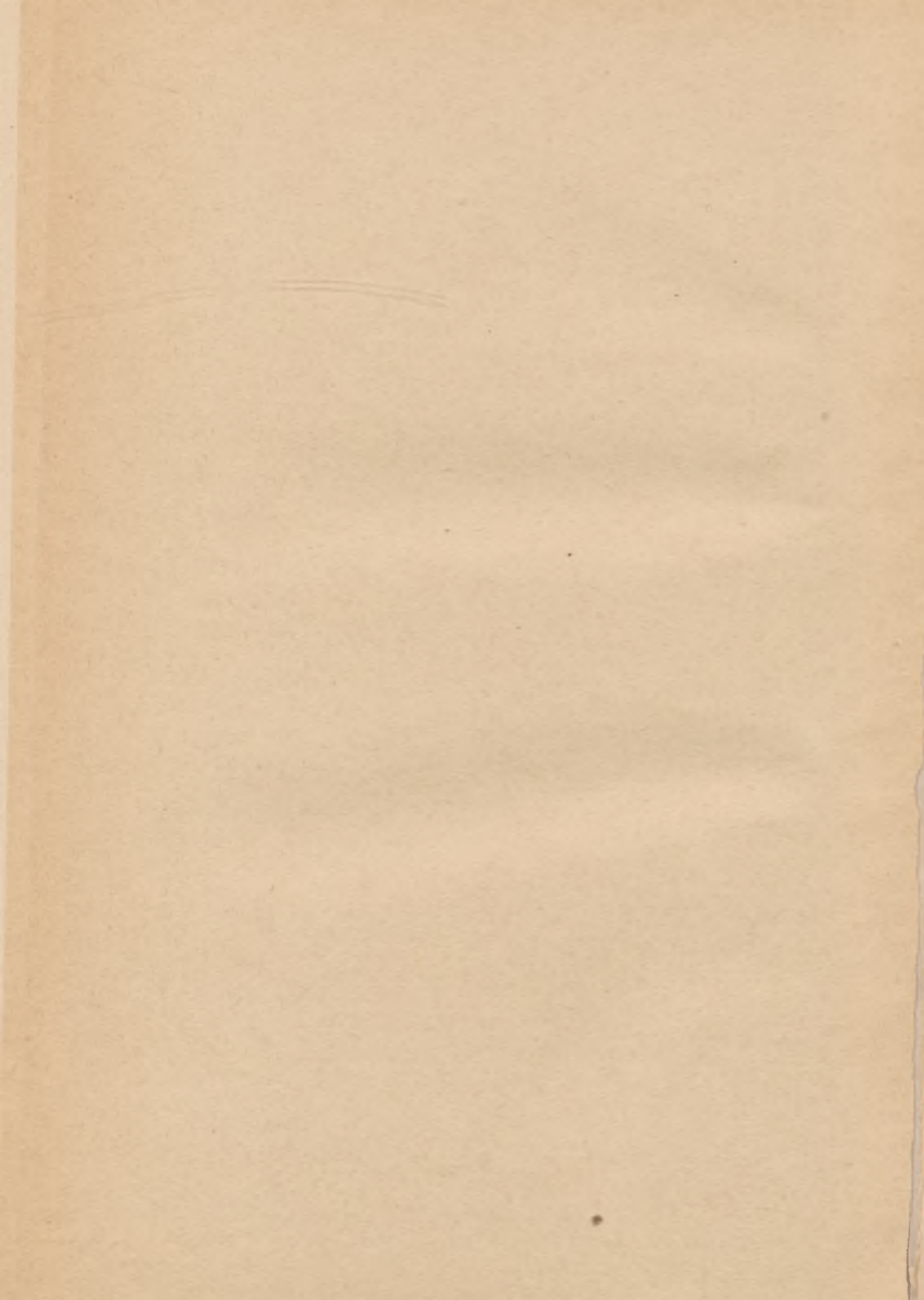
- R. F. Kaindl, Böhmen. Leipzig 1919
- Karl Beer, Geschichte Böhmens. Reichenberg 1921
- Bertold Bretholz, Geschichte Böhmens und Mährens. 4 Bde. Reichenberg 1921
- Bertold Bretholz, Lese- und Quellenbuch zur böhmisch-mährischen Geschichte
Augsburg 1927
- Wilhelm Wostry. Das Kolonisationsproblem. Prag 1922
- Karl Franz Leppa, Der Königsbrief. Augsburg 1925
- Erich Gierach, Aus Böhmens deutscher Vergangenheit. Eger 1923
- Erich Gierach, Altdeutsche Namen in den Sudetenländern. Reichenberg 1922
- Erich Gierach, Germanen am Eschengebirge. Reichenberg 1923
- Erich Gierach, Die Markussäule. Reichenberg 1923
- Ernst Schwarz, Zur Namensforschung in den Sudetenländern. Reichenberg 1923
- Helmut Preidel, Germanen in Böhmen. Reichenberg 1926
- Helmut Preidel, Germanen in Böhmens Frühzeit. Karlsbad 1934
- A. Schmidmayer, Geschichte der Sudetendeutschen. Karlsbad 1936
- A. Schmidmayer, Der Weg der Sudetendeutschen. Karlsbad 1938
- A. Ciller, Deutscher Sozialismus in den Sudetenländern und in der Ostmark.
Hamburg 1939
- Hans Krebs, Sudetendeutschland marschiert. Berlin 1939
- A. J. Berndt, Marsch ins Großdeutsche Reich. München 1939
- Rudolf Jung, Der nationale Sozialismus. München 1922
- Kurt Vorbach, 200000 Sudetendeutsche zuviel. München 1936
- Das Verhalten der Tschechen im Weltkrieg. Wien 1918
- Hanus Kuffner, Unser Staat und der Weltfrieden. Warnsdorf 1922
- Lehmann, Sudetendeutsche Stammeserziehung. Eger 1923
- Luise Fick, Die deutsche Jugendbewegung. Jena 1940
- Böhmerland. Zeitschrift für die Deutschen in der Tschechei. 1920/21/22/23

- Burschen heraus. Deutschböhmisches Wandervogelzeitschrift 1913/17
 Konrad Henlein, Führerlehrgänge im deutschen Turnen. Teplitz 1938
 Rudolf Jahn, Konrad Henlein. Karlsbad 1938
 Karl Hermann Frank, Sudetendeutschtum in Kampf und Not. Kassel 1935
 Konrad Henlein, Reden und Aufsätze zur völkischen Turnbewegung.
 Karlsbad 1934
 Karl Hermann Frank, Sudetendeutsche Politik. Zwei Reden. Karlsbad 1935
 Sämtliche Schriften des K.-H.-Frank-Verlages, Karlsbad, von 1933 bis 1938
 Konrad Henlein, Reden bis 1936. Karlsbad 1937
 Konrad Henlein, Heim ins Reich. Reden 1937 und 1938. Reichenberg 1939
 Ernst Tscherne, Das ist Konrad Henlein. Karlsbad 1938
 Ernst Tscherne, Weg und Werk. Gablonz 1937
 Toni Sandner, Die Leibeserziehung der Mannesjugend. Karlsbad 1934
 Erwin Winkler, Die Tschechoslowakei im Spiegel der Statistik. Karlsbad 1937
 Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Geschichte. Reichenberg 1935
 Josef Pfitzner, Sudetendeutsche Einheitsbewegung. Karlsbad 1937
 Josef Pfitzner, Das Sudetendeutschtum. Köln 1938
 Werner Pohl, Zwei Jahre sudetendeutscher Arbeitsdienst. Teplitz 1938
 Höß-Wettinger, SdP. im Parlament. 2 Bände. Karlsbad 1937/38
 Karl Hermann Frank, Sudetendeutschtum im Kampf. Karlsbad 1936
 Sebekovsky-Neuwirth, Kampf oder Verständigung. Karlsbad 1938
 Mons, Warum sudetendeutsche Selbstverwaltung. Karlsbad 1938
 Rudolf Sandner, Sudetendeutscher 1. Mai 1938. Karlsbad 1938
 Franz Höller, Von der SdP. in die NSDAP. Karlsbad 1939



92277^N





Von Ernst Frank

erschienen ferner:

Im Jungland-Verlag, Görlitz:

Kinder in Sonne

Ein Buch für frohe Leute. (1942) Zwanzigstes Tausend

Not hämmert Menschen

Roman. (1937) Zwölftes Tausend

Kameraden, wir marschieren

Roman. (1936) Siebzehntes Tausend

Leidenschaftliches Egerland

Erzählungen. (1933) Dritte Auflage in Vorbereitung

Im Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad:

Das Kolbenheyerbuch

(1937) Zehntes Tausend

Deutsches Leben

Jahrbücher 1936, 37, 38, 39, 40

Bei Walther Heinisch, Karlsbad:

33 Bilder zur Karlsbader Kulturgeschichte

(1934) Zweite Auflage in Vorbereitung

Nie pożyczaj się do domu

BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

// 413438

077